

OFFENSIVE
4 Jahre
AN DER



Ostfront

VON FRED GILDHORN



VERLAG OPRECHT & HELBLING A.G.ZÜRICH

Alle Rechte auch das der Übersetzung vorbehalten
Copyright by Verlag Oprecht & Helbling A. G. Zürich
Eingescannt mit OCR-Software [ABBYY Fine Reader](#)

«Lieb Vaterland

magst ruhig sein», so schallt es um Mitternacht des 10. November 1914 durch die Gassen von Müllheim.

Unter prasselndem Regen marschieren wir, 300 junge Bengels, singend zum Bahnhof, wo wir in Personenwagen verladen werden.

«Es geht nach Frankreich, nee, nach Russland,» so schwirrt es durcheinander.

Ist ja egal, die Hauptsache, wir kommen ins Feld.

Wir waren alles junge Burschen von 20 bis 25 Jahren und hatten vom Ernst des Lebens noch keinen Schimmer. Wir träumten von Schlachten und Siegen. Bei der Abfahrt singen wir «Siegreich wollen wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapferer Heeld», «Die Wacht am Rhein» und wie die Liederln alle heissen.

Wer uns auf unserer Fahrt gesehen, musste meinen, die Kerls fahren ins Schlaraffenland.

Als unser Zug langsam in die Bahnhofshalle von Karlsruhe einfährt, ist es bereits Tag. Brausende Hurrarufe erschüttern die Luft. Der Grossherzog ist auf dem Bahnhof und will von uns Abschied nehmen. Zehn, zwölf Köpfe hangen aus jedem Fenster, die untersten werden fast erdrückt und erwürgt. Jetzt, jetzt sehen wir ihn, inmitten eines Haufens hoher Offiziere steht er und salutiert lächelnd. «Hurra, Hurra, Hurrachch!» Von unten drückt mir einer mit der Faust auf die Gurgel. Rechtzeitig kollert dann die ganze Gesellschaft rückwärts in den Wagen; wir schnaufen wie Ackergäule. Neu einsetzendes Hurrarufen lässt uns wieder an die Fenster fahren. Der Zug zweigt rechts ab. Hurra, Hurra, jetzt ist es aus, es geht nach Russland.

Wir sehen einander in die glänzenden Augen. Den Russen werden wir es zeigen!

Würzburg, Halle, Königsberg, Breslau, eine wahre Triumph- und Jubelfahrt durch ganz Deutschland. Blumen an allen Orten, an den Wagen, an den Kleidern, Blumen auch in den Gewehrläufen.

Schokolade, Zigarren, Zigaretten, Wein, Bier, alles was wir nur wollen, erhalten wir an den Bahnhöfen.

«Zeigt's den Russen, Jungens, zeigt's, dass ihr Deutsche seid», so schallt es uns allerorten entgegen.

«Jawohl, die werden wir schon verdreschen!» Mit stolzgeschwellter Brust rufen wir's, und wir Kinder glauben, was wir sagen. Ein Fieber hat uns erfasst, ein Fieber, ran an den Feind zu kommen.

Endlich, endlich, wir können es kaum mehr erwarten, überfahren wir bei Nacht die russische Grenze.

In Tschenstochau werden wir ausgeladen. Tschenstochau – der Name kam mir so bekannt vor? ----- Richtig, ich hab's. Das ist ja die Stadt, welche ein Männerkloster besitzt, deren Insassen vor ein paar Jahren eine Frauenleiche, in ein Sofa verpackt, in den dort vorbeifliessenden Fluss warfen, dabei aber erwischt wurden und dadurch ihren göttlichen Nimbus einbüssten.

Wir marschieren durch nachtdunkle, holprige Strassen; links und rechts stehen hohe Häuser, an deren Wänden Gestalten vorbeihuschen, sonst ist nichts zu sehen. Bei einem grossen Gebäude machen wir halt; hier sollen wir die erste Nacht verbringen, die erste Nacht in Feindesland. Unvergesslich, wegen ihrer Schönheit? Nein. Bis jetzt hatten wir in der Kaserne in Betten geschlafen, und jetzt sagt man uns, auf den Zementboden zeigend: «Hier ist für heute eure Schlafstätte».

Ausser unsern Mänteln haben wir nichts zum Zudecken. Langsam dämmert es uns, dass es im Felde doch nicht so ganz rosig ist, wie wir es uns immer vorstellten. «Gottverklemmi!» fluchen die Elsässer, deren viele bei uns sind.

An ein Schlafen war der Kälte wegen nicht zu denken. Hin- aus durften wir nicht, und so versuchten wir eben die Nacht mit allerlei Dummheiten, die wir veranstalteten, totzuschlagen. Das ging eine Zeitlang, dann wurden uns die Dummheiten eben zu dumm. Wir begannen unsere Lage zu überdenken und hatten bald heraus, dass wir mit unserm Marsch ins Feld einen sehr schlechten Tausch gemacht. Am Morgen waren wir schon so ziemlich nüchtern und andere Menschen als noch am Tage vorher. Doch sagte keiner etwas, die Nacht war herum und darüber freuten wir uns.

Den Tag über ist freier Ausgang. Mit ein paar Kameraden mache ich mich auf, um das Kloster zu suchen. Wir finden es auch, grosse Gebäulichkeiten, vollgepfropft mit Militär. Leider verwehrt uns die Wache den Eintritt.

Wir durchziehen die Stadt kreuz und quer. Es gibt für uns allerlei Fremdartiges zu sehen, wir interessieren uns für alles. Die Bevölkerung sieht recht ärmlich aus. Von den Juden, deren viele mit ihren langen Kaftanen auf den Strassen herumlaufen und die ein sehr mangelhaftes Deutsch sprechen, erfahren wir, dass die Besitzenden geflohen und nur die Armen zurückgeblieben sind.

Vor uns breitet sich ein grosser Platz aus, und hier bekommen wir einen kleinen Vorgeschmack von den Leiden, welche die Bevölkerung im Kriegsgebiet zu erdulden hat.

Viele kleine Bauernwägelehen, vollgepackt mit allerlei Hausrat, stehen hier, von ihren jammernden Besitzern umringt, herum. Alles das am ersten Tage im Feindesland gesehen, prägt sich tief in unsere jungen Seelen ein. Gedankenvoll und schweigend kehren wir gegen Abend in unsere Quartiere zurück und finden unsere Kameraden in sehr gedrückter Stimmung. Auch sie haben gerochen und einen bitteren Geschmack mit ins Quartier gebracht.

Wie wird es erst sein, wenn wir selber drinstecken?

Feuertaufe

Mit Herz und Hand,
das Gewehr in der Hand,
fürs Vaterland.

Das war vor zwei Stunden, als wir aus Tschenstochau marschierten, jetzt ist es in unseren Reihen ziemlich still geworden.

Die schwere Ausrüstung, die wir zu schleppen haben, fängt an zu drücken, und die Füsse in den neuen Stiefeln fangen an zu brennen und zu schmerzen. Unter dem Helm hervor rinnen kleine Bächlein brennenden Schweisses in die Augen. Unterdrücktes Fluchen wird hörbar, immer tiefer sinkt unser Heldenmut. Lange Kolonnen von Flüchtlingen ziehen an uns vorüber, werfen uns scheue und ängstliche Blicke zu. Jetzt begegnet uns ein zurückmarschierendes Bataillon Infanterie. Männer mit Bärten; diese bestaunen wir mit grossen Augen. Die waren gewiss schon im Feuer und haben was erlebt.

«Sind wir noch weit von der Front?»

«Werdet noch früh genug hinkommen,» war ihre Antwort.

Weiter ging's in immer schwerer werdendem Marsch.

Endlich, um 3 Uhr nachmittags, kommen wir bei einem Divisionsstab an. Hier werden wir drei verschiedenen Regimentern zugeteilt und dann sofort wieder in Marsch gesetzt.

Um 5 Uhr – es ist schon völlig Nacht – marschieren wir immer noch. Das Fluchen wird immer lauter und kräftiger.

Wir durchziehen ein kein Ende nehmendes langes Dorf; es ist wie ausgestorben; alle paar Minuten gibt es eine Stockung. Jetzt tauchen da und dort Gestalten auf; wir wissen aber nicht, ob es Soldaten oder Zivilisten sind.

8 Uhr. Endlich: Wir sind am Ziel.

Sechzig Mann werden wir der neunten Kompanie zugewiesen.

Der Kompanieführer, Oberleutnant Unäsch, begrüsst uns mit gedämpfter Stimme.

«Kameraden, ich heisse Euch willkommen. Ihr kommt jetzt in warme Quartiere und erhaltet heissen Kaffee. Wir liegen hier in Reserve, aber in höchster Alarmbereitschaft, können also jeden Augenblick alarmiert werden; es darf keiner ein Kleidungsstück oder das Koppel mit den Patronentaschen abziehen. Gepäck und Gewehr muss jeder sofort bei der Hand haben. Die Korporäle führen die Mannschaften in ihre Quartiere. Abtreten!»

Wir kommen wirklich in eine warme Bauernstube. Kritisch besehen uns die fünf dort anwesenden Soldaten.

«Habt ihr Hunger?» – «Ja».

«Hier ist Kaffee und Brot, mehr haben wir auch nicht. – Was seid ihr für Landsleute?»

«Süddeutsche,» antworten wir. «Und ihr?»

«Pommern!»

«Hm. Süddeutsche und Preussen----- . Wo ist die Front?»

«Gerade vorm Dorf.»

«Aber man hört ja gar nichts!»

«Werdet schon noch genug hören.»

Mit Kaffeetrinken sind wir fertig; wir lassen uns denselben, wenn auch ohne Milch, gut schmecken.

Gerade machen wir es uns auf dem mit Stroh bedeckten Boden bequem, als einer die Tür aufreisst. «Alles raus!» ruft er. «Alarm!»

Die Alten fluchen; wir Jungen beben vor Spannung, was da kommen soll.

Fast lautlos treten die Gruppen auf der Strasse an.

«In Gruppen rechtsschwenkt! Marsch! Kein Wort sprechen!» höre ich den Kompanieführer sagen.

Vom Dorfe geht es ausgeschwärmt vorwärts.

«Greifen wir jetzt an?» frage ich zaghaft meinen Nebenmann.

«Nein, wir kommen in den Graben.»

«Warum?»

«Der Russe wird angreifen wollen. Verlier den Kopf nicht, Junge! Es ist nicht so schlimm.»

Vor uns tauchen jetzt am Boden Köpfe und Schultern auf. Ein metertiefer Graben, dessen Boden mit Stroh bedeckt ist, nimmt uns auf.

Der grosse Augenblick ist da: zum erstenmal in einem richtigen Schützengraben!

Jetzt sollen wir sogar noch helfen, einen feindlichen Angriff abzuschlagen. Wir machen es wie die Alten und schauen mit angeschlagenem Gewehr angestrengt nach vorn. Aber wie wir auch schauen, es kommt nichts. Schade, wir hätten doch gerne gesehen, wie die Russen anstürmen und im Feuer unserer Gewehre zusammenbrechen.

«Seid man froh, ihr jungen Dackel, dass sie nicht kommen; wartet mal noch ein paar Tage, dann werdet ihr vom Kriege schon genug kriegen.»

Nach zwei Stunden werden wir wieder aus dem Graben gezogen, ohne dass wir noch einen Schuss abgegeben oder einen solchen gehört haben. Wir sind etwas enttäuscht. Wenn das nun Krieg sein soll, dann halten wir es lange aus.

Am Morgen stolche ich durch das Dorf und stelle fest, dass auch noch etwas Zivilbevölkerung da ist.

In einem Haus, das ich betrete, kommt mir eine weinende Frau entgegen und gibt mir einen Zettel. Glucksend redet sie in einer Sprache, die ich nicht verstehe, auf mich ein und macht dabei mit den Fingern das Zeichen des Geldzählens.

Auf dem Zettel steht in deutscher Schrift: «Drei Gänse abgeholt.»

Da mich die Sache interessiert, schleppe ich einen polnisch sprechenden Kameraden herbei, und nun erfahren wir, dass einer drei Gänse abgeholt hatte; der Frau gab er den Zettel und log sie an, dafür erhalte sie das Geld von einem deutschen Offizier. Die Gänse sind natürlich fort und das Geld hat die Frau» heute noch zu kriegen.

Ich bin zum erstenmal auf Horchposten. Dreissig Meter vor der Stellung liege ich mit einem der Alten auf einer etwas erhöhten Stelle; ich strenge Ohren und Augen an, aber nichts passiert.

Nach zwei Stunden stetze ich, steif und verfroren, in den Graben zurück und beginne sofort Kniebeuge zu machen und mit den Armen um mich zu schlagen. Ein Versuch, zu schlafen, misslingt, es ist zu kalt. Im Laufschrift machen wir hintereinander acht Schritte hin und acht Schritte her, die Füße werden dabei warm, aber nicht der Körper; mir ist, als hätte ich gar keine Kleider an.

Vor Tagesanbruch gehen wir aus dem Graben, kommen aber nicht in die Quartiere, sondern marschieren sofort nach rückwärts.

Der sinkende Tag findet uns immer noch auf dem Marsch; wir merken allmählich, dass jetzt etwas anderes gespielt werden soll. Links und rechts von uns sehen wir, so weit das Auge reicht, marschierende Infanteriekolonnen. Vor einem Walde gibt es Halt. Während die alten Mannschaften nur wenig sprechen, haben wir Jungen trotz unserer Müdigkeit immer den Schnabel auf. Alles, was wir hier sehen, ist uns neu und erregt unsere Aufmerksamkeit.

Durch den Wald hindurch, in einem Dorf angekommen, stehen wir bis gegen 11 Uhr bei grosser Kälte auf der Strasse; es ist verboten, ein Haus zu betreten.

Auf einmal ein Aufblitzen, ein Pfeifen, ein grässliches Heulen, dem ein schwerer Krach folgt. Gott, was ist das? So was hab ich noch nie gehört! Staunend erhebe ich mich vom Boden. Wer mich nur umgeworfen hat? Oder hab ich das selbst getan?

Das also war die erste Granate?

Ich merke erst jetzt, wie ich am ganzen Körper schlottere, und mir wird plötzlich so sonderbar im Magen. «Du, darf man hier austreten?» frage ich einen Alten. Seine Antwort kann ich nicht abwarten, es pressiert unheimlich; glücklicherweise bringe ich noch die Hosen runter. Es waren auch noch andere, denen dies nicht mehr möglich war. Die Alten geben sich ehrlich Mühe, um uns zu beruhigen.

Matt, frierend und gedrückt stehen wir jetzt herum.

Endlich um 11 Uhr führt man uns in einen mit Stroh gefüllten Schuppen. Licht darf nicht gemacht werden. Mit Mühe sucht sich jeder ein Lager. Zum Schlafen kommen wir aber nicht. Der Schopf ist auf beiden Seiten offen und wird von einer eisigen Kälte durchzogen.

Fünf Uhr früh; noch ist es Nacht. «Alles raus!»

Vor der Scheune steht eine Feldküche. Mit umgehängtem Gewehr und Gepäck trinken wir heissen Kaffee. Währenddem beginnt es zu tagen. Vor uns sehen wir ebenes Gelände. Vorn, in weiten

Abständen, Doppelposten in knieender Stellung. Sie erhielten soeben Befehl, zurückzukommen.

«Kompagnie antreten! Ausschwärmen!»

In Abständen von zwei Metern, von Mann zu Mann, gehen wir mit schussbereitem Gewehr langsam vor. So scharf wir Jungen auch ausschauen, wir sehen gar nichts, nur weit vorn scheint ein grosses Dorf zu sein. Metzner höre ich gerade fragen, ob dort der Russ' drin sei, als eine Salve aus vielen Gewehren, dem prasselndes Einzelfeuer folgt, die Morgenstille zerreisst. Mit scharfem Pfeifen schwirren uns die Kugeln an den Köpfen vorbei.

Während ich mich blitzschnell auf den harten Boden werfe, wird mir klar, dass dies nur erst der richtige Anfang ist.

«Feuer eröffnen!» Wir schiessen Löcher in die Luft, zu sehen ist nichts.

«Sprung, auf, marsch, marsch!»

Nach zwanzig Metern liegen wir wieder langgestreckt auf dem Boden. Die Russen schiessen wie toll, wir nicht minder.

Vor meinem Kopf spritzt Erde auf.

«Sanitäter!» ruft einer rechts.

Ich drehe meinen Kopf nach dort und sehe, wie einem der Helm ins Gesicht gerutscht ist. Der den Kopf einhüllende wollene Kopfschützer ist blutdurchtränkt.

Während ich mir bis jetzt über die bei mir einschlagenden Kugeln weiter keine Gedanken machte, wurde es nun mit einemal anders.

Also, das kann auch mir passieren. — —

Von rechts kommt Befehl zum Eingraben. Den Tornister vor dem Kopf, auf der Seite liegend, bemühen wir uns, mit unsern kurzen Spaten Löcher in den Boden zu kriegen. Keine leichte Arbeit. Die Erde ist hart gefroren. Dazu schlagen dicht bei uns die russischen Kugeln ein.

Es vergeht eine mühevollen Stunde, bis ich ein Loch habe, in welches ich mich hineinzwänge. Wir arbeiten uns dann links und rechts entgegen und stellen so einen durchgehenden Schützengraben her.

Drei Tage und drei Nächte bringen wir in demselben knieend und liegend zu. Die Gefechtstätigkeit beschränkt sich auf Gewehrfeuer, hin und wieder kommt auch mal eine russische Granate. Um die grosse Kälte weniger zu spüren, schiessen besonders wir Jungen fortwährend.

Die russische Stellung ist mindestens noch zweihundert Meter von uns entfernt und nur undeutlich an den aufgeworfenen Erdhügeln zu erkennen.

In der dritten Nacht wird jedem Zug erlaubt, sich auf zwei Stunden in einem geheizten Wohnhaus aufzuwärmen. Vor Eile, ins Warme zu kommen, vergesse ich mein Gewehr mitzunehmen. Ich merke dies erst, als die andern ihre Knarre in dem warmen Raum an die Wand stellen.

In Hockstellung beginne ich auf einer Karte meinen Angehörigen mitzuteilen, wo ich mich befinde; aber nach ein paar Worten sinke ich ermattet zu Boden. Drei kalte Nächte ohne Schlaf und wenig Essen und jetzt plötzlich in einer heissen Stube, das ging über meine Kräfte.

Schwer war das Erwachen. Schlaftrunken und die Arme vollgepackt mit Stroh, wanken wir wieder dem Graben zu. Wir müssen gut aufpassen. Leicht können wir zwischen zwei unverbundenen Grabenstücken hindurchirren und drüben beim Russen landen.

Es ist 9 Uhr früh. Punkt 12 Uhr sollen wir angreifen. Unsere Artillerie bearbeitet wuchtig die russische Stellung. Dicker, schwarzer Rauch deckt dieselbe vollständig zu. Immer stärker und rasender wird das Feuer, immer zahlreicher die hohen Rauch- und Dreckfontänen. Wie hypnotisiert starre ich hinüber. Kann dort drüben auch nur noch ein einziger Mensch am Leben sein?

Wie aus weiter Ferne schlagen die Worte: «Gepäck fertig machen!» an mein Ohr. Zitternd und verstört schaue ich um mich und sehe, wie die Kameraden schweigend ihre Tornister umhängen.

Jetzt soll es also ernst werden -----, weiter denken kann ich nicht mehr. Rechts gehen sie schon aus dem Graben.

«Dritter Zug! Sprung! Alles raus!»

Hastig, halb von Sinnen vor Aufregung, klettern wir aus dem Graben und rennen nach vorn.

Donnerwetter, was die Russen schießen! Das heult, pfeift und japst nur so um die Ohren. Lang liegen wir auf dem Boden und schießen, was aus den Gewehren mag.

Huiii Krach! Jetzt kommen auch noch Granaten und Schrapnells. Teufel nochmal, ist das ein Durcheinander!

«Gruppe Lenz, Sprung auf, marschmarsch!»

Nach ein paar grossen Sätzen kriege ich einen Schlag auf den linken Oberarm und falle wie ein Sack zu Boden.

«Was hast du?» ruft unser Korporal Lenz.

«Ich glaube, ich bin getroffen.»

«Wo, tut's weh?» – «Nein!»

Wieder springen wir einige Meter, werfen uns hin und schies-
sen.

Tacktacktacktacktacktack srrrr, verflucht, wie die uns bearbei-
ten! «Vorgehen! Vorgehen, nicht liegen bleiben! Sprung!»

Es brennt mich am Oberarm, ich spüre Nässe.

«Soll ich zurückgehen, ich bin doch verwundet?» frage ich zag-
haft den neben mir feuernden Lenz.

«Nein, mitkommen! Auf!»

Wir springen mit seitwärts gesenktem Kopf, wie bei starkem
Regen. Einmal schau ich mich beim Liegen um. Überall verstreut lie-
gen menschliche Körper. Jetzt erst merke ich, dass die links und
rechts von mir liegenden Gruppen Lücken aufweisen; auch entdecke
ich, dass von unserer Gruppe Giesler fehlt.

«Der dritte Zug hört auf mein Kommando,» brüllt einer.

Der Zugführer muss tot oder schwer verwundet sein. Es geht
schon dem Abend zu, und wir sind immer noch 50 Meter von
der russischen Stellung entfernt. Wir können uns nur noch einzeln
kriechend vorarbeiten.

«Bajonett aufpflanzen! Neunte Kompagnie, marsch, marsch!»

Den Kompagnietambour sehe ich, wie er, in einer Ackerfurche
liegend, das Fell seiner Trommel bearbeitet, von hinten blies es Tata-
tata tatatata.

Sturmangriff! Totentanz'

Immer näher kommen wir dem Graben, einzelne Russen
flüchten aus demselben und brechen nach wenigen Sätzen, von
Kugeln durchbohrt, zusammen. Rechts sehen wir die Russen hau-
fenweise den Graben verlassen, und von Kugeln und deutschem
Schrapnellfeuer verfolgt, ins nahe Dorf eilen. Vor uns erheben
sich viele Hände; es sieht aus, als wüchsen sie aus dem Boden.

Mit ein paar letzten Sätzen sind wir dort. Flehende schmutzige
Gesichter. Vor mir streckt einer seine Hände hoch, zeigt immer auf
den Ringfinger und spricht dabei bettelnde fremde Worte.

«Ich tue dir doch nichts, Mann», versuche ich ihn zu beruhigen;
aber erst als ich ihm die Hand reiche, ist er überzeugt, dass ich ihn
nicht töten will. Nur mit Mühe kann ich ihn davon abhalten, mir die
Hände zu küssen.

Überall war es aber nicht so, ich sah schlagende und ste-
chende Gewehre. Oberleutnant Unäsch, den ich in der folgenden
Zeit als guten Menschen kennen lernte, höre ich rufen: «Was

ist das für ein Unsinn? Ich erschiesse jeden, der einen wehrlosen Russen umbringt. Pfui, schämt euch!»

Langsam kehrt bei mir das normale Bewusstsein wieder zurück. Mir ist, als erwache ich aus einem schweren Traum, vor dem mir graut.

Feuertaufe-----?

So also sind die Menschen – – –. Sie bringen es fertig, andere kalten Blutes auf grässliche Art zu ermorden -----?

Und das ist nun wirklicher Krieg, auf welchen hin wir schon vom ersten Schuljahr an erzogen wurden? Wie hiess es doch im ersten Lied? «Ein scheckiges Pferd, ein blankes Gewehr.» und «Ich bin ein Soldat, man sieht mir's wohl an, ich marschiere schon grad, halt Schritt wie ein Mann.»

Oh, was habt ihr aus uns gemacht?

Hindenburg hat gesagt

Mit meinem erhofften Oberarmschuss ist es nichts. Beim Aufsuchen des Verbandsplatzes spüre ich deutlich, wie der schmerzende Arm – die Hand liegt vorsorglich zwischen Mantel und Waffenrock – immer steifer wird, und jetzt stellt der sehr beschäftigte Arzt fest, und ich sehe es auch selbst, dass es leider nur eine kleine, nicht mal mehr blutende Streifwunde ist. Ich erhalte ein Pflaster drauf und Befehl, sofort wieder zu meiner Kompanie zurück zu gehen.

Wie ich höre, sind unsere Verluste gross. Bei den Österreichern, die links von uns im Gefecht liegen, sollen ganze Kompanien aufgerieben worden sein.

Lange treibe ich mich noch in dem zum Verbandsplatz eingerichteten Bauernhaus herum. In einem Zimmer arbeitet der Bataillonsarzt mit seinen Gehilfen. Bahre um Bahre, beladen mit stöhnenden Menschen, wird hineingetragen, mit Verbänden an Kopf und Körper kommen sie wieder heraus und werden auf den mit Stroh bedeckten Boden gelegt. Ein Leichtverwundeter sagt mir, dass hinterm Hause schon gegen zwanzig liegen sollen, die unter den Händen des Arztes oder kurz nachher gestorben sind.

«Was tun Sie hier?» herrscht mich einer an.

Ich schaue in ein rotes Bullenbeissergesicht, ein grosser Kerl in Feldwebeluniform steht vor mir.

Zum ersten Male sehe ich da unsern Kompagniefeldwebel Kullicke, der wegen seiner Frechheit den Mannschaften gegenüber bei der ganzen Kompagnie verhasst ist. Ich drücke mich, ohne etwas zu sagen, an ihm vorbei. Vor dem Hause stosse ich auf Holzer, der einen Streifschuss an der Brust hat und auch wieder zurückgeschickt worden ist.

Heute Nacht gehen wir nicht mehr nach vorne, sagen wir uns. Bei den Artilleristen finden wir in einer warmen Stube Unterkunft und auch zu essen. Wie das gut tut, sich in einer warmen Stube mal wieder zum Schlafen niederlegen zu können! Gegen Morgen weckt uns eine wilde Schiesserei. Was ist los?

Die neunte Kompagnie rückte gestern bei Nacht in das vor ihr liegende Dorf ein in der Meinung, dass sich der Russe in den zweihundert Meter hinter dem Dorfe liegenden Wald zurückgezogen habe, und erst beim Morgengrauen stellt sich heraus, dass der Russe die Nacht über auch im Dorfe war.

Russische und deutsche Posten laufen aneinander vorbei und erkennen sich erst, als es zu tagen beginnt. Darauf ein grosses Hallo und eine tolle Schiesserei. Das Ende ist die Gefangennahme einer stark dezimierten russischen Kompagnie.

Bei unserer Feldküche, die gerade von vorne zurückkommt, erhalten wir heissen Kaffee, Brot und Speck. Währenddem kommt Feldwebel Kullicke und nennt uns, weil wir immer noch hier und noch nicht bei unserer Kompagnie sind, dreckige Lümmels, Drückeberger und -----.

«Herr Feldwebel Kullicke!» Die Stimme muss der kennen, denn er hört auf zu schimpfen und zuckt zusammen. Neben der Küche steht ein etwa sechzigjähriger Major. Wie wir nachträglich erfahren, ist es der Bataillonskommandeur, Major von Bogen. Er herrscht Kullicke an: «Weshalb sind Sie nicht vorne bei Ihrer Kompagnie?» Verdattert steht der Feldwebel da.

«Waren Sie gestern mit im Gefecht?»

«Nein, Herr Major.»

«Wie kommen Sie dazu, sich von Ihrer Kompagnie zu entfernen? Ich hätte das Recht, Sie zu erschiessen. Wenn das noch einmal vorkommt, haben Sie Schlimmes zu erwarten.»

Später wurde das abgeändert. Es war für die Kompagnie von Nachteil, wenn der die Geschäfte der Kompagnie führende Feldwebel bei seinem Tod oder seiner Verwundung immer wieder durch einen andern ersetzt werden musste.

Während der Major den Feldwebel abkanzelt, machen wir uns dünn. Wir müssen ja auf alle Fälle wieder zur Kompagnie.

Vor uns läuft schon einer, der etwas auf der Schulter trägt, den holen wir bald ein. Es ist der Fähnrich des Regiments mit der in Wachstuch eingehüllten Fahne.

Von vorne kommen immer noch einzelne in Gefangenschaft geratene Russen und leichtverwundete Deutsche. Von weit rechts aus einem Walde kommen einzelne Gewehrschüsse; die gelten, wie wir bald merken, uns. Wir springen in den Strassengraben und gehen darin gebückt weiter. Der Fähnrich zieht seine Fahne, die er an eine Schnur gebunden hat, hinterher. Auch Holzer, einer der Alten, hat etwas zu ziehen. Eine erschossene Gans, steifgefroren, wollte er auf der Strasse nicht liegen lassen und schleppt sie mit. Er meint, zum kochen werde es schon Gelegenheit geben.

An der russischen Stellung von gestern angelangt, machen wir halt und sehen uns die zerschossenen Gräben an. Viele Tote, halb zugedeckt und zum Teil bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, liegen hier herum. Als wir weiter gehen wollen, werden wir von halbrechts heftig beschossen. Es bleibt uns deshalb nichts anderes übrig, als hier die Nacht abzuwarten. Im Dorfe finden wir unsere Kompagnie in Häusern einquartiert. Um 11 Uhr nachts fangen wir an, vor dem Dorf einen Schützengraben auszuheben, welcher bei Tage durch Laufgräben von den Häusern aus zu erreichen ist. Vierzehn Nächte bleiben wir hier. Bei Tage ziehen wir uns ins Dorf zurück, nur die Posten bleiben draussen. Achtzig Meter halbrechts befindet sich ein Haus, für das unsere Kompagnie des Nachts einen Unteroffiziersposten zu stellen hat. Unsere Gruppe befand sich zweimal dort. Eine ungemütliche Ecke. Auf Posten hatte man das Gefühl, der Russe wisse ganz genau, wo er hinzuschiesse habe. Einzelne Kugeln pfeifen hart am Kopf vorbei und klatschen in die Häuserwand. Zweimal kehrt bei Tagesanbruch die Gruppe nicht zurück. Beidemal wurde festgestellt, dass die Gruppe überfallen und alle erstochen worden waren, ohne dass wir etwas von dem Überfall merkten. Der Posten wurde daraufhin aufgegeben und das Haus von unserer Artillerie zusammengeschossen.

Bei Tage ist im Dorf hinter den Häusern Appell mit den Ausrüstungsgegenständen und Gruppenexerzieren; aber immer macht der Russe dieser Spielerei durch Schrapnellfeuer ein rasches Ende. Die übrige Zeit vertreiben wir uns auf unsere Art. Ich nehme an einer Jagd auf das letzte Huhn, das im Dorf ist, teil. Zehn Mann, mit Prügeln bewaffnet, jagen wir hinter demselben her und jagen es glücklich in das Revier der elften Kompagnie.

Raimund Buchmüller hat eine feine Nase. «Es müssen junge Schweine im Dorf sein,» sagt er. Er muss es ja wissen, ist Metzger

und immer auf der Suche nach etwas Fressbarem. Zu zweit klopfen wir Stall um Stall, Scheune um Scheune in unserem Revier ab. «Nichts, du hast dich getäuscht.»

Wir sind schon im Revier der elften Kompagnie. Wenn die uns erwischen, schlagen sie uns die Knochen kaputt.

«Hörst du?»

Ich lausche angestrengt und höre nichts.

Raimund schnauft wie ein Jagdhund und schleicht auf eine halbzerschossene Scheune zu. Er grunzt naturgetreu wie ein richtiges Schwein und bekommt Antwort. In einer dunkeln Ecke kauern zwei schöne Ferkel. Für uns!

Wir besprechen den Rückzug. Durch das Revier der elften Kompagnie kommen wir nicht. Dann gehen wir eben auf die Gefahr hin, vom Russen beschossen zu werden, ausserhalb des Dorfes zurück. Ein rascher Griff nach den Hinterbeinen und mit Schwung über den Kopf. Gott, wie die schreien! Raimund denkt nicht mehr daran, hintenherum zu gehen, und rast mit seinem schreienden Bündel mir voran durch das Revier der Elfsten. Die wissen erst nicht, was los ist, und als sie es begriffen, ist es bereits zu spät. Auf ihr «Halt, ihr Gauner!» lassen wir uns nicht ein.

Gerade, als wir beim Schlachten sind, kommt Kullicke und verlangt, dass das Fleisch bei der Küche abgeliefert werden soll. «Nichts zu machen,» sagt unser Korporal Lenz. Aber Kullicke bringt es doch fertig, dass wir die Hälfte abgeben müssen. Aber dafür beteiligt sich jetzt am Sattfressen nur Gruppe Lenz. Während die andern das Ferkel zum Braten richten, gehe ich mit Bogle Kartoffeln suchen. In einem Keller finden wir nebst Kartoffeln eine goldene Monstranz, welche die Bauern aus der Kirche genommen und dort versteckt hatten. Ich übergebe dieselbe dem Kompagnieführer, welcher sie wieder in der kleinen Kirche auf den Altar stellt. Am Mittag war grosses Festessen, und am andern Tag hatte Gruppe Lenz lange Sitzungen auf der Latrine und Kullicke, der Küchenbulle, sowie der Oberleutnant samt seinem Burschen auch. Ganz in Ordnung!

Eine klare, kalte Nacht. Kleine Wölkchen jagen am mond hellen Himmel. Ich sehe die zwei Köpfe des Horchpostens vor mir aus der Erde ragen, unbeweglich; es könnten ebensogut zwei Kohlköpfe sein.

Wie der Zwieback hart ist! In tiefes Denken versunken, lehne ich an der Grabenwand und schiebe ein Stückchen ums andere des Loreleigebäcks zwischen die Zähne.

Was tue ich eigentlich hier? Mir kommen ketzerische Gedanken, wie schön es jetzt daheim wäre – -. Ich kämpfe mit mir sonst ungewohnten Gefühlen. Mir wird schwer und schwerer. Mächtig überfällt mich hier in kalter Nacht die Sehnsucht nach zu Hause. Mit Gewalt reisse ich mich zusammen, um nicht laut loszuheulen. Allmählich gewinne ich meine Fassung wieder. Es muss doch bald Frieden werden, mit diesen Gedanken schlafe ich, auf etwas Stroh liegend, trotz der Kälte, nach der Ablösung ein.

Erregte Rufe wecken mich, es fängt gerade an zu tagen. Fünzig Meter vor dem Graben versucht eine russische Patrouille, die sich verirrt haben muss, zu flüchten. Durch Zurufe konnten sie bewogen werden, anzuhalten. Sie wählten von zwei unabwendbaren Übeln, dem Tod oder Gefangenschaft, das letztere.

Heute hat unsere Gruppe den Tagesposten im Zugsabschnitt. Zu sehen gibt es nicht viel; rechts vor uns einige Häuserruinen, weiter vorn ein hoher Wald, in dem die Russen sitzen. Um neun Uhr fängt unsere Artillerie das gewöhnliche Feuer an, es wird aber vom Russen nur schwach erwidert. Bogle wirft schon eine Weile seine grosse Nase in der Luft hin und her und fängt plötzlich laut an zu lachen. Was ist los?

«Mensch, jetzt wieder!» brüllt er und verfolgt mit den Augen etwas in der Luft.

«Was hast du denn? Du bist verrückt geworden!»

Wieder macht er mit dem Finger einen Bogen durch die Luft. Endlich sehen wir es auch. Wenn man nach der Richtung des Granatabschusses schaut, sieht man die Granate wie einen feinen Strich mit ungeheurer Schnelligkeit durch die Luft sausen und kann vorausbestimmen, wo sie ungefähr niedergeht. Zum Lachen finde ich zwar nichts dabei; aber nun haben wir etwas, worüber wir reden können. Wir haben uns sonst im Graben nicht viel zu sagen.

Am Mittag hat Bogle wieder was Neues.

«In einer Stunde wird mit Minen geschossen.»

«Was ist das, Minen?»

«Hab' dort hinten im Graben eine klotzige Kanone gesehen. Sie sagen, es sei ein Minenwerfer; die Minen sollen zwei Zentner schwer sein.»

Gespannt warten wir. Nach einer langen Zeit hört man einen schwachen Abschuss; etwas Grosses, Schwerfälliges wackelt fast steil in die Luft. Das ist die Mine. Jetzt sieht es aus, als besinne sie sich einen Augenblick, wo sie hinwolle; dann saust sie in schräger Richtung dem Walde zu. Ein furchtbarer Krach. Drüben steht

plötzlich eine grosse, schwarze Rauchwolke, darüber hinweg wirbeln entwurzelte Bäume. Wir, die wir mit dem Oberkörper aus dem Graben hängen, fliegen von dem Luftdruck, den die Mine zweihundert Meter vor uns erzeugt, an die Rückwand des Grabens.

Gegen Abend sehe ich den Werfer selbst. In einem Loch, dicht hinter der Stellung, steht ein dickes Ungetüm ohne Räder. Die Mine, halb so gross wie ein Mann, wird von einem Kranen gehoben und von vorne in das kurze Rohr eingelassen, aus welchem sie noch zu einem Drittel hervorragt.

Jede halbe Stunde lassen sie so ein Biest ab. Das geht auch während der Nacht, wo wir die Kästen feuerspeiend in die Luft steigen und drüben krepieren sehen. Dafür gibt's nach Mitternacht von russischer Seite schwer Zunder. Ein solches Feuer hat die russische Artillerie nicht mal bei unserm letzten Angriff entwickelt. Bis zum Morgen hat unsere Kompagnie vier Tote und fünf Schwerverwundete zu verzeichnen.

Der Russe ist weg. Er hat sich, ohne uns Adieu zu sagen, davon gemacht. Langsam nähern wir uns dem Waldrand; aber anstatt auf die Russen zu stossen, sehen wir dort einen langen Kerl im schwarzen Ledermantel herumspazieren.

«Na, wenn der schon hier ist, dann ist der Russe schon weit.»

«Wer ist das?»

«Den kennst du nicht? Dann bekiek ihn dir mal richtig, das ist der Regimentskommandeur, Oberst von R, 'ne feine Nummer.»

Hm, hat der aber ein freches Gesicht!

Unser Kompagnieführer meldet und ruft dann: «Kompagnie, halt!»

Der Oberst besieht sich ein paar Leute und fragt dann einen, weshalb er einen Vollbart trage- Keine Antwort.

«Herr Oberleutnant, in meinem Regiment werden keine Bärte getragen, ich will nur junge Leute sehen.» Lässig legt er zwei Finger an den Helm und geht weg, auch ohne uns Adieu zu sagen, genau wie der Russe.

Hier im Wald sieht es aber böse aus. Die Minen haben die Bäume kreuz und quer durcheinandergeworfen. Dazwischen liegen tote Russen. Aus dem Wald herausgekommen, sehen wir bei anbrechender Nacht rechts vor uns ein grosses Gut mit langen Gebäulichkeiten, Ställen und Scheunen. Vorm Gute stehen grosse Strohmieten. An einer derselben muss ich mit Staud sogleich auf Posten ziehen. Obwohl kein Schuss fällt, kommt uns der Platz bei

eingebrochener Nacht recht unheimlich vor. Wo ist der Russe, nah oder fern? Niemand weiss dies. Man sagt nur: «Äusserste Vorsicht!»

Wir strengen Augen und Ohren an und wagen kein Wort zu sprechen. Steif gefroren werden wir nach zwei Stunden abgelöst.

Als wir zurückkommen, ist unsere Feldküche noch nicht da; sie muss sich verirrt haben. Eine Gruppe ist bereits nach ihr suchen gegangen. Eben sagt einer, die haben das Essen zum Russen rübergebracht, da kommen sie angefahren. Die suchende Gruppe kommt erst viel später. Das Essen ist heiss, genug und gut, Bohnen mit Fleisch und dann noch Kaffee.

In einem grossen Stall finden wir alle Unterkunft. Die Küchen und Bagagedragoner sind auch darin untergebracht, ebenso die Pferde.

Licht darf nicht gemacht werden. Ein jeder sucht es sich im Dunkeln so bequem als möglich zu machen. Von Bequemlichkeit zu sprechen, ist allerdings etwas viel.

Vollständig angekleidet, den Helm auf dem Kopf, das Koppel, an welchem die Patronentaschen, Seitengewehr, Spaten und Brotbeutel befestigt sind, um den Leib, Gewehr scharf geladen im Arm, so liegen wir dichtgedrängt nebeneinander. Wir werfen uns bald auf diese und bald auf jene Seite. Überall drückt es, und jetzt, wo unsere Körper aufzutauen beginnen und uns etwas warm wird, fangen die Läuse an, uns zu plagen- Verflucht, ist das doch ein Elend!

Allmählich wird es ruhig, nur die Pferde stampfen und kauen an ihrem Heu. Ich liege noch nicht lange in einem leichten Schlummer, da werden wir durch einen lauten Schrei hochgerissen. Im Nu herrscht ein wildes Durcheinander. «Alarm!» brüllt einer. Am untern Ende des Stalles krachen Gewehrkolben auf Schädel. Ich stehe mit dem Rücken an der Wand, ohne mich zu rühren.

«Aufhören, aufhören, es ist ja gar nichts!»

Gleichzeitig leuchten Dutzende Taschenlaternen auf, da und dort werden auch Kerzen angezündet. Unweit von mir wird eine Türe aufgerissen. «Was zum Teufel ist hier los? Sofort Licht ausmachen!»

Ja, was war eigentlich?

Ein Pferd hatte sich losgerissen und war mit seinem Huf auf einen Kameraden getreten. Das war der, welcher den Schrei getan, und wir andern glaubten an einen Überfall. Die Folge war ein

wildes Aufeinanderlosschlagen mit den Gewehrkolben. Drei Mann müssen schwerverletzt weggetragen werden.

Die Witterung hat umgeschlagen, ein feiner Regen rieselt auf uns hernieder. Schon lange steht das Regiment, Kompagnie an Kompagnie, auf einem grossen Feldplatz. Wir warten auf den Regimentskommandeur. Endlich kommt er, gefolgt von seinem Adjutanten, im Galopp angesprengt. «Guten Morgen,tes Regiment!» brüllt er. «Guten Morgen!» schallt es zurück.

«Kameraden, ich entbiete euch den Gruss unseres tapferen Führers der zehnten Armee, Generalfeldmarschall von Hindenburgs. Die Russen befinden sich vor uns in voller Flucht; es gilt, ihnen in scharfen Märschen den Rückweg abzuschneiden. Hindenburg hat gesagt, dass er bis zur Weihnacht mit den Russen fertig sein will. Die Herren Bataillonskommandeure lassen die Bataillone sofort in Marsch setzen. Das erste Bataillon übernimmt die Spitze. Kameraden, haltet euch tapfer. Auf Wiedersehen!»

Also bis Weihnachten soll es Frieden geben -----? Wenn das so aussieht, dann wollen wir die Märsche schon auf uns nehmen.

Allüberall sieht man hoffnungsfreudige Gesichter, nur einen höre ich sagen: «So'n Schwindel!»

Vormarsch

Stunde um Stunde verrinnt, ein langer Heerwurm windet sich mühselig im tiefen Land vorwärts. Wir marschieren bis zur einbrechenden Dunkelheit, ohne etwas gegessen zu haben. Unsere Feldküche kann so rasch nicht nachkommen, hiess es.

In einem Dorf machen wir halt. Es ist kalt, und es regnet. Niemand weist uns Quartiere an. Nach langem Herumstehen kauern wir uns auf den Boden und verbringen so die Nacht.

Schon um fünf Uhr marschieren wir weiter, und unsere Küche ist noch nicht da. Heute bilden wir, die neunte Kompagnie, die Spitze. Hungernd und ermattet, den Kopf gesenkt unter der schweren Last des Gewehres, das am Hals wie ein Bleigewicht hängt – so geht es vorwärts, Tag für Tag.

Bei Tag Regen mit spärlichem Sonnenschein abwechselnd, des Nachts Kälte und Frost. Nur selten kommen wir in Quartiere; man lässt uns einfach da nächtigen, wo wir anhalten. Die Hüften sind von der ständigen Reibung des Koppels, dem Regen, dem Schweiss des Körpers und der schmutzigen Wäsche wundgerieben und schmerzen heftig. Unsagbar ist die Qual, welche uns die Läuse be-

reiten, demoralisierend der ständige Hunger. Vorwärts, immer vorwärts! Von den Russen ist nichts zu sehen und nichts zu hören.

«Kompagnie, halt! Setzt die Gewehre zusammen! Gepäck abhängen!»

Es ist ungefähr Mittag. Jetzt wäre es Zeit, das Mittagessen einzunehmen, aber die Küche ist mal wieder nicht da. Zweihundert Meter rechts liegt ein Dorf, dort müsste man doch etwas zum Fressen kriegen? Anscheinend um mal auszutreten, erhebe ich mich und winde mich an einem Gebüsch entlang dem Dorf zu. Immer kleiner wird der Abstand; die letzten dreissig Meter nehme ich im Laufschrift und stürze in das erste Haus. Gerade als hätte sie auf mich gewartet, trägt eine Frau einen Topf voll zerstampfter Kartoffeln auf den Tisch. Im gleichen Augenblick werfe ich einen Blick durchs Fenster und sehe, dass das Bataillon bereits wieder marschirt- Ohne auf die verdutzte Familie zu achten, drücke ich meinen Feldbecher tief in den Brei und pflastere noch eine grosse Handvoll oben drauf.

«Danke, danke,» sage ich hastig und renne davon. Atemlos vom Laufen, hänge ich mein Gepäck um und eile meiner Kompagnie nach.

«Wo wollen Sie hin?» Das ist Kullickes Stimme. Wenn er nicht gerufen hätte, wäre ich an meiner Kompagnie vorbeigerannt, ohne sie erkannt zu haben.

«Wo waren Sie?»

«Austreten, Herr Feldwebel.»

«Im Dorf waren Sie! Warte, Junge, dich werden wir schon kriegen.»

«Egal,» denke ich. In meiner rechten Manteltasche steckt ein Becher voll Kartoffeln, das ist vorläufig die Hauptsache.

Weiter ging es, Kilometer um Kilometer, die Kartoffeln sind schon lange verschluckt; aber anstatt meinen Hunger zu stillen, erweckten sie das Verlangen nach noch viel mehr. Ich kann nicht mehr widerstehen, reisse Grasbüschel am Weg aus, schiebe dieselben, so dreckig wie sie sind, in den Mund und fülle mir damit den Magen. Staud und Bogle machen es fluchend nach.

Beim nächsten Halt habe ich das Vergnügen, als Strafe für mein schweres Verbrechen mit geschulterter Knarre bei den Gewehrpyramiden auf- und abgehen zu dürfen; die andern liegen mit schweissnassem Körper am Boden und frieren.

Unsere Gruppe ist schon abends acht Uhr zu einer freundlichen Bauernfamilie ins Quartier gekommen. Bereitwillig bringt der Bauer Stroh und bedeckt damit den Fussboden. Im grossen

Backofen stehen zwei grosse Töpfe mit kochenden Kartoffeln. Wie schön und warm es hier ist! Und wie wir in die Kartoffeln einhauen! Und Milch – man denke sich – Milch trinken wir dazu.

Gerade sind wir damit fertig, da ruft es zum Essenholen. Also unsere Gulaschkanone ist auch mal wieder da- Den Bauch haben wir voll, trotzdem lassen wir aber das Essen nicht im Stich. Wir halten eben eine zweite Mahlzeit und laden unser Quartierehepaar zum Mithalten ein, was mit grosser Freude angenommen wird. Nudeln mit Fleisch erhalten sie ja auch nicht alle Tage.

Trotz allem Schimpfen des Korporals lege ich meinen Rock ab und gleich gehe ich auch daran, die Stiefel, welche schwer von den Füssen gehen, abzuziehen. Einmal wieder andere Socken anziehen! Schon einen Monat hab' ich meine Stiefel nicht mehr von den Füssen bekommen. Donnerwetter, wie sehen meine Füsse aus! Und wie das schrecklich riecht!

«Willst du sofort wieder deine Stiefel anziehen?»

«Nee, jetzt werden erst mal die Füsse gewaschen.»

«Gnad' dir Gott, wenn Kullicke dazu kommt.»

Aber er kam nicht. Als ich Anstalten machte, auch das verlauste Hemd abzuziehen, wurde Lenz grob.

«Du bist verrückt, Mensch! Ich befehle dir, dich sofort wieder anzuziehen!»

«Mach ich,» gebe ich zur Antwort und werfe dabei den dreckigen Fetzen von Hemd vor die Tür, «aber die Stiefel zieh ich erst morgen früh an.»

«Was bist du doch für 'n Dickkopf.»

«Beruhige dich doch endlich, ich will schon machen, dass ich rechtzeitig zum Abmarsch fertig werde.»

Neben meinem Tornister liegen zwei Paar Socken und ein Paar Fusslappen, in welche ich morgen früh meine Füsse schön warm einhüllen werde.

Nach einer Nacht, in welcher wir alle gut geschlafen, werden wir durch den Ruf «Kaffee holen!» geweckt. Rasch springe ich auf, um mich sofort wieder fallen zu lassen. Meine Füsse schmerzen und sind dick angeschwollen. Die andern haben Kaffee getrunken und sind schon zum Raustreten fertig. Lenz wütet.

Ich gebe es endlich auf, mit zwei Paar Socken und den Fusslappen in die Stiefel zu kommen. Na, dann nur ein Paar, aber auch das geht nicht.

«Himmelkreuzdonnerwetter, wo bleibt die Gruppe Lenz?» Das ist wieder Kullicke. –

«Kannst dich freuen,» sagt Lenz und lässt mich allein. Wütend ziehe ich das letzte Paar Socken ab und schiebe sie in die Rocktasche. Auch jetzt noch muss ich mich anstrengen, um mit den blossen Füßen in die Stiefel zu kommen.

Der Zugführer, Feldwebel Milar, ein guter Mensch, lacht, als ich ihm sage, dass ich nichts an den Füßen als die Stiefel habe. Kullicke spuckt und prophezeit mir frechem Jüngling den Tod durch standrechtliches Erschiessen.

Heute geht ein sehr kalter Wind. Meine Füße schmerzen nicht mehr; aber mich friert, dass mir die Beine schlottern. Auch dieser schwere Tag vergeht und wieder wird es Nacht.

Es macht den Anschein, als hätten wir die Russen doch endlich eingeholt. An einem Waldrand bauen wir aus Baumstämmen Barrikaden. Der Oberleutnant sagt: «Die Mannschaften, ausser den Posten, können es sich so bequem machen als es geht.»

Aus Tannenästen mache ich mir ein Lager und lege mich müde, hungrig und frierend darauf. Nach kurzem Schlaf erwache ich wieder. Rings um mich sehe ich hin- und herlaufende Gestalten; es sind die Leidensgenossen, welche sich warm zu erhalten suchen. Auch ich will aufstehen, aber es geht nicht, beide Schultern sind kraftlos und wie gelähmt.

«Lenz!» rufe ich leise. Sofort ist er da.

«Was hast du?»

«Ich kann nicht aufstehen.»

Die Kameraden reiben mir kräftig die Schultern, stellen mich auf die erstarrten Füße und machen mit mir Gehversuche. Unäsch gibt mir einen Schnaps. Allmählich komme ich wieder in Schwung. Um Mitternacht ist mir wieder soweit wohl, dass ich mich an einer fast schief ausgegangenen Patrouille, bei welcher uns wenigstens sehr warm wurde, beteiligen kann. Wir sollen nachsehen, ob das vor uns liegende Dorf von den Russen besetzt sei.

Der Kompagnieführer sagt: «Bei Tage wurde gemeldet, dass kein Mensch darin sei, und jedenfalls wird es auch jetzt noch leer sein; aber immerhin, seid vorsichtig und kommt wieder zurück.»

Neun Mann stehen wir lange am Dorfeingang und beobachten. Nichts zu sehen und nichts zu hören. Langsam gehen wir am ersten Haus vorbei, nichts regt sich- Links und rechts der Strasse schieben wir uns nun an den Häusern entlang bis zum Ausgang des Dorfes.

«Nun aber zurück,» sagt Lenz leise.

«Nein,» zischelt Buchmüller, «jetzt suchen wir im Dorf erst mal was zu fressen.»

Wir andern entschliessen uns sofort für Raimunds Vorschlag. Lenz muss mitmachen, ob er will oder nicht. Wir ziehen uns wieder zurück und betreten am Ende des Dorfes ein Haus, vor welches wir einen Doppelposten stellen. Mit einer Blendlaterne suchen wir nach etwas Essbarem, finden aber nichts als ungekochte Kartoffeln.

«Gehen wir!» sagt Lenz.

«Nein,» antwortet Raimund, «erst werden Kartoffeln gekocht.» Ein Kochtopf, Wasser und Holz ist vorhanden. Die kleinen Fenster verhängen wir mit Tüchern und alten Lappen. Die Tür an der Rückseite des Hauses wird zur Sicherheit abgehängt. An ihre Stelle kommt ein Bettanzug, den wir, wenn's pressiert, nur abzureissen brauchen. Wittlof hat eine Kerze, die wird angezündet, Feuer im Ofen gemacht und Kartoffeln darüber gestellt.

«Wenn das nur gut ausgeht,» meint Lenz. Es geht nicht lang, da fangen die braunen Äpfel im Topf schon an zu kochen; alle fünf Minuten geben wir Staud und Holzer, die vorm Haus Posten stehen, Bescheid, wie weich die Kartoffeln schon sind. Wir wärmen uns am Ofen und freuen uns auf den Frass wie Kinder. Nur Lenz läuft unruhig hin und her und schimpft.

Da pocht es an die Tür. Wir löschen das Licht und treten vors Haus. Vom Walde, wo die Unsrigen liegen, steigt eine Leuchtkugel hoch. Warum das? Staud und Holzer sagen: «Macht, dass ihr bald mit Kochen fertig werdet! Es scheint hier doch nicht ganz sauber zu sein.»

«Wir können doch unsere Kartoffeln, die bald gar sind, nicht im Stich lassen?»

«Nein, aber wir bleiben hier nicht allein stehen.»

Wittlof und Ruh stellen sich nun als zweiter Doppelposten auf die andere Seite der Strasse, wir andern fünf gehen wieder ins Haus. Gerade beugt sich Bogle über den Kochtopf, als vorm Hause fast gleichzeitig vier Schüsse krachen und grosser Lärm entsteht.

«Gottverklemmi!» flucht Buchmüller und reisst die Decke von der Tür. Im Nu sind wir draussen. Ich sehe viele herumhuschende Schatten, ohne Spitzenhelme, also Russen. Ein Glück, dass auch wir anstatt der Helme unsere Mützen, welche denen der Russen ähnlich sehen, aufhaben. Ich getraue mir nicht, den Mund aufzumachen. Ist der, welcher sich vor mir bewegt, ein Deutscher oder ein Russe? Ich weiss es nicht.

Unauffällig bewege ich mich gegen unsern Wald, kehre aber nach ein paar Schritten wieder um, weil mir drei Gestalten entgegenkommen. Jetzt probiere ich es nach links, bleibe aber auf einen russischen Zuruf sofort stehen und tue, als ob ich urinieren.

Vor Angst war es sowieso nicht mehr weit davon. Als ich wieder mal hinsehe, sind die Schatten verschwunden; nur an den Häusern bewegen sich noch Gestalten. Jetzt oder nie! In langen Sätzen rase ich davon.

«Stoi Pan stoi!» Päng, päng, päng. Die Kugeln pfeifen an mir vorbei, gebückt renne ich weiter. Auch von links und rechts kommen jetzt Kugeln. Ausser Atem, werfe ich mich auf den Boden und bleibe lange liegen. Vom Walde bin ich nicht mehr sehr weit entfernt.

Im Begriff aufzustehen, höre ich hinter mir vorsichtige Schritte eines einzelnen Mannes. Ich rutsche leise auf dem Bauch herum und schiebe mein Gewehr vor. Zehn Meter vor mir taucht ein Schatten auf-

«Halt, wer da?»

«Neunte Kompagnie.» tönt's leise zurück. Bogle ist's.

«Wo sind die andern?» fragen wir gleichzeitig einander.

«Wo kommst du her, wo warst du?»

Bogle sagt, dass er die ganze Zeit über an einer dunkeln Hausecke gelegen habe. Es sei nur eine starke russische Patrouille gewesen, welche sich jetzt wieder zurückgezogen habe. Wir landen weit links von unserer Stellung, bei der elften Kompagnie. Bei der unseren angelangt, erfahren wir, dass ausser uns schon sechs Mann heil angekommen seien, nur Ruh fehlt noch.

Der Kompagnieführer empfängt uns mit den Worten: «Na, haben die Kartoffeln gut geschmeckt? Wenn auch Ruh noch zurückkommt, was wir hoffen wollen, will ich euch euern Streich verzeihen; im andern Fall muss ich den Sachverhalt dem Bataillon melden. Eure Kartoffelkocherei auf Patrouille kann euch dann eine unliebsame Weihnachtsbescherung einbringen.»

Es ist Tag. Schon lange hat das heute die Spitze übernehmende erste Bataillon den Vormarsch wieder aufgenommen, da kommt Ruh gemütlich und in aller Ruhe von rechts angelatscht; sein Brotbeutel und seine Manteltaschen sind mit gekochten Kartoffeln angefüllt. Von einem Strohhaufen aus beobachtete er den Rückzug der Russen und kochte dann allein mit seiner göttlichen Frechheit die Kartoffeln fertig.

Zehn Tage und noch teilweise die Nächte hindurch marschieren wir nun schon. Wie lange soll das noch so weiter gehen? Wir sind zu Skeletten abgemagert und haben dauernd Hunger. Immer heisst es, die Feldküche könne nicht so schnell nachkommen.

Es ist tiefe Nacht. Seit gestern haben wir keinen festen Boden mehr unter den Füßen. Mit Mühe ziehen wir dieselben aus dem

tiefen Schlamm. Schon seit zwei Stunden gibt es alle zehn Minuten mal einen Ruck nach vorne. Wir denken nicht anders, als dass wir uns verlaufen und in einen Sumpf geraten sind. Die Offiziere müssen über ihre Kunst des Kartenlesens allerlei schmeichelhafte Sachen hören- Wieder gibt es einen Ruck, diesmal einen etwas längeren, und plötzlich sehen wir Häuser. An der rechten Strassenseite stehen schwere Kanonen mit breiten Schaufelrädern.

«Was, ihr seid schon hier? Wie seid ihr nur durch den Dreck gekommen?»

«Die schwere Artillerie kommt überall durch,» lachen sie.

«Habt ihr was zu fressen?»

«Ja, Granaten.»

«Lasst euch aufhängen mit euren Granaten, ihr Idioten.»

«Kompagnie, halt!» Das Dorf ist fast leer. Jede Gruppe sucht sich selbst ihr Quartier. Der Kompagnieführer sagt:

«Wir müssen versuchen, Mehl aufzutreiben, damit wir Brot backen können. Sucht mal irgendwo unterzukommen! In einer halben Stunde sind von jeder Gruppe wieder zwei Mann hier! Das Weitere werden wir dann sehen.»

Vor uns ist noch das zweite Bataillon, einen Überfall haben wir also nicht zu befürchten. In einer mit Stroh gefüllten Scheune finden wir Unterschlupf, hängen Gepäck und Gewehr ab und gehen alle wieder auf den Halteplatz zurück. Nahezu zwanzig wollen etwas vom Brotbacken verstehen. Die werden zum Öfenanheizen in die Bauernhäuser abkommandiert, die andern sollen Mehl suchen. Mehl suchen! Das ist leicht gesagt. Überall, wo wir hinkommen, schlagen die armen Bauern die Hände über dem Kopf zusammen, bekreuzigen sich und jammern. «Nitschewo Masla, nitschewo Mologo, nitschewo Chleb, nitschewo Kartuschka, nitschewo, nitschewo, nisnei, Russki tamtam, pascholl.» Sie hatten nichts, kein Brot, kein Mehl, keine Milch, keine Kartoffeln, die- Russen alles mitgenommen, nitschewo.

Überall dasselbe. Ruh sagt: «So geht das nicht,» und hält im nächsten Haus dem Bauern einen Revolver unter die Nase. Das wirkt. Aber Bogle und ich erklären, nicht mehr mitzumachen.

«Aber Brot wollt ihr doch fressen, nicht wahr?»

«Gewiss, aber nicht von denen, die selbst fast nichts zum Fressen haben,» antworten wir und begeben uns zu unserer Scheune.

Missmutig wühle ich mich in das Stroh und schlafe nach kurzer Zeit ein. Der laute Ruf «Post empfangen!» weckt mich. In der

Scheune wird's lebendig, also Post da! Wo die auf einmal so schnell herkommt?

John, unser Telephonist, eine richtige Berliner Pflanze, hat sich vor zwei grossen gefüllten Säcken aufgepflanzt.

«Fang mal endlich an, du Pflaumenkopf!» ruft Buchmüller.

«Vor dir hab' ich üwahaupt nisch als 'ne Rechnung von einem Bauern aus Tschekartschew üwa zwee Ferkel, die du ihm geklaut hast.» lacht die Pflanze.

Endlich! Hurra! Her damit! Ich halte ein grosses Fünfkilopaket im Arm, das ist von Mutter. «Weihnachtspaket» steht darauf. Nochmals! Her damit! Zwei Pakete aus der Schweiz. Schokolade, das ist von-----, na, die ist von ihr! «Von ihr,» haucht Ruh, der ganz leer ausgegangen ist-

Ich nehme ihn beim Arm und ziehe ihn mit aufs Stroh.

Vor uns liegt ein ganzer Laden, Schweizerchokolade, Schweizerstumpen, Brot, Speck, Wurst, Weihnachtsgebäck, Socken, Handschuhe, Briefpapier, eine Pfeife, Tabak und ein Messer, um daB ich geschrieben.

Herrgott sind wir reich! Ich schaue Ruh an und sehe, dass ihm Tränen über die Backen rollen.

«Mensch, mach doch keine Dummheiten, alles, was hier liegt, ist so gut dein wie mein, greif zu!»

Wie das schmeckt! Überall wird beim Schein von Wachskerzen gegessen. Ich halte in der einen Hand ein dick mit Butter und Wurst belegtes Stück Brot und in der andern einen Brief von ihr. «Wann werden wir uns wiedersehen?» steht darin.

Über dem Lesen vergesse ich Essen und den nach langem Zureden endlich auch zugreifenden Ruh.

«Brot empfangen!» brüllt einer; ich drehe mich nicht mal um, da hält mir Ruh ein kleines Brot unter die Nase- Es riecht gut, ist aber noch heiss und schwer wie Blei.

Ausser mir haben noch Staud und Buchmüller ein grosses Paket erhalten. Was wir nicht in unserm Gepäck verstauen können, geben wir an die andern, die nichts oder wenig erhielten, ab; es kam keiner zu kurz. So zufrieden wie heute waren wir schon lange nicht mehr, und als es jetzt noch heissen Kaffee gibt, erreicht die Glückseligkeit ihren Höhepunkt.

Nach dieser etwas überreichen Fütterung hocken und liegen wir im Stroh herum und rauchen Schweizerstumpen.

Bogle fragt gerade Holzer, aus was für Bestandteilen seine Hindenburgtorte, die er heute Nacht gebacken hat, bestehe, als

der Befehl kommt: «Die Kompagnie steht in einer halben Stunde marschbereit!»

Nun ist die Zufriedenheit wieder flöten gegangen. Also das Marschieren hat noch kein Ende; fluchend und lästernd werfen wir unser Gepäck über und stolpern schwerfällig zum Sammelplatz.

Heute ist der einundzwanzigste Dezember und in vier Tagen Weihnachten.

Wie ist das nun mit dem Frieden, den Hindenburg, wie Oberst von R sagte, bis Weihnacht hier im Osten erzwingen wollte? Davon spricht niemand mehr! Die Abriegelung des russischen Rückzuges scheint vorbeigelungen zu sein. Dass wir ihm aber direkt auf den Fersen sind, merken wir daran, dass er sich seit zwei Tagen sehr unliebsam durch starkes Artilleriefeuere bemerkbar macht. Einmal schon haben Granaten in unsere marschierende Kolonne geschlagen, drei Kameraden getötet und fünf weitere schwer verwundet.

Heute sind wir Spitzenkompagnie. Nachmittags um vier Uhr treten wir aus dem Walde und sehen hundert Meter vor uns eine gesprengte Brücke, die über einen Fluss führt. Von jenseits der Brücke winken uns Zivilisten zu. Eine Gruppe als Patrouille balanciert ohne Tornister über das Eisengewirr.

Während wir am Waldrand unser Gepäck abhängen, trifft eine Pionierkompagnie ein, welche sofort daran geht, die Brücke passierbar zu machen. Die zurückkehrende Patrouille meldet, vom Feinde nichts zu sehen.

Bei eingebrochener Nacht ist die Brücke noch nicht fertig. Die Pioniere arbeiten bei hellbrennenden Pechfackeln. Wir warten auf die erste Granate, die der Russe da reinfunken wird. Da wir vom Marschieren wie in Schweiss gebadet sind und jetzt untätig herumhocken, fangen wir vor Kälte bald an zu schlottern und mit den Zähnen zu klappern. Durch hin- und herspringen suchen wir uns warm zu machen. Da fängt einer an zu singen: «Stille Nacht, heilige Nacht». Bald tönt es aus hunderten von Kehlen: «Christ der Retter ist da.»

Alle bekannten Weihnachtslieder kommen dran. «Ihr Kinderlein, kommet», schallt es soeben, als Salve um Salve vom andern Ufer aufheult, ein wildes Getümmel entsteht. Ein jeder sucht sich hinter einem Baum in Sicherheit zu bringen, ich liege platt auf dem Boden und halte meinen Tornister vor den Kopf. Schreie und Befehle schwirren durch die Luft. Unsere Gewehre, die am

Waldrand zu Pyramiden aufgestellt sind, können wir augenblicklich nicht erreichen.

Das Salvenfeuer löst sich allmählich in Einzelfeuer auf und er stirbt dann ganz.

Sofort kommt Befehl: «Neunte Kompagnie nach der Brücke zu vorgehen. Wittloffs Gewehr ist übrig. Zum Nachsehen, was mit ihm ist, haben wir jetzt keine Zeit. In geschlossener Kompagniekolonnie eilen wir auf die Brücke, von welcher Reste der Pionierkompagnie kommen, zu.

Kaum hat die vorderste Gruppe dieselbe betreten, als die Russen mit Maschinengewehrfeuer über uns herfallen. Wie das pfeift und saust! Ich drücke Gesicht und Körper fest auf den harten Boden und wünsche zehn Meter unter demselben zu sein. Das Getrappel vieler Füße macht mich darauf aufmerksam, dass die vorderen umkehren und flüchten; aber zum Aufstehen ist es schon zu spät, immer wieder werde ich ungerissen. Aus Mund und Nase blutend, lasse ich mich eine halbe Stunde später hinter einem Baum auf den Boden gleiten.

Erst spät in der Nacht findet sich unsere Kompagnie wieder zusammen. Wittloff hat einen Kopfschuss und ist tot, Bogle hat einen Schuss in der rechten Schulter und kann den Arm nicht mehr bewegen. Unsere Kompagnie hat elf Tote, davon sind vier von der vordersten Gruppe und sechzehn zum Teil sehr schwer Verwundete. Am meisten Verluste hat die Pionierkompagnie, achtzehn Tote und viele Verwundete-

Nachdem wir unsere Toten an Ort und Stelle in ein grosses Grab gelegt und zugedeckt haben, was sofort geschah, werden wir in das nächste Dorf zurückgezogen. Unsere Gruppe muss die Wache am Dorfeingang übernehmen. In einer neuerbauten Hütte, ohne Fenster, ist das Wachtlokal. Die erste Wache übernehme ich allein. Da vorn am Fluss noch viele Truppen sind, ist hier nichts zu befürchten.

Mit schweren Gedanken und zerrissenem Herzen schreite ich auf und ab.

Was hatte nun der Sturm auf die Brücke für einen Wert? Was wurde dadurch erreicht? Hätte man damit nicht bis zum Morgen warten können, wie es jetzt auch getan werden muss? Uns wirft man bei jeder Gelegenheit unüberlegtes Handeln vor. Und was war nun das, das doch auf Befehl höherer Offiziere geschah?

Wer zieht die zur Verantwortung und wer macht die unnütz Hingepopferten wieder lebendig, und überhaupt, für was, für wen dies alles?

Warum, Himmeldonnerwetter, ja warum dieser Krieg, was tu ich hier?

Eine unbändige Wut erfasst mich. In dem Moment grösster seelischer Kämpfe sehe ich von links einen Schatten auf mich zukommen, ich reisse das Gewehr hoch und rufe: «Halt, wer da?»

In meinem, vor all dem Elend, in welchem wir uns befinden, halb wahnsinnigen Zustand hätte ich geschossen, wenn nicht sofort Antwort erfolgt wäre.

Die Antwort kam aber nicht von einem Menschen, sondern von einer Kuh, die in der Nacht herumirrte.

«Posten!» Das ist Kullicke, ich gebe keine Antwort. «Posten!» Er kommt näher. «Na, wollen Sie nicht melden?»

Der Drecksack hat hier garnichts zu suchen. Ich lasse ihn stehen, drehe mich um und gehe ins Wachtlokal.

Es soll jetzt ein anderer Posten stehen, ich habe genug. Bereitwillig macht sich Metzner fertig. Da kommt wieder Kullicke. Was ist doch das für ein gemeiner frecher Idiot.

«Wo ist der Kerl?» ruft er.

Er tritt vor mich hin und brüllt: «Wollen Sie wohl aufstehn, wenn ich mit Ihnen spreche?» Ich bleibe ruhig am Boden liegen. Bevor er noch weiter seine grosse Fresse aufreissen kann, antwortet ihm Lenz gehörig-

«Herr Feldwebel, was wollen Sie hier? Wenn Sie die müden Leute nicht in Ruhe lassen, werde ich sofort dem Herrn Kompagnieführer Meldung erstatten.»

Sekundenlang starrt Kullicke den Korporal an, dann zischt er:

«Wir kommen morgen in Divisionsreserve; da werde ich euch zeigen, wer der Kompagniefeldwebel ist.»

Mit diesen Worten verlässt er das Lokal. Buchmüller ruft ihm halblaut nach: «Komm doch ein einziges Mal mit nach vorne, du verfluchter Hund, und wir werden dir zeigen, wer wir sind.»

Ich kann nicht einschlafen, so sehr ich mich auch bemühe; die Aufregung, die Kälte und die Läuse lassen es nicht zu. Müde und zerschlagen erhebe ich mich am Morgen.

Kaum haben wir Kaffee getrunken, als eine Ordonnanz kommt und meldet:

«Befehl vom Kompagniefeldwebel: Gruppe Lenz tritt sofort bei der Feldküche zum Kartoffelschälen an!»

«Aha, der will uns zwiebeln; wollen sehen, was der Kompagnieführer dazu sagt», sagt Lenz und verschwindet. Als er wieder kommt, meldet er, dass unsere Kompagnie sowie die elfte, die ebenfalls in den letzten Tagen Verluste hatte, als Reserve dem

Divisionsstab zugeteilt seien und heute Abend nach Ruda-Pilica, wo der Divisionsstab liege, abmarschierten. Gruppe Lenz darf heute zu keiner Arbeit herangezogen werden.

Wir haben also über Kullicke gesiegt, müssen aber in der folgenden Zeit schwer dafür büssen.

Divisionsreserve

Die Russen haben sich endgültig festgesetzt; der Vormarsch ist beendet.

Am Abend marschieren wir ab und kommen bereits nach einer Stunde in Ruda-Pilica an, einem kleinen Bauerndorf mit etwa hundert armseligen Bauernhäusern. Die Fenster an denselben sind nicht grösser als ein halber Quadratmeter und können nicht geöffnet werden. Der Fussboden besteht aus gestampftem Lehm. An Kleidern haben die Leute nur, was sie auf dem Leibe tragen, zerfetzte schmutzige Kleider und einen Schafpelzmantel. Ein Teil von ihnen trägt Filzstiefel, andere haben nur Lumpen um die Füsse gewickelt. Die Schlafstätte ist eine aus rohen Brettern zusammengenagelte Kiste, in welcher die Leute die Nacht verbringen, ohne ihre Kleider abzuziehen. Es ist alles in einem verwahrlosten Zustand, im ganzen Dorf ist kein einziger Abort zu finden.

Am andern Tag sehen wir jenseits des Flusses ein grossartiges Schloss mit grossem Park. Hier ist der Divisionsstab einquartiert. Der Besitzer, ein russischer Grossfürst, und die Bevölkerung sind nicht geflüchtet.

In dem Dorf erfahren und erleben wir allerlei. Erstens müssen wir mal unsere Kenntnisse, dass es keine Leibeigenschaft mehr gebe, gründlich revidieren; wir werden hier eines andern belehrt.

Die armseligen Holzhütten gehören samt und sonders dem Grossfürsten. Hat sich ein junges Paar zur Heirat entschlossen, so gehen sie zum Grossfürsten, bei welchem alle im Dorf Ansässigen in Arbeit stehen, und teilen ihm dies mit. Nicht in allen Fällen gibt der Grossfürst sofort sein Ja. Wenn das Mädchen sehr schön ist, bewirbt erst mal er sich für eine Nacht um sie. Hat er dann endlich sein Jawort gegeben, so lässt er ihnen eine Holzhütte bauen und gibt ihnen ein Stück Land und eine Kuh dazu. Der Lohn, den er ihnen ausbezahlt, ist jedoch so gering, dass sie in ihrem ganzen Leben nicht dazu kommen, Hütte und Land bezahlen zu können. Ihre Nahrung besteht nur aus Kartoffeln, Brot und etwas Milch. Das Wasser schöpfen sie aus der Pilica.

Das ganze Dorf ist in einem furchtbaren Zustand. Bei Regenwetter wadet man bis zu den Knöcheln im Schlamm.

Der Grossfürst entscheidet über das Wohl und Wehe der ganzen Bevölkerung. Er lässt die Männer einsperren, wenn es ihm passt, und er lässt sie wieder frei, wenn es ihm passt, oder er lässt sie für sich, wegen irgendeinem geringfügigen Vergehen, acht oder zehn Tage unentgeltlich arbeiten.

Wir lassen uns von unserem Quartierwirt erzählen, dass augenblicklich ein Bauer im Schlossgefangenenraum sitzt; derselbe sei vom Förster erwischt worden, als er sich im Walde Birkenreisig für einen Besen geholt habe. Weil er den Grossfürsten nicht um Erlaubnis dafür gebeten habe, habe ihm dieser deshalb acht Tage Gefängnis zudiktiert.

Die Sache stimmte. Im Laufe des Tages wurde der Mann auf Veranlassung des Stabes wieder freigelassen.

Heute ist grosses Körperreinigen. Mit Buchmüller stehe ich am Fluss; vollständig nackt waschen wir uns mit dem kalten Wasser gegenseitig ab. Die Unterwäsche, welche wir abziehen, gibt einen greulichen Geruch von sich und ist total verlaust, auch an den Nähten der Oberkleider entlang sitzen massenhaft Läuse. Die Unterkleider werfen wir fort, mit den Oberkleidern können wir dies nicht machen, weil wir keine anderen haben.

Nur mit Hemd und Unterhose bekleidet, kehren wir wieder in unser Quartier zurück und fangen sofort an, unsere Uniform zu entlausen. Mit hörbarem leisem Knack explodieren die von unserem Blut gemästeten fetten Dinger zwischen unseren Fingernägeln. Buchmüller zählt: dreiunddreissig, vierunddreissig . . . Bei mir geht es schneller, ich habe schon vor fünf Minuten über fünfzig gezählt, jetzt habe ich mit Zählen aufgehört.

Metzner nimmt nur die grossen aus seiner Unterhose und den Socken und versorgt sie in einer leeren Konservenbüchse. Für Kullicke will er damit eine Bouillon machen.

Es ist eigentlich ein zweckloses Morden, die zahllosen Eier können wir doch nicht entfernen, bis morgen sind wir wieder voll Läuse wie vorher.

Wir sind in die Scheune umgezogen, unsere Quartierleute haben ein schwerkrankes zweijähriges Kind. Der kleine herzige Wuschelkopf liegt in einer Kiste mit Federbett und rührt sich nicht. Wie uns rauhen Gesellen das Leiden dieses Kindes und die Angst der Eltern, welche es zu verlieren fürchten, nahegeht! Unser ganzes Fühlen und Denken ist nur noch auf das Kind eingestellt. Alle zehn Minuten muss einer nachschauen gehen, aber die Nachrich-

ten werden immer schlimmer. Nach kurzer Beratung schicken wir zum im Dorf anwesenden Bataillonsarzt, welcher schon nach zehn Minuten eiligst ins Haus tritt. Nach weiteren zehn Minuten verlässt er dasselbe wieder und sagt: «Nichts mehr zu machen, warum habt ihr nicht früher gerufen?» Gedrückt stehen wir umher. Lautes Klagen und Weinen sagt uns, dass das Kind ausgelitten hat. Schweigend sucht jeder sein Lager auf.

Weihnacht! Im Wald holen wir eine schöne Tanne, ohne den Grossfürsten zu fragen. Die Trauerfamilie bitten wir, unsere Weihnachtsfeier in ihrer Stube abhalten zu dürfen. Die kleine Leiche wurde in ein weisses Tuch gehüllt, im Nebenraum auf einer mit einem von der Kompagnie gelieferten Zelttuch bedeckten Kiste aufgebahrt, links und rechts von seinem Köpfchen stellen wir je eine brennende Kerze auf. Ein schwacher Trost für die arme Mutter. Es mag ihnen nicht unlieb gewesen sein, als wir schon nach zwei Stunden abzogen.

Den Weihnachtsbaum schmückten wir mit in Silberpapier eingewickelten Patronen und kleinen Stückchen Verbandswatte, ein paar brennende Kerzen vervollständigten den Zauber. Schweigend sieht die Familie unserm Treiben zu.

Die Lichter brennen, der Baum strahlt, und wir hocken auf Holzklötzen in der Stube herum und wissen uns nichts zu sagen.

Das ist nun Weihnacht im Felde -----, keines der Gesichter, die um mich sind, drückt Freude aus, jeder denkt jetzt wohl an seine Lieben in der Heimat, auch dort werden sie jetzt die Weihnachtskerzen anzünden und können sich doch auch nicht freuen.

«Weihnachtsgeschenke empfangen», ruft einer leise zur Tür herein. Keiner rührt sich.

Endlich stupft Staud den wie geistesabwesend dastehenden Korporal in die Seite und sagt: «Komm, wir holen das Zeug.» Nach einer halben Stunde weiteren Schweigens kommen sie zurück und legen vor jeden eine Flasche Wein, ein Weissbrot, eine Tafel Schokolade und einen wollenen Schal hin. Leise fängt Staud an zu singen und schaut dabei fragend auf unsere Quartierleute. Der Mann nickt ihm ermunternd zu, zaghaft singen wir andern jetzt mit, brechen aber bald wieder ab, es will nicht gehen, wir probieren es ein zweites Mal und jetzt geht es besser. Plötzlich steht Oberleutnant Unäsch unter der Tür. Er wartet, bis wir mit Singen fertig sind und wünscht uns dann frohe Weihnachten. Gleichzeitig teilt er uns mit, dass wir uns in erhöhter Alarmbereitschaft befinden. Die Russen scheinen unsere Weihnacht stören zu wollen, die ihre findet ja erst zehn Tage später statt.

Die Geschenke, ausser dem Wein, den wir im Stroh verstecken, verstauen wir im Tornister und legen denselben griffbereit vor die Scheune, die Gewehre nehmen wir in die Stube. Die Lichter brennen noch, aber Weihnachtsstimmung kommt keine auf, unsere Ohren sind auf die Strasse eingestellt, unsere Gedanken schweifen nach der Heimat und wieder nach vorne an die Front.

Sollen wir am Weihnachtsabend wirklich alarmiert werden?
----- Da reisst schon einer die Türe auf: «Alarm, alles raus!»

Hol doch der Teufel den ganzen verfluchten Mist! Zehn Minuten später befinden wir uns im eiligen Marsch nach vorne. Es ist so dunkel, dass man nur schattenhaft seinen Vordermann sieht. Bei plötzlicher Stockung stösst man seine Nase auf dessen Tornister auf.

Ermüdet machen wir um zwölf Uhr in einem Walde halt. Aufsteigende Leuchtkugeln zeigen uns, wo die Front ist. Es wird Tag und nichts ist passiert. Ausser ein paar Granaten und dem Tacken einiger Maschinengewehre ist nichts zu hören. Am Mittag kommt die Küche und bringt warmes Essen.

Wieder wird es Nacht. Für den Versuch, ein Feuer anzuzünden, um uns daran zu wärmen, werden uns, wenn wir es wiederholen, Revolverkugeln angeboten.

Um acht Uhr ziehen wir uns ins nächste Dorf zurück und kommen dort in Quartiere. Dicht über uns befindet sich ein Strohdach. Buchmüller liegt neben mir und erzählt schon eine halbe Stunde von Hühnersuppe mit Kartoffeln. Den Tornister hat er mit allem Möglichen vollgepfropft und jetzt will er Hühnersuppe.

«Bist du krank, Buchmüller?»

«Nee, aber dort auf der andern Seite vom Dach sitzen Hühner.»

«Sind das deine Hühner?»

«Eines davon sicher.»

«Mach keine Dummheiten, Mensch.»

Aber schon kriecht er auf dem Bauch dorthin, wo die Hühner sein sollen, und jetzt gibt es einen Heidenspektakel. Mit der Hand den Hals eines Huhnes umklammernd, wirft er sich wieder neben mich hin. Da es in der Bauernstube unter uns sehr laut zu geht, hat der Bauer von dem Hilfsgeschrei seiner Hühner nichts gehört.

Buchmüller rupft das Huhn beim Schein einer Kerze, die Federn vergraben wir hinter dem Haus. Kartoffeln finden wir auch; aber wo sollen wir jetzt das zerlegte, in zwei Kochgeschirren

verstaute Huhn kochen? An den Herd in der Stube kommen wir nicht, dort kochen sie ununterbrochen Kaffee, und ausserdem ist da noch die Bauernfamilie. Wenn die merken, dass wir ihnen ein Huhn geklaut haben, und uns deswegen beim Kompagnieführer melden, geht es uns schlecht. Hinter dem Haus machen wir ein Feuer und hängen drei Kochgeschirre darüber. Ruh ist jetzt auch mit von der Partie. Er muss, weil er nichts dazu beigetragen hat, als erster bei den Kochgeschirren Wache halten. Das ist nötig; die andern wollen immer wissen, was wir hier kochen. Auch der Bauer streicht in der Nähe herum. Die Sache kommt ihm wohl etwas verdächtig vor. Sattgefressen und zufrieden schlafen wir von Mitternacht bis zum hellen Morgen, ohne alarmiert worden zu sein.

Mit dem Angriff der Russen ist es nichts. Wir marschieren wieder nach Ruda-Pilica zurück. Rechts am Marschweg liegt ein Friedhof. Kahle Erdhügel, ohne allen Schmuck, nur windschiefe rohgezimmerte grosse Kreuze stehen darauf. Nach weiteren zweihundert Metern begegnet uns ein kleiner Leichenzug. Wir wissen, wer da beerdigt werden soll. Vier Frauen tragen an Stricken eine längliche Kiste ohne Anstrich, in welcher sich die kleine Leiche befindet; dann kommt ein Kreuzträger, wenig Frauen und noch weniger Männer; ein Pope war nicht zu sehen. Freilich, wo sollten auch die armen Leute das Geld hernehmen, um die hohen Ansprüche und die Sprüche eines solchen bezahlen zu können? Betend und laut klagend ziehen sie an uns vorüber.

Als wir im Dorf eintreffen, ist neuer Ersatz da. Zwei davon, Mitesser und Paul Rutler, werden unserer Gruppe zugeteilt.

Gestern Nacht habe ich viel besser geschlafen. Heute habe ich zu tun, dass ich mit Kratzen nachkomme; die Läuse führen einen Höllentanz auf meinem Körper aus, überall beisst und zwickt es. Meine Stiefelrohre gehen mir nur noch etwas über die Fussknöchel; es ist bequemer, beim Liegen mit dem Absatz am andern Bein zu kratzen als mit der Hand, und so werden eben die Stiefelrohre allmählich heruntergetreten und immer kürzer. Bei Tage gebe ich bei der Feldpost eine Karte auf des Inhalts: «Schickt mir sofort etwas gegen die Läuse oder ich werde verrückt.» Hoffentlich kommt die Karte nicht wegen Verrats militärischer Geheimnisse zurück.

«Gruppe Lenz zum Kartoffelschälen bei der Küche antreten!» Dort wartet schon Kullicke auf uns. Im Laufschrift jagt er uns zum Fluss, um unsere Hände zu waschen; übrigens sind dieselben einwandfrei sauber. Weil wir ihm zu lange nicht wiederkommen, kommt er selbst nach. Auf dem Heimweg gibt es «Hinlegen!» und «Sprung

auf!» bis zur Küche. Unsere Hände, die jetzt richtig dreckig sind, wischen wir an den Hosen ab.

Mit lautem Geräusch spuckt Ruh in die Hände.

«Was machen Sie für 'ne Schweinerei?»

Ruh spuckt nochmals, reibt die Hände ineinander und sagt gelassen: «Hände waschen, Herr Feldwebel!» Wir grinsen.

Ruh muss bis zu einem Baum und wieder zurück Laufschrift machen. Er besorgt dies in einem gemütlichen Tempo, wobei er immer die Füße bis zu dem Hintern schlägt. Wir brüllen. Kullicke schäumt vor Wut. Als Ruh zurückkommt, behauptet Kullicke, dass er nicht bis zum Baum gelaufen sei. Er gibt ihm nun Befehl, solange zu laufen, bis er ihn zurückrufe.

«Jawohl, Herr Feldwebel!» grinst Ruh, macht kehrt und fängt an zu laufen. Nach fünfzig Metern ruft Kullicke: «Kehrt!» Aber Ruh läuft gemütlich gerade aus. «Zurückkommen!» Ruh läuft und verschwindet hinter einem Busch. Wir kotzen fast vor Lachen. Der Feldwebel, ausser sich vor Wut, fasst den in seiner Nähe stehenden Buchmüller an der Brust, gibt ihm einen Tritt und befiehlt ihm. Ruh zurückzuholen. Jetzt hat er den Richtigen geschickt!

Wir sind schon eine Weile mit Kartoffelschalen fertig und drücken uns bei der Küche herum, als die beiden gemächlich angetrottet kommen. Ruh behauptet, den Ruf zum Umkehren nicht gehört zu haben, und Buchmüller sagt, dass er Ruh erst im Wald gefunden habe.

Nix zu machen, Herr Feldwebel!

Kaum ins Quartier zurückgekehrt, kommt Befehl: «Gruppe Lenz übernimmt von zwölf Uhr an die Divisionswache!»

Im Wachtlokal liegen zwei Gruppen, unsere Gruppe stellt einen Doppelposten am Schlossportal und zwei Mann am Eingang zum Schlosshof. Die Gruppe Redel stellt die Posten zu den Wirtschaftsgebäuden und zum Gefangenenraum, welcher einige Kameraden als Pensionäre beherbergt.

Von vier bis sechs Uhr stehe ich am Südeingang zum Schlosshof. Langsam und eintönig vergeht die Zeit. Eine schwere Batterie auf dem Wege nach der Front kommt vorbei. Nur mit Mühe und Peitschenhieben bringen die sechs Pferde die schweren Geschütze durch den knietiefen Morast.

«Es gibt bald Frieden, Junge!» ruft mir einer zu.

«Hat Hindenburg das gesagt? Dann schreib das deiner Grossmutter!»

«Nee,» ruft ein anderer, «s ist Tatsache; in vier Wochen sind wir alle in der Heimat.»

Heute ist Gerichtstag. Ich sehe, wie vier Soldaten ins Schloss geführt werden, ein Sergeant und drei Gemeine.

Der Sergeant wird degradiert und erhält acht Jahre Zuchthaus. Als Fourier hat er einige hundert Mark, für welche er Schlachtvieh einkaufen sollte, unterschlagen. Er nahm den Bauern das Vieh mit Gewalt weg und behielt das Geld für sich. Die andern erhalten fünf, drei und zwei Jahre Zuchthaus. Die Ursache dazu war bei dem einen tätliche Beleidigung eines Etappenfeldwebel» und bei zweien Befehlsverweigerungen.

Im Dorf ist unter den Soldaten und unter der Zivilbevölkerung grosse Aufregung. Da den Küchen keine Kartoffeln mehr geliefert werden, nimmt das Küchenpersonal solche einfach den armen Bauern weg, ohne dass dieselben dafür Bezahlung erhalten. Auf dem Land bei den Wirtschaftsgebäuden sind Massen von Kartoffeln in grossen Gruben aufgespeichert, und um zu verhüten, dass dem Grossfürsten etwas davon für unsere Küchen gestohlen wird, hat man dort deutsche Soldaten mit scharf geladenem Gewehr als Posten aufgestellt. Wir beruhigen die Bauern; den Küchenbullen versprechen wir, das Genick zu brechen, wenn sie den armen Leuten noch einmal etwas wegnehmen.

Eine durchfahrende Kolonne will heute Mittag einer Familie ihr einziges Pferd wegnehmen und wird dafür von der elften Kompanie gesteinigt.

Von nun an holen wir unsern Bedarf an Kartoffeln des Nachts bei den Löchern. Die Posten, welche dort zu deren Schutz aufgestellt sind, müssen aufpassen, dass wir dabei nicht überrascht werden. Den Bauern bringen wir ganze Säcke voll, ebenso lassen wir einige grosse Strohieten in den Scheunen der Bauern verschwinden.

Der in der Nacht gefallene erste Schnee, welcher am Morgen einen halben Meter hoch lag, ist bis Mittag wieder vollständig geschmolzen. Auf der Strasse kommt man nur sprungweise vorwärts. Unser Zug wird nach der Kiesgrube geschickt, um Kies aufzuladen, welcher auf requirierten Bauernwägelchen auf die Dorfstrasse geführt wird, wo er im Dreck verschwand. Die Wege werden dadurch nicht besser.

Während wir in der Grube arbeiten, erhalten wir den Besuch des Grossfürsten mit seiner Gemahlin. Wütend will er uns zeigen, wo wir Material zu nehmen hätten. Ein paar neben und über die Wagen fallende Schaufeln voll Kies belehren ihn, dass er es hier nicht mit seinen Sklaven zu tun hat.

«Werde General melden!» schimpft er und geht, von lautem Lachen verfolgt, ab.

Noch ein paar Tage müssen wir Wache schieben und exerzieren; dann kommen wir, um ein Bataillon abzulösen, nach vorne.

Wir liegen in einem von der Bevölkerung geräumten Dorf, welches von einer brusthohen Barrikade umgeben ist. Die Vorposten stehen zweihundert Meter vor dem Dorf an einem Waldrand. Der Weg dorthin führt über sumpfigen, teilweise gefrorenen Boden. Die russische Stellung ist noch weitere zweihundert Meter entfernt. Undeutlich sieht man vor einem langgestreckten Dorf Erdwürfe von russischen Schützengräben. Hundert Meter halbrechts soll sich ein russischer Vorposten befinden.

Des Nachts ist es hier ausserordentlich gefährlich. Wir haben vor uns keinerlei uns schützende Hindernisse. Unser Doppelposten Nummer 4 befindet sich an einer Waldecke. Links davon ist der Boden stellenweise mit Sträuchern bedeckt. Doppelposten Nummer 3 steht fünfzig Meter weiter links und auch fünfzig Meter weiter zurück als der Nummer 4. Schon bei der ersten nächtlichen Ablösung ist Posten Nummer 4 verschwunden, ohne dass die Nachbarposten etwas von dessen Verschwinden wahrgenommen hätten. Sie müssen von den Russen umgangen und mitgeschleppt worden sein. Die nächste Nacht bringt uns an dieser ungeschützten Stelle zwei Tote ein. Erstochen liegen sie hinter ihrem Erdwall.

Heute Nacht hat unsere Gruppe den Posten Nummer 4 zu übernehmen. Beim Vorgehen zur Ablösung breche ich an einer leicht überfrorenen Stelle des Sumpfes ein und fülle mir beide Stiefel mit Wasser. Vor Dunkelheit kann man nicht mal die Hand vor den Augen sehen. Schon vor Tagen habe ich mir infolge von Erkältung einen starken Husten zugezogen.

Mit steifgefrorenen Stiefeln und kalten Füßen stehen wir hinter einer niedrigen Barrikade und strengen Augen und Ohren an. Der Husten, den ich gewaltsam unterdrücken muss, quält mich furchtbar. Um nicht ersticken zu müssen, nehme ich von Zeit zu Zeit das zwischen die Zähne gepresste Taschentuch weg, erhalte dann aber immer von Staud, der neben mir steht, einen Rippenstoss, weil von meinem Mund ein Röcheln ausgeht. Leise bewege ich meine gefühllos gewordenen Füße.

Staud fasst mich am Arm. Wir machen einige Schritte rückwärts und halten dann, um besser hören zu können, sekundenlang den Atem an. Links ist ein Knacken zu hören, langsam und unhörbar gehen wir weiter zurück.

«Rucki nawirsch!» tönt's da leise. «Ergebt euch!» Gottlob sind wir nicht mehr dort. Als Antwort krachen unsere Gewehre. Viele, sich im Laufschrift entfernende Füsse lassen eine grössere Anzahl von Russen vermuten. Wir feuern, was die Gewehre hergeben mögen, die andern Posten tun dasselbe. Nach einer Viertelstunde trifft der Rest des dritten Zuges bei uns ein, findet aber nichts mehr zu tun. Wir durchsuchen soweit als möglich das Vorgelände, um etwaige Verwundete zu finden, können aber nichts entdecken; auch bei Tage ist nichts von einem Verwundeten oder Getöteten zu sehen.

Posten Nummer 4 bleibt weiterhin gefährlich. Unser Ersuchen um Verdoppelung desselben wird nicht beachtet. Oberleutnant Unäsch liegt mit rheumatischen Schmerzen in einem Haus. Kullicke schnauzt Staud und mich an, weil wir keinen Russen zur Strecke gebracht haben.

Da der Gruppe des Postens Nummer 4 nicht mehr Leute zugewiesen werden und wir nach zwei Stunden immer am Ende unserer Kraft sind, beschliessen wir unter uns, nur noch eine Stunde zu stehen; dafür müssen wir aber, anstatt nur zweimal, viermal in der Nacht an diese gefährliche Stelle.

In einer der nächsten Nächte fehlen wieder zwei Mann einer andern Gruppe. Wieder werden wir bei Kullicke, unterstützt von Zugführer Milar, vorstellig und bitten um Verstärkung unseres Zuges. Der Halunke lacht uns nur aus:

«Ich bin stellvertretender Kompagnieführer; die andern Züge müssen auch zusehen, wie sie mit ihren Leuten auskommen.»

Da es so nicht weitergehen kann, beschliessen wir wieder eine Änderung.

Wir stehen nun vier Mann von unserer Gruppe und zwar vier Stunden lang immer auf der gleichen Stelle und wanken dann halbtot in unsere Quartiere, um nach vier Stunden Ruhe nochmals zwei Stunden Wache zu halten. Die nach uns den Posten übernehmende Gruppe Redel macht es uns nach. Einem Überfall einer russischen Schleichpatrouille können sie sich noch rechtzeitig entziehen. Diesmal kommen die Russen nicht gut davon; am Morgen liegen fünf von ihnen tot in der Nähe der Postenstelle.

Um acht Uhr früh steht die Kompagnie auf der Strasse angetreten. Kullicke jagt gerade zwei Kameraden, die etwas zu spät kommen, fünfzig Meter zurück. Da ruft einer von hinten mit heller Stimme: «Was soll das, Herr Feldwebel?» Wir drehen die Köpfe und sehen einen hochaufgeschossenen jungen, hübschen Menschen in Leutnantsuniform auf uns zukommen. Kullicke, mit noch röte-

rem Kopf als sonst, kommandiert: «Kompagnie, stillgestanden!» und meldet.

«Was haben die zwei Leute verbochen?»

«Zu spät zum Antreten gekommen, Herr Leutnant.»

«Sind die Leute, die letzte Nacht Posten hatten, auch hier?»

«Jawohl, Herr Leutnant.»

«Waren die zwei, die Sie soeben herumjagten, auch auf Posten?»

Kullicke wechselt die Gesichtsfarbe und stottert: «Jawohl, Herr Leutnant.» Das Jawohl sagt er diesmal ganz unschneidig.

Wir grinsen und boxen uns in die Rippen.

«Herr Feldwebel, von heute an führe ich die neunte Kompagnie, und ich sage Ihnen: bei meiner Kompagnie werden keine Leute herumgejagt!»

Hierauf stellt er sich der Kompagnie vor: «Leutnant Geissler.»

Er kommt direkt von der Kriegsakademie und übernimmt zum erstenmal die Führung einer Feldkompagnie. Während der ganzen Kriegszeit war er einer der besten und verständigsten Offiziere, die ich kennen lernte.

Eine Stunde später verabschiedet sich Oberleutnant Unäsch, welcher in Decken eingehüllt auf seinem Pferd sitzt, von uns. Wir haben nichts wider ihn. Er hatte nur den Fehler, dass er Kullicke in allem nachgab, und diese Freiheit benützte Kullicke, um uns auf jede mögliche Art und Weise zu schikanieren.

Aber jetzt hat Kullicke ausgespielt; von Leutnant Geissler gar nicht beachtet, steht er da wie ein verprügelter Schuljunge.

Leutnant Geissler erlaubt uns sofort, das schwer am Körper hängende Koppel abzuziehen. Er schüttelt sich vor Ekel, als er erfährt, dass wir voller Läuse sind. Er befiehlt daher, am Nachmittag sämtliche Unterwäsche auszuziehen und zu kochen. Das tun wir auch und kochen das Zeug eine halbe Stunde lang, aber die Tierchen sind zäh, in den Nächten ist immer noch reges Leben; es ist kaum glaubhaft, aber probiert's mal selbst!

Als mich in der Nacht, nach dem ersten Posten, die Biester wieder zu plagen anfangen, ziehe ich Unterhose und Hemd ab, tauche den Mist ins Wasser und hänge ihn vorm Haus über einen Strauch, wo nach einer Minute schon alles steif gefroren ist. Aha, es scheint, dass wir jetzt das richtige Mittel gefunden haben; denn die Läuse sind jetzt wirklich tot, erfroren.

Aber schon nach drei Tagen kommt Buchmüller, kratzt sich am Körper und brüllt: «Es lebe die Laus!»

Kämpfe in Eis und Schnee

Leutnant Geissler geht in der Nacht sämtliche Vorpostenstellungen der Kompagnie ab. Er erkennt sofort die gefährliche Lage des Postens Nummer 4 und schiebt Posten Nummer 3 auf gleiche Höhe vor.

Die ganze nächste Nacht arbeiten wir an der Erstellung eines Astverhaues; bis Tagesanbruch ist derselbe von Posten 4 bis Posten Nummer 2 in einer Länge von hundert und in einer Höhe von zwei Metern fertig; ausserdem zogen wir einen Draht fünfzehn Meter vor den Postenstellungen entlang. Derselbe befindet sich zwanzig Zentimeter über dem Erdboden und ist mit leeren Konservbüchsen und sonstigen Blechgefässen behängt. Nun sind wir einigermaßen gegen Übereumpelung geschützt.

Schon zwei Nächte darauf machte das Klirren der Blechbüchsen den Posten Nummer 3 auf die Anwesenheit von Russen aufmerksam. Am nächsten Morgen liegen zwei der Russen am Stolperdraht; der Krieg ist für sie immer zu Ende.

Zwei grosse Säcke, gefüllt mit Liebesgabenpaketchen für die neunte Kompagnie, sind heute angekommen. Sie stammen von den Töchtern eines Berliner Lizeums, dem unser abgegangener Kompagnieführer Unäsch als oberster Leiter vorstand. Nebst Zigaretten und Schokolade halte ich ein kleines Kärtchen, auf welchem ein Fräulein Frieda R., Berlin, um eine Karte aus dem Felde bittet, in der Hand. Diesem Wunsch komme ich sofort nach und hatte es nicht zu bereuen. In den nächsten drei Jahren erhielt ich noch viele kleine Päckchen und recht nette Briefchen von der lieben Frieda aus Berlin. Ich habe ihre netten Briefchen immer mit noch netteren beantwortet; aber ihrem Ersuchen, sie doch einmal in Berlin zu besuchen, kam ich, trotzdem ich viermal dort war, aus sehr guten Gründen nicht nach.

Wir sind wieder beim Divisionsstab. Seit zwei Tagen schneit es ununterbrochen. Von rechts hört man heftiges Geschützfeuer. In der Nacht werden wir alarmiert und stapfen mühsam durch hohen Schnee; erst bei Tagesgrauen kommen wir an der Front an. Gestern griffen hier die Russen das Regiment an, wurden aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Da weitere Angriffe befürchtet werden, sollen wir hier bis zum Anbruch der Nacht im Wald als Reserve liegen bleiben und dann als Verstärkung der er in die Stellung einrücken. Aber schon am Nachmittag setzen wir bei Schneegestöber gruppenweise über freies Gelände und streben einem vor uns liegenden Dorf, in welchem eine

Kompagnie der er liegen soll, zu. Der Russe funkt nicht schlecht, Lage um Lage von Granaten setzt er ins Dorf.

Wir liegen in einem Keller; der Graben, den wir besetzen sollen, befindet sich zwanzig Meter vor dem Hause. Schon verschiedene Male versuchten wir, in denselben zu gelangen; aber sobald wir uns zeigen, erhalten wir starkes Maschinengewehr- und Infanterief Feuer. Wir durchbrechen die Kellerwand und beginnen einen Laufgraben nach vorne auszuwerfen; doch verrät uns jetzt die auf den Schnee geworfene Erde. Bald kommen auch schon Granaten angeheult.

«Die Luft ist hier zu eisenhaltig, wir müssen unsern Laden wo anders aufschlagen,» ruft Lenz.

Gerade wollen wir in einen andern Keller flüchten, da ruft von links der Kompagnieführer und winkt.

«Was sucht ihr noch hier? Die Kompagnie liegt schon über eine Stunde vorn im Graben.» Wir teilen ihm unsere vergeblichen Versuche, nach vorne zu gelangen, mit.

«Warum benützt ihr nicht den Laufgraben?»

«Bis jetzt haben wir noch keinen solchen gefunden und →»

«Wohl auch keinen gesucht, was?» ergänzt der Leutnant. Darin hatte er nicht ganz recht, was wir ihm auch sagten.

«Na, dann kommt mal mit!» Von einer Scheune aus kommen wir durch einen schmalen Graben in die Stellung.

«Habt euch wohl drücken wollen?» empfangen uns die andern.

«Nee, wir sind Gruppe Lenz und nicht Gruppe Redel,» antwortete Lenz. Korporal Redel war bei der Kompagnie als Drückebeger bekannt.

Es ist Nacht. Frierend, müde und schläfrig stehen wir im Graben und lassen unsere Augen über die Schneedecke schweifen. Einmal fahre ich hoch, ich war eingeschlafen. Als mein Gesicht den kalten Schnee berührte, erwachte ich wieder. Buchmüller liegt neben mir auf den Knien und schnarcht wie ein Pferd. Als ich ihn wachrütteln will, fällt er um und schnarcht weiter.

Trotzdem jetzt der Mond die Nacht erhellt, steigt drüben eine Leuchtkugel um die andere auf. Hin und wieder tackt ein Maschinengewehr und kommt eine Lage Granaten.

Von unserer Kompagnie ist eine Patrouille vorne, sie haben weiße Schneemäntel an. Jedenfalls sind sie bemerkt worden, denn plötzlich setzt drüben starkes Gewehrfeuer ein, verstummt aber nach kurzer Zeit wieder.

Von rechts kommt Meldung: «Patrouille bis auf einen Mann zurück.»

Um neun Uhr muss ich mit Buchmüller auf Horchposten. In weissen Mänteln liegen wir dreissig Meter vor der Stellung und erfrieren fast. Gottlob dauert die Sache nur eine halbe Stunde, dann werden wir abgelöst. Wieder liege ich mit dem Kopf im Schnee und kämpfe gegen den Schlaf. Langsam falle ich in einen Abgrund, immer tiefer und tiefer; mit einem Angstruf erwache ich und sehe, dass ich am Boden des Grabens liege. Gerade will ich wieder in das Nichts versinken, da schlägt die Stimme Geisslers an mein Ohr:

«Aber, Kinder,» sagt er, «macht mir doch keine Dummheiten! Wir erwarten jeden Augenblick einen Angriff, und ihr schlaft hier!»

Eine langsame halbe Stunde vergeht. Nichts ist zu hören, als das Aneinanderschlagen von Füßen und leises Fluchen. Da kommt Leutnant Geissler wieder, eine Zigarette zwischen den Lippen, (übrigens ist Leutnant Geissler nicht ohne Zigarette zu denken) und sagt: «Korporal Lenz, Sie müssen mit ihrer Gruppe auf Vorposten; hundert Meter halblinks soll eine kleine Brücke sein, dort müsst ihr euch die Nacht über aufhalten; ich werde jede halbe Stunde eine Patrouille zu euch vorschicken. Sobald Sie etwas von einem Angriff wahrnehmen, ziehen Sie sich, ohne zu schiessen, mit Ihrer Gruppe zurück. Hören wir, dass Sie von Ihrem Posten aus das Feuer eröffnen, so nehmen wir an, dass ihr es nur mit einer russischen Patrouille zu tun habt. Nun geht, passt gut auf und schlaft nicht!»

In Schneemäntel gehüllt, bewegen wir uns vorsichtig vorwärts. Ein scharfer, kalter Wind schlägt uns harte Schneekristalle ins Gesicht. Nach fünfzig Metern entdecken wir zahlreiche Hügel. Von einem derselben scharren wir den Schnee weg und sehen uns in unserer Annahme, dass es tote Russen sind, welche vorgestern bei ihrem Angriff fielen, nicht getäuscht. Je weiter wir vorkommen, desto mehr Hügel erheben sich von der weissen Fläche. Jetzt kommen wir an eine breite Vertiefung. Die Untersuchung ergibt einen zwei Meter breiten gefrorenen Bach. Hier herum muss die Brücke sein. Hundert Meter rechts befindet sich ein kleines Wäldchen, welches sicher von den Russen besetzt ist. Links sehen wir auf freiem Feld grosse Hügel. Bevor wir etwas weiteres unternehmen, müssen wir wissen, was das ist. Auf dem Wege dahin finden wir die Brücke, eine gewölbte Steinbrücke. Die Hügel entpuppen sich als Strohhaufen.

Unter der Brücke liegen zwei tote, steifgefrorene Russen. Jedenfalls schlepten sich diese, schwer verwundet, hierher und erfroren.

Wir entfernen die beiden Toten und stellen vor der Brücke einen Doppelposten auf. Durch die Wölbung der Brücke geht ein eisiger, kalter Zug. Vosse, der noch nicht lange bei uns ist, sagt: «Bis zum Tagwerden sind wir alle so steif wie die zwei Russen.»

In Hockstellung an das Brückengewölbe gelehnt, mache ich mir ähnliche Gedanken. Ein Rütteln am Arm lässt mich aufschauen.

«Wir dürfen nicht schlafen,» sagt Lenz zu mir, «sonst sind wir alle verloren.»

Um mich etwas zu erwärmen, mache ich bis zu dem zunächst rückwärts liegenden Strohhaufen Laufschrift. Wenn man einen solchen anzünden würde-----? Der gäbe warm bis zu uns hin, hm----- . Ich hole Buchmüller, der ist sofort Feuer und Flamme für meinen Vorschlag. Da kommt Lenz mit Vosse und sagt: «Wir wollen den Strohhaufen zur Brücke tragen und eine der Öffnungen damit verstopfen; es ist ja sonst nicht zum Aushalten.»

Auch damit sind wir einverstanden, geben aber den andern Gedanken nicht auf. Das Stroh ist in grossen Garben gebunden, wir nehmen immer zwei, laufen und tragen und kommen dabei in eine wohlige Wärme. Die eine Öffnung ist verstopft. Gerade sind wir, Buchmüller und ich, wieder bei einem Strohhaufen, da hören wir den Posten gedämpft: «Halt, wer da?» rufen. Mit ein paar Sätzen sind wir bei der Brücke. Es ist unsere Patrouille. Sie melden uns, dass rechts eine russische Patrouille abgefangen worden sei. Voraussichtlich wird diese Nacht kein russischer Angriff erfolgen.

Es ist etwas besser geworden unter der Brücke, aber der Aufenthalt ausserhalb derselben ist doch noch besser. Mir und Buchmüller lassen die Strohhaufen keine Ruhe. Feuer gibt immer warm, auch wenn man etwas davon entfernt ist.

Wir entfernen an einem grossen Haufen die äusseren schneebedeckten Garben. «Ist doch etwas gefährlich,» sagt jetzt Buchmüller nachdenklich. «Ich arbeite nur, dass ich warm werde,» gebe ich zur Antwort, erhebe aber keinen Einspruch, als jetzt Buchmüller Zündhölzer und Papier aus der Manteltasche zieht.

Wir machen ein Loch, legen das Papier in das trockene Stroh, ein Zündholz flammt auf, ein Ruf von Lenz: «Ihr seid verrückt!» ist hörbar, aber das Stroh brennt schon.

Die Russen eröffnen ein tolles Feuer, doch sind wir schon unter der Brücke. Lenz ist ausser sich vor Wut; aber wir lassen uns nicht aus der Ruhe bringen.

Buchmüller lacht: «Wie das schön brennt, und was für eine warme Luft hierher kommt!»

Ruh ist ganz begeistert. Für ihn ist es nur schade, dass wir nicht schon früher auf diesen famosen Gedanken gekommen sind.

«Und unsere Verbindungspatrouille?» faucht Lenz wütend dazwischen. «Verflucht!» Daran hatten wir nun nicht gedacht.

«Ihr beide geht nun sofort zurück und seht nach, ob die Patrouille im Graben ist!»

Das halten wir selbst für richtig, und als das Stroh- und Gewehrfeuer abflaut, machen wir uns kriechend und springend auf den Weg. Wohlbehalten kommen wir im Graben an, auch die Patrouille ist schon lange dort. Dem Kompagnieführer melden wir, dass wir das Stroh angezündet haben, um zu sehen, was bei den Russen vorgeht; eine Patrouille zu uns vorzuschicken sei nicht mehr nötig.

Geissler sagt: «Glänzender Einfall!» Buchmüller tritt mir dafür auf den Fuss.

«Habt Ihr da vorne genügend Schutz?»

«Jawohl, Herr Leutnant.»

«Dann ist es ja gut. Sobald es zu tagen anfängt, kommt Ihr zurück!»

«Befehl, Herr Leutnant!» Zum Dank für die Meldung von unserem Gruppenführer Lenz, die wir da zusammengelogen haben, gibt uns Geissler eine Schachtel Zigaretten.

Wir melden dem Brückenposten, dass wir zurück sind, stecken noch einen Strohhaufen in Brand und erstatten dann dem immer noch wütenden Lenz Bericht. Er will nicht mal eine Zigarette annehmen, aber Buchmüller ruht nicht und schiebt ihm einfach so'n brennenden Glimmstenge! zwischen die Lippen. Die Eintracht ist wiederhergestellt, Gruppe Lenz raucht Zigaretten. Auch die an einer geschützten Stelle stehenden Posten halten die brennenden Dinger in der hohlen Hand und nehmen hin und wieder einen Zug. «Das gibt etwas Warmes in' Bauch,» meint Ruh.

Vom Russen haben wir nichts zu befürchten; da er sein Gewehrfeuer erneut wieder aufgenommen hat, hat sich der Posten zu uns zurückgezogen. Solange sie so toll schießen, sind sie selbst noch nicht hier. Ungemütlich wird's erst wieder, wenn er mit den Geschützen zu feuern beginnt. Krachend schlagen die Granaten in unserer Nähe ein.

«Wenn jetzt ein Angriff kommt, sind wir erledigt, und das haben wir euch zu verdanken!» sagt Lenz. Es fehlte nicht viel, so hätten wir eine Tracht Prügel erhalten. Wenn wir heil zurückkommen, will Lenz dem Kompagnieführer den wahren Sachverhalt mitteilen.

Für kurze Augenblicke sausen Buchmüller und ich unter der Brücke hervor und überschauen das Gelände. Nichts ist zu sehen als die Feuersäulen und die schwarzen Rauchwolken der einschlagenden Granaten.

Allmählich lässt das schwere Feuer nach. Dicht nebeneinander liegen wir vor der Brücke. Unsere Aufmerksamkeit gilt dem kleinen Wäldchen halb rechts vor uns. Ruh behauptet, dass sich etwas auf uns zu bewege; schwer orgelnd kommt eine Granate auf uns zu und schlägt zwanzig Meter hinter uns ein. Fünf, sechs, sieben zählt Lenz; es stimmt, sieben oder acht Gestalten, kaum wahrnehmbar, kommen auf uns zu.

Wir behalten die russische Patrouille im Auge und gehen gebückt in der Vertiefung des Baches nach rechts. Jetzt werden wir von links leise angerufen. Es ist unsere Patrouille, die nachsehen soll, was bei uns los ist.

Inzwischen sind die Russen verschwunden. Rasch verlassen wir den Graben und legen uns, sechzehn Mann, links und rechts von demselben in den Schnee; mit unseren weissen Mänteln tief in ihn versunken, sind wir von der weissen Schneedecke nicht zu unterscheiden.

Das Artilleriefeuer hat jetzt ganz aufgehört. Wir glaubten schon, dass sich die Russen wieder zurückgezogen hätten, als sie gerade vor unseren Nasen auftauchen. «Rucki nawirsch!» ruft Lenz gedämpft; gleichzeitig springen wir auf. Ein einzelner Schuss kracht, gefolgt von einem Aufschrei.

Sechzehn Gewehre richten sich auf neun verblüffte Russen, und bereits lassen acht davon ihre Gewehre fallen und erheben die Hände; der neunte, mit einem Revolver in der Hand, bricht unter einem Kolbenschlag zusammen. Es ist, wie sich herausstellt, ein junger Offizier. Mit dem Schuss, den dieser abgab, traf er einen Mann unserer Patrouille in die rechte Schulter. Zwei Kameraden nehmen ihn in ihre Mitte und gehen mit ihm, gefolgt von den gefangenen Russen und unserer Patrouille, zurück.

Schon eine halbe Stunde später kommt Leutnant Geissler mit vier Mann. Sie bringen eine weissüberdeckte Tragbahre mit. Der nur stark betäubte russische Offizier wird daraufgelegt. Geissler befiehlt, denselben sofort zum Bataillonskommando zu tragen. Er selbst bleibt hier und zündet sich an einer immer glimmenden Zündschnur eine Zigarette an. Wortlos gibt er jedem eine Zigarette und Feuer; wir halten dieselben in der hohlen Hand und tun Zug um Zug. Wie das wohl tut und aufmuntert!

«Aufpassen!» ruft der vor uns liegende Doppelposten.

«Zurückkommen!» befiehlt Geissler.

Vor uns sind zwei Abteilungen zu erkennen, jede mindestens noch einmal so stark als wir. Es war leicht zu erraten, dass sie gedachten, die Brücke zu umgehen.

«Nichts zu machen,» sagt Geissler. Gebückt gehen wir bis zur Brücke und eilen dann unserer Stellung zu. Dort lässt dann Leutnant Geissler von der ganzen Kompagnie das Feuer eröffnen.

Langsam wird diese ereignisreiche Nacht vom Tage abgelöst, doch sollte die nächste noch viel schlimmer werden.

«Ihr habt euch gut gehalten,» lobt der Kompagnieführer. Lenz ist für Gelobtwerden nicht empfänglich; missmutig fragt er den Leutnant: «Kommen wir in Ruhequartiere?»

«Keine Ahnung; nötig hätten wir es alle; versucht hier ein wenig zu schlafen, ich will mich beim Bataillon für die Kompagnie verwenden,» sagt der Leutnant und geht weg.

Buchmüller boxt Lenz in die Seite: «Willst du nicht melden, was wir die letzte Nacht alles getrieben haben?»

«Halt die Fresse, du verfluchtes Schwein!» brüllt Lenz erbost und übellaunig.

«Von jeder Gruppe zwei Mann Kaffee holen und Lebensmittel empfangen!»

Heisser Kaffee mit Brot und Butter ist gut und bringt wieder etwas Leben in unsere schlaffen Körper, und als jetzt sogar noch die Sonne zum Durchbruch kommt, taut auch Lenz wieder auf.

«Hat ener Schnaps zu verkoofen?»

«Hier!» rufe ich und tausche meinen Schnapsanteil einem Pommern gegen Zigarren und Zigaretten um.

Vosse liest einen Brief, den er von zu Hause erhalten hat, vor: Friede sei in Aussicht.

Buchmüller spuckt aus und sagt: «Wenn ich so was hör', wird mir schlecht.» Er dreht sich um und will um die Schulterwehr verschwinden; da stösst er mit Geissler zusammen.

«Na, mal nicht so stürmisch, wo woll'n Sie hin?»

«Ach, hier reden sie von Frieden, Herr Leutnant, und das schlägt mir immer auf den Magen.»

«'n Moment hierbleiben. Heute Abend werden wir abgelöst und kommen in warme Quartiere. Sobald es zu dämmern beginnt, geht von jedem Zug eine Gruppe voraus ins Dorf und belegt so viel noch bewohnbare Räume, als für den Zug nötig sind.»

Nachdenklich betrachten wir das hinter uns liegende Dorf. Viel ist damit nicht mehr los; gut ein Drittel der Häuser bilden nur noch Trümmerhaufen, zu welchen sich im Laufe des

Tages noch einige andere gesellen; die Russen haben es mit ihren Granaten mehr auf das Dorf als auf unsere Stellung abgesehen. Die zwei Kompagnien des Regiments, die dort in Reserve liegen, liegen zum grössten Teil in Kellern. Der Dorfteil hinter uns ist noch am besten erhalten; in diesem gedenken wir die Nacht über in warmen Stuben und nicht im Keller zu schlafen.

Besorgt verfolgen wir den Tag über die Granateneinschläge; der Häuser werden immer weniger. Die er sollen schon verschiedene Tote und Verwundete haben. Buchmüller meint, unter der Brücke bei einem nahe brennenden Strohhaufen sei es besser als im Dorf.

Zugführer Feldwebel Milar erklärt uns die Stellung der Russen, welche nach den Aussagen der Gefangenen sehr stark ausgebaut sein soll; in dem kleinen Wäldchen soll sich eine ganze Kompagnie als Vorposten befinden.

Da vorne soll achtzig Meter rechts von der Brücke ein von den ern erstellter Flankierungsgraben sein, den die in Reserve liegenden Kompagnien im Falle eines russischen Angriffes zu besetzen hätten. Wir machen den Feldwebel darauf aufmerksam, dass wir letzte Nacht nichts von einem Graben bemerkt hätten.

Ein anwesender Leutnant der er sagt: «Der Graben ist vorhanden, aber jedenfalls mit Schnee gefüllt und muss gesucht werden.» Er beschreibt uns genau die Richtung, in welcher derselbe liegen soll.

Langsam geht der Tag seinem Ende entgegen. Ins Dorf fallen nur noch vereinzelt Granaten und Schrapnells, dafür steigert sich das Artilleriefeuer von unserer Seite immer mehr; das Wäldchen vor uns ist in schwarze Rauchwolken gehüllt. Wir sehen kaum mehr hin; der Gedanke, in ein warmes Quartier zu kommen und schlafen zu können, beschäftigt uns voll und ganz. Lange schon stehen wir mit dem Tornister auf dem Rücken und warten auf die Ablösung.

Endlich kommen sie in Schwarmlinie aus dem Dorf. Ohne den Befehl dazu abzuwarten, verlassen wir den Graben und gehen zurück.

Gruppe Lenz hat Glück und erwischt eine schön durchwärmte grosse Stube. Die Küche ist auch schon da. Schnell wird Kaffee geholt und derselbe so heiss als möglich getrunken; Brot und etwas Speck vervollständigen das Nachtmahl, und jetzt kommt noch eine Zigarre. Lenz, dem ich auch eine anbiete, lehnt ab. Er nimmt auch keine Zigarette. Schweigsam hockt er an der Wand. Ruh sagt, er hätte noch nicht mal Kaffee getrunken.

«Was ist mit dir, Lenz?»

«Gar nichts,» sagt er, legt den Kopf auf den Tornister und zieht sich seinen Helm ins Gesicht. Buchmüller will ihn aufmuntern, aber es ist nichts zu machen. Lenz gibt keine Antwort.

Die Russen schicken immer noch einzelne Granaten ins Dorf; aber jetzt wollen wir einfach schlafen, komme was wolle.

Zugführer Milar kommt und macht darauf aufmerksam, dass wir in allerhöchster Alarmbereitschaft liegen. Umgeschnallt, Gewehr im Arm, liegen wir mit dem helmbedeckten Kopf auf unseren Tornistern, wollen schlafen und können doch nicht. Es ist nur ein Schlummer; wir hören alles, was draussen vorgeht.

Nach etwa zwei Stunden werden wir jäh und brutal aus dieser dürftigen Ruhe gerissen.

«Alarm! Raus, raus, eilen, eilen!» Schrecklich müde und voller Schlaf wanken wir fluchend aus dem warmen Quartier.

«Donnerwetter, ist das aber ein tolles Feuer!» Zu Dutzenden steigen die Leuchtkugeln und erhellen spärlich das starke Schneetreiben, und zu Dutzenden hauen die russischen Granaten mit unsagbarem Krachen vorne bei der Stellung ein; von unserer Artillerie ist nichts zu hören.

«Neunte Kompagnie besetzt den Flankierungsgraben. Gruppe Lenz, die das Gelände kennt, geht als vorderste Gruppe,» schallt Geisslers Stimme.

«Da kommt doch kein Schwanz lebend durch!» höre ich einen rufen. Mit Zugführer Milar und Lenz an der Spitze rennen wir, gefolgt von dem Rest des Zuges, nach links und suchen irgendwo durchzukommen. Wir sind bereits links von der Stellung ein gutes Stück vorwärtsgekommen, als ich bei einem Aufsprung über den vor mir zusammengebrochenen Vosse stürze. Sein Kopf ist nur noch eine zermalnte Masse. Wir machen Sprung auf Sprung, die andern folgen uns in grossen Abständen.

In unserer Aufregung haben wir sehr lange, bis wir den verwehten Flankierungsgraben finden. Auf dem Bauch liegend, schaukeln wir mit unseren kurzen Spaten den Schnee aus. Paul Rütler stösst plötzlich laute Schreie aus. Auch an einer andern Stelle gelst plötzlich das alles übertönende Schreien: «Mutter! Mutter!» durch die Luft. Bis jetzt war das Feuer, das wir an dieser Stelle erhielten, unbedeutend; aber das bis zu den Russen tönende Schreien der schwer Getroffenen macht diese auf uns aufmerksam. Mit Donnergetöse steigt vom Wäldchen eine russische Riesenrakete in die Luft, explodiert in ziemlich grosser Höhe und lässt mehr als hundert grosse, helleuchtende Sterne langsam zur Erde sinken.

Das Schauspiel wäre grossartig gewesen, wenn es nicht den Zweck gehabt hätte, dem Russen zu zeigen, was wir hier treiben. Im nächsten Moment haben wir das Feuer von zwei Maschinengewehren auf dem Hals, und nach ganz kurzer Zeit beast uns auch schon schwere Artillerie.

Wir arbeiten um unser Leben. Unsere Körper sind schweissbedeckt. Immer tiefer kommen wir und stossen plötzlich auf Wasser. Eng beieinander drücken wir unsere heissen Leiber in den eiskalten Schnee. Tränenersticktes Fluchen, lautes Beten, das Geschrei der Verwundeten, Maschinengewehrfeuer und das Krachen der Granaten ergeben eine furchtbar schauerliche Musik.

«Lenz ist tot!» brüllt Ruh.

«Was?» Halbtot vor Angst um Lenz klettere ich über den reungslos im Dreck liegenden Rütler. Ruh hält den Kopf von Lenz in seinen Händen. Das Gesicht ist von einem Granatsplitter der Länge nach aufgeschlitzt und nicht mehr erkenntlich.

Gerade bücken wir uns, um unsern Lenz aus dem Dreck oben auf in den Schnee zu legen, da steigt fünf Meter rechts mit schwerem Krachen eine Feuersäule auf. Der Luftdruck wirft uns mit grosser Gewalt auf Lenz nieder; wieder halb aufgerichtet, springt mir einer von oben in den Rücken, noch einer und noch einer folgen.

«Verzeihung, Kamerad!» ruft einer.

«Hol euch der Teufel!» brüllt Ruh. «Wir sind doch nicht eure Sprungmatten.»

Im Bogen fliegen zwei weitere, mit Kästen in den Händen, neben uns in den Graben.

Es sind die von der Maschinengewehr-Abteilung. In kürzester Zeit haben sie das schwere Gewehr schussbereit aufgestellt. Rasch ziehen wir jetzt unsere beiden Toten, Rütler und Lenz, aus dem Dreck und legen sie obenauf.

Aus unserer Stellung beim Dorf rattert jetzt plötzlich starkes M.G.- und Gewehrfeuer, gleichzeitig setzt auch unsere Artillerie mit schwerem Grollen ein. Wir können nichts sehen, das russische Feuer auf unsern Graben wird immer stärker.

Von rechts kommt der Ruf: «Visier zweihundert! Feuer, Feuer!»

Will das denn noch nicht aufhören? Wo schiessen wir eigentlich hin? Meine rechte Schulter schmerzt von den Gewehr-Rückschlägen. Das M.G. neben mir hackt, hämmert und mäht.

«Feuer! Feuer!» Eine Masse zurückflutender Russen wälzt sich auf unsern Graben zu, gerät in unser Flankenfeuer, sowie in dasjenige ihrer eigenen Artillerie.

«Feuer einstellen!»

Volle zwei Stunden dauerte die Schlächterei. Hunderte blühender Menschenleben liegen zerfetzt im Schnee und färben denselben mit ihrem Blut, färben denselben mit der Farbe der Liebe. Hunderte von Familien mehr dürfen morgen die Totenklage anstimmen.

Voll Siegerstolz werden die deutschen Spiesser in der Heimat von der blutigen Abfuhr, welche die Russen abermals an der Pilica erlitten, im deutschen Heeresbericht lesen. Die Gläser werden klingen, und uns wird man hochleben lassen.

Ihr Siegesbesoffenen in der Heimat, kommt mal hierher und besetzt euch das Leichenfeld! Keiner von euch, die ihr gar nicht wisst, was Krieg ist, wird hier Weggehen, ohne sein Antlitz zu verhüllen, um die Schande und Schmach, die eure Augen erblicken, nicht länger sehen zu müssen.

Die Russen erneuern ihre Angriffe in dieser Nacht nicht mehr. Nach einer Stunde werden wir zurückgezogen. Wir nehmen elf Tote und vierzehn zum Teil sehr schwer Verwundete mit zurück. Buchmüller müssen wir auch tragen; er kann nicht mehr auf den Füßen stehen. Noch vor Tagesanbruch wird er mit den Verwundeten abtransportiert. Er kann seine Beine noch immer nicht bewegen; aber was noch schlimmer ist, er kann nicht mehr sehen. Eine Verwundung hat er nicht. Auf alle Fragen sagt er nur: «Es wäre besser, ich wäre tot.»

Abgesehen von einzelnen Granaten, die ins Dorf kommen, ist es ruhig. Wir liegen in tiefem Schlaf. Nur einmal, als eine Granate die halbe Vorderseite des Hauses mitnimmt, fahre ich hoch; für einen Moment sehe ich ein Stückchen Himmel und schwarzen Rauch, sinke wieder hintenüber und schlafe weiter bis zum Abend, wo man uns gewaltsam weckt.

An einer Seite der Stube ist ein grosses Loch. In einer Ecke sehe ich Korporal Redel, welchen ich missgelaunt frage, was er hier zu tun hat.

«Werd mal nich frech, Junge; von heute an führe ich die Gruppe Lenz.»

Voll Schrecken ob dieser Nachricht starre ich den bei der ganzen Kompagnie verhassten Korporal an, fasse mich aber dann doch soweit, ihm sagen zu können, dass wir uns von ihm die Frechheiten, welche er sich seiner früheren Gruppe gegenüber leistete, nicht gefallen lassen werden, er möge sich das merken. Von nun an bis zu seinem Abgang in den Karpathen lebten wir mit diesem Ekel in ständigem Streit.

In der Nacht ereignet sich nichts. Beim Morgengrauen werden wir nach rückwärts in Marsch gesetzt und kommen am späten Abend wieder beim Divisionsstab in Ruda-Pilica an.

Heute beim Postverteilen erhalte ich neben anderen willkommenen Sachen auch die langersehnte Laussalbe. Am Nachmittag stehen ich und Ruh splitternackt am Fluss und reiben uns gegenseitig mit dem Eiswasser tüchtig ab. Hernach werden die Körper gesalbt, nicht mit wohlriechenden Essenzen, wie es die Römer taten, sondern mit Laussalbe. Als wir fertig sind, sehen wir aus wie frischgewichste Öfen. Von den Füßen bis zum Hals, nichts wurde vergessen, rieben wir uns die mausgraue, stinkende Salbe in die Haut ein und legen dann ganz saubere Unterwäsche an. Eine Stunde lang kochen wir die abgelegten Sachen, tauchen sie dann in kaltes Wasser und hängen dann das Zeug ohne auszuwinden auf. Diese Kur werden die Läuse nicht überleben.

Eine volle Woche haben wir Ruhe; das heisst Exerzieren, Wache, Appelle und Arbeiten, auch Kartoffelschälen mit Sprung auf! Kullicke ist und bleibt Kullicke; wenn Leutnant Geissler nicht in der Nähe ist, macht er eben mit uns, was er will.

In einer Stunde steht die Kompagnie marschbereit. Buchmüller ist auch wieder bei der Kompagnie, er kann wieder gehen und sehen; er ist Küchenbulle geworden, was nicht spurlos an uns vorübergeht, das heisst an uns und nicht an Redel. Er gibt uns extra grosse Portionen und steckt uns manchen guten Happen zu, den sonst, wie er sagt, Kullicke für sich beansprucht hätte.

Diesmal geht die Reise nach links. Bei der Artilleriezone angekommen, sehen wir, dass wir in einem von den Österreichern besetzten Abschnitt sind. Interessiert betrachten wir die österreichischen Bronzekanonen. Höflich bieten uns die Kuk-Servusbrüder heissen Tee mit Rum an, was wir natürlich nicht abschlagen.

Gegen Abend gibt es hinter einem Walde Halt. Die Kameraden erzählen, dass wir ein Bataillon Österreicher ablösen sollen, das mit den Russen sympathisiere. Da kommen auch schon welche von vorne. Auf einem Packpferd haben sie ein zerlegtes Maschinengewehr. Bei völliger Nacht gehen wir in die Stellung. Die Österreicher haben dieselbe schon verlassen, ohne uns darüber zu orientieren, wo und in welcher Entfernung die Russen liegen.

Vom Graben aus haben sie nach vorne grosse viereckige Löcher gemacht, darüber liegen kleine Baumstämme und eine dünne Schicht Erde. Nach vorne befinden sich Schiessscharten; das sieht gar nicht übel aus. Die Decke über dem Kopf schützt einem mindestens gegen Schrapnellfeuer, und wenn man gegen den Graben

zu noch eine kleine Wand erstellt, so hat man eine kleine Stube, und wenn dann noch ein Ofen-----, und wenn, hm —, halt ein, Mensch, du spinnst. Aber nach zw^{ei} Tagen raucht er doch, der Ofen nämlich, in der Stube, nein im Unterstand. Ruh hat den Ofen aus einer grossen Blechbüchse konstruiert, Ruh ist ein Künstler. Ofenrohre haben wir noch keine, aber sie sind im Werden.

Vorläufig geht der Rauch eben zu den Löchern hinaus, und solche sind noch mehrere da. Ideal ist unser Salon gerade nicht, aber es ist doch besser hier, als immer im kalten Schneeegraben liegen.

Nach ein paar Tagen brauchten die Russen nur nach unsern Rauchfahnen zu zielen, wenn sie uns ihre Granaten in den Graben legen wollten, aber sie unterliessen es. Warum? Auch drüben fängt es an zu rauchen, also beruht die Sache auf Gegenseitigkeit.

Dem anwesenden Artilleriebeobachter versprechen wir das Genick zu brechen, wenn er die russischen Rauchfahnen seiner Batterie als Ziel angeben sollte.

Die ersten zwei Nächte, die wir hier verbringen, geht es allerdings bunt zu. Die Stellung, die wir noch nicht kennen, macht in unserem Abschnitt einen rechten Winkel. Die Folge davon ist, dass in der ersten Nacht unsere Posten von links und rechts einander beschossen. Unsere eigene Patrouille bearbeiten wir dermassen mit Gewehrfeuer, dass sie gezwungen ist, während des folgenden ganzen Tages in Granatlöchern vor der russischen Stellung zu liegen.

Als ich mit Ruh in der zweiten Nacht einen weitentfernten Posten ablösen soll, lassen uns die Düppel nicht mal rankommen. Erst als wir sie beschimpfen, merken sie, wer wir sind und stellen das Feuer ein.

Mit Ruh stehe ich hinter einem Schneewall als Horchposten an der äussersten rechten Ecke, welche leicht von den Russen umgangen werden kann; bald muss die Ablösung kommen. Von seitwärts kommt jetzt eine Gruppe auf uns zu. Ruhig stehen wir mit Gewehr bei Fuss und schauen nach rechts. Plötzlich erhalte ich von hinten einen starken Schlag mit einer Faust auf die rechte Backe, welcher mich fast umwirft. Im nächsten Augenblick saust mein Gewehrkolben dem Schläger auf den Kopf, dass er nach rückwärts taumelt. Hätte dessen Helm den Schlag nicht abgeschwächt, so wäre ich diese Nacht zum Totschläger geworden; doch der Kerl erholte sich nach ganz kurzer Zeit wieder. Es war Korporal Brenweg, ein Stettiner.

Voll unbändiger Wut ob dieser Gemeinheit mache ich auf diesem gefährlichen Posten den grössten Krach, was zur Folge

hat, dass die Russen das Feuer auf uns eröffnen. Franz Lehm erhält dabei einen Armschuss, für welchen Heimatschuss er mir später brieflich aus einem Lazarett dankte.

Eilig zerren die Kameraden mich zurück in die Stellung. Vor Wut fange ich im Unterstand an zu heulen und verbringe so eine elende schlaflose Nacht.

Am frühen Morgen kommt ein Abgesandter von Brenweg, durch welchen sich dieser entschuldigen lässt. Es sei ein Irrtum gewesen und er sei bereit, wenn ich die Sache nicht melde, auf gütlichem Wege mit mir auszumachen; dann sprach er noch etwas von einer Genugtuungssumme.

Es kann nur Zufall sein, dass der Zug- und Kompagnieführer von dieser Angelegenheit bis jetzt noch nichts weiss. Ich selbst bin jetzt wieder ruhiger geworden und sehe ein, dass ich keine Ursache habe, dem Kompagnieführer Meldung über diesen Vorfall zu erstatten; ich wäre sicher dabei ebenso schlecht weggekommen, wie Brenweg; aber ich liess Brenweg mitteilen und fragen, mit welchem Recht er sich erlaube, Kameraden zu schlagen? Ob nun mich oder andere und dazu auf gefährlichem Posten. Ob wir hier in dem Dreck und Elend nicht schon genug geschlagen seien? Seine Entschuldigung nehme ich nicht an, sowenig wie etwas anderes. Nachtragen werde ich ihm auch nichts, aber sagen Sie ihm das eine: Demjenigen, der mich im Felde noch einmal ungerechtfertigter Weise schlägt, werde ich sofort das Bajonett in den Leib rennen.

Mit diesen Worten lasse ich den Vermittler stehen und gehe unter den Bravorufen meiner Kameraden weg. Mit einem Seitenblick auf Redel sehe ich, wie dieser mich hämisch lächelnd ansieht.

Aber warte, Bursche, mit dir werden wir schon mal gründlich abrechnen!

Wir sind wieder beim Divisionsstab. Am ersten Tag erhalten wir neuen Ersatz. Zu unserer Gruppe kommen Breuer, Lorenz, Bühler und Arnold. Zugführer Milar wird eines Magenleidens wegen zu den Armierungstruppen versetzt. Milar war immer ein stiller Mensch. Als sein Nachfolger kommt ein Feldwebel Hentschel zu uns.

Eine Pionierabteilung ist damit beschäftigt, über den Fluss eine neue stabile Brücke zu bauen, wozu wir Handlangerdienste zu verrichten haben.

Unser jüngster Küchenbulle hat Pech: er hat bei einer Meinungsverschiedenheit mit dem Oberbullen das Faustrecht angewendet und dafür vom Kompagnieführer vier Tage Arrest zu-

diktieren bekommen. Zwei Stunden an einen Baum oder Pfahl gebunden, galten zu dieser Zeit einen Tag Arrest.

Am zweiten Tag suche ich den Schuppen auf, wo Buchmüller seine zwei Stunden abbindet. Das Bild, welches ich da zu sehen kriege, ist zum Kugeln. Buchmüller mit einem Strick am linken Fuss, der an einem Balken befestigt ist, hockt auf einem Holzklotz und hat ein Brett auf den Knien; neben ihm hockt der Bewachungsposten; ihnen gegenüber hocken Metzner und ein anderer Kamerad. Das Postengewehr mit aufgepflanztem Bajonett steht in einer Ecke. Beim Schuppeneingang steht ein russischer Bauer als Beobachtungsposten und lutscht an einer deutschen Zigarre. Auch die Kameraden halten Zigarren zwischen den Zähnen und klopfen mit grossem Krach einen Skat.

Ich biege mich vor Lachen; Buchmüller sagt: «Nächstens verhaue ich Redel und spiele dafür hier zwei Stunden Skat.» «Ich auch, ich auch!» tönt's in der Runde.

Buchmüller gibt mir sechs Mark für zwei Flaschen Portwein. Er sagt: «Der Gastgeber bezahlt.» Nach kaum einer Viertelstunde bin ich wieder mit drei Flaschen Portwein zurück. Kurz vor Ablauf der zwei Stunden binden wir Buchmüller, der immer lacht, am Balken fest. Der Wachposten stellt sich mit seinem Gewehr nebenzu und sagt rülpsend zu Buchmüller: «Halt die Fresse, Mensch!» Wir andern drücken uns in der Nähe des Schuppens herum. Jetzt kommt Hentschel, den wir erst kennenlernen müssen, und entlässt Buchmüller und den Posten. Kopfschüttelnd schaut er den beiden ins Dorf Schwankenden nach.

Am andern Tag wird Buchmüller nicht mehr eingesteckt und auch nicht mehr angebunden. Schade, es wär' zu schön gewesen!

Mit Korporal Redel haben wir ständig Krach. Beim Lebensmittelempfang will er immer die besten Sachen für sich behalten. Zwei Mann seiner früheren Gruppe fragten ihn gestern spöttisch, was seine Nierenschmerzen machen. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, dass er sich schon zweimal von Gefechten drückte und angab, Nierenschmerzen zu haben. Wie es scheint, liege ich ihm ganz besonders auf dem Magen. Bei jeder Gelegenheit versucht er, mir eins auszuwischen. Wir haben bald heraus, dass Redel und unser zweites Kompagnieeddelgewächs, Feldwebel Kullicke, Zusammenarbeiten; aber auch unser neuer Zugführer, Feldwebel Hentschel, ein guter und edler Mensch, hatte es heraus.

Nun ging es hart auf hart. Hatten Kullicke und Redel ausgemacht, dass wir bei der Küche zum Kartoffelschälen antreten sollten, wo uns Kullicke zu schlauchen gedachte, so sagte unser

Hentschel: «Die Gruppe Redel steht jetzt zu meiner Verfügung.» Versuchte Redel beim Exerzieren an unsern gemachten Gewehrgriffen herumzukorrigieren, so war auch schon Hentschel da. Und machten wir bei Redels Kommando die Gewehrgriffe langsam und lässig, so führten wir jetzt auf Hentschels Verlangen einen tadellos klappenden Gewehrgriff aus, den Hentschel mit einem «Ausgezeichnet!» quittierte.

Kaum ist Feldwebel Hentschel wieder ausser Hörweite, so lacht der uns wiedergegebene Buchmüller: «Nichts zu machen, Herr Unteroffizier Redel!» Metzner meint: «Das bringen die Nierenschmerzen so mit sich.»

Wieder sind wir in Stellung. Dreissig Meter hinter uns ist eine zu einem dahinterliegenden Gut gehörende Ziegelei. Auf einem Ziegelberg haben die Maschinengewehrfritzen ihr M.G. aufgebaut. Dem Gutshof schliesst sich nach rückwärts ein Bauerndorf an.

Die Russen zeichnen sich hier durch kühne Patrouillengänge aus. In der ersten Nacht schnappen sie uns, kaum dreissig Meter vom Graben entfernt, einen Horchposten weg. Es sind zwar welche bei uns, die sagen, der Horchposten sei zum Russen rübergelaufen. Den Granaten nach, die heute ins Dorf kommen, wo eine unserer Kompagnien in Reserve liegt, könnte man es fast glauben.

Etwas Neues für uns sind die schweren Explosionen, welche die einschlagenden russischen Granaten hervorrufen. Bisher waren wir es gewohnt, dass unsere Granaten den grösseren Krach machten als diejenigen der Russen, und jetzt ist auf einmal die Detonation und die Wirkung der russischen Munition stärker als die unsrige.

Am dritten Tag haben wir einige Stunden unter schwerem Artilleriefeuer zu leiden. Ein Volltreffer in einen kleinen Unterstand zerstückelt denselben samt zwei Kameraden, welche sich darin aufhielten, buchstäblich. Nach weiteren zwei Tagen kommen wir als Reserve auf den Gutshof zu liegen. Da wir hier von den Russen nicht gesehen werden können, durchquere ich am Mittag das Gut nach allen Seiten. Grosse leere Scheunen und Ställe, auch das prächtige Wohnhaus, mit schönen Möbeln ausgestattet und inmitten eines Parkes liegend, ist verlassen.

Soeben betrete ich ein grosses Glashaus, welches mit allerlei Pflanzen angefüllt ist; da kommt etwas angeheult. Kaum liege ich auf dem Boden, als ein ohrenbetäubender Krach die vorherige Stille zerreisst. Glasscherben und Blumentöpfe türmen sich auf meinem Rücken. Verdammt nochmal! Die Russen lassen einem nicht einmal den wundervollen Besitz eines russischen Grossfürsten mit der dazu gehörenden nötigen Gemütlichkeit ansehen. Eben

will ich aufspringen und türmen, da kommt schon wieder so ein Biest und fegt eine grosse Tanne, die neben dem Gewächshaus steht, glatt weg. Klirrend und krachend gehen die letzten grossen Glaswände in Trümmer. Jetzt folgt Schlag auf Schlag, in die Ställe und Scheunen, in Park und Hof, überall hin sausen Granaten, und ich liege hier, mit Glasscherben fast zugedeckt, und wage mich nicht zu erheben. Brandgeruch und Knistern verraten mir, dass es irgendwo brennen muss.

Endlich ist der Zauber zu Ende, das heisst, die Granaten gehen jetzt ins Dorf, welches von seinen Einwohnern noch nicht vollständig geräumt ist.

Hinter der Mauer eines massiv gebauten Getreidespeichers, in welchem wir einquartiert sind, finde ich die meisten meiner Kameraden. Aus einer langen Scheune prasseln hohe Flammen.

Bei Anbruch der Nacht hört das Streufire der russischen Artillerie auf und konzentriert sich auf die vorderste Stellung. Ein vermuteter Angriff bleibt aber aus. Alarmbereit liegen wir auf dem mit Stroh bedeckten Boden des Getreidespeichers.

Siiuuuuuu – drei schwere Einschläge, das war wieder ganz nahe. Einige springen auf und gehen ins Freie. Krach, krach, das Gebäude wankt. Steif liege ich da und starre zum hohen, halbgedeckten Dach, durch welches man den Feuerschein der brennenden Scheunen sieht, hinauf. Bald näher und bald weiter von uns krepieren heulend und krachend die Granaten. «Bei diesem verdammten Höllenkrach soll mal einer einschlafen,» sage ich zu dem neben mir liegenden Ruh, erhalte aber keine Antwort. Und als ich mich über ihn beuge, sehe ich, dass er in tiefem Schlaf liegt. Er heisst nicht umsonst Ruh! Ich rücke nahe an ihn heran, und nach einer Weile dringen die Einschläge immer schwächer und schwächer an mein Ohr. Einmal höre ich ein kurzes tacktack eines Maschinengewehrs, dann versinke ich in das Land der Träume, welche mich weit von der Stätte des Grauens und der Vernichtung hinwegführen.

Am andern Morgen bilden zwei lange Scheuern nur noch rauchende Trümmerhaufen. Die, welche im Dorf Kaffee holten, sagten, dass die Zivilbevölkerung geflüchtet sei. Drei Frauen, drei Kinder und zwei Männer seien von Granaten zerrissen, ebenso drei Wagenführer und zwei Pferde der Maschinengewehrabteilung. Wir selbst haben zwei Schwer- und zwei Leichtverwundete.

Gestern schon wurde erzählt, dass die Russen mit amerikanischer Munition schiessen, und es stimmte. An Hand gesammelter

Sprengstücke wurde festgestellt, dass die neue, von den Russen verwendete Munition amerikanischen Ursprungs ist.

Bei Anbruch der Nacht werden wir von Truppen eines andern Regiments abgelöst und marschieren dann nach rückwärts. Gegen elf Uhr machen wir bei einem Dorfe halt. Die Gewehre werden zusammengestellt und das Gepäck abgehängt. Da nach einer halben Stunde noch keine Anstalten zum Weitermarschieren gemacht werden, gehen wir, ohne zu fragen, ins Dorf und holen Brennmaterial. Bald lohnen überall hohe Feuer auf. Ich stehe nahe dabei und lasse mich richtig durchbraten. Ein heisses Gefühl an meinen Schienbeinen lässt mich danach greifen. Die vom immerwährenden Kratzen mit den Absätzen schon ziemlich zusammengeschobenen Stiefelrohre waren jetzt gänzlich bis zu den Fussknöcheln zusammengeschrumpft und glühend heiss. Schade, in den Stiefeln bin ich immer sehr gut gelaufen; aber jetzt sind sie hin und wirklich nicht mehr zu gebrauchen. Ich muss zusehen, wie ich ein Paar andere kriege. Das wird wieder ein schönes Theater mit Kullicke absetzen. Nach Mitternacht kommen wir ins Dorf und können Quartiere beziehen.

«Bitte Herrn Feldwebel um ein Paar andere Stiefel.»

«Na,» sagt er spöttisch, «das könnte Ihnen so passen. Wir haben keine, und übrigens sind Ihre Stiefel noch ganz gut und passen aaaausgezeichnet zu Ihnen.»

«Aber, Herr Feldwebel, ich kann doch unmöglich in diesen Stiefeln mehr laufen.»

«Ich hab' Ihnen schon gesagt, dass keine mehr hier sind. Scheeren Sie sich weg!»

Ich suche unverzüglich unsere Bagage auf und sage zu dem Fourrier: «Herr Feldwebel Kullicke schickt mich, um ein Paar neue Stiefel zu empfangen.»

Anstandslos erhalte ich dieselben, nur passen sie nicht so gut; sie sind etwas zu gross. Ich kann gut zwei Paar Socken und zwei Paar Fusslappen anlegen und habe dann immer noch Platz. Aber die Hauptsache ist, dass ich ein Paar neue Stiefel habe.

Schon am Nachmittag schnauzt mich Kullicke an: «Wer hat Ihnen die Stiefel gegeben?»

«Sergeant Mittelstäd, Herr Feldwebel.»

«Den haben Sie natürlich angelogen, was?»

«Nein, Herr Feldwebel. Sergeant Mittelstäd sah sofort, dass ich mit meinen alten Stiefeln nicht mehr laufen konnte.»

«Halten Sie Ihren frechen Mund!»

«Jawohl, Herr Feldwebel!»

«Die Schnauze sollen Sie halten!»

«Jawohl, Herr Feldwebel!»

«Seh sich doch mal einer den frechen Halunken an!»

«Ich bin kein Halunke, Herr Feldwebel!»

«Lassen Sie zum Donnerwetter Ihre Fresse zu!»

«Jawohl, Herr Feldwebel!»

Diese beiderseitige Nörgelei wäre jedenfalls noch lange weitergegangen, wenn sich Feldwebel Hentschel nicht eingemischt hätte.

«Sind Sie doch mal endlich ruhig,» sagt er zu mir, «Sie haben ja ein Paar neue Stiefel, und die wird Ihnen niemand mehr abnehmen, auch Sie nicht, Herr Feldwebel Kullicke,» wendet er sich an diesen. «Lassen Sie mal endlich diese Gruppe in Ruhe; die Mannschaften in derselben gehören mit zu den besten in meinem Zuge.»

Da gehört Korporal Redel aber nicht mit zu!

Kullicke ist wütend. Mit den Worten: «Ob bei der Kompagnie Stiefel abgegeben werden sollen oder nicht, das bestimme ich!» zieht er schnaubend ab.

Es geht schon gegen Abend. Den ganzen Tag über marschieren wir im hohen Schnee immer rückwärts. In der Nacht wird das ganze Regiment in zwei Dörfern einquartiert. Unsere Gruppe liegt die Nacht über in einer halb zusammengeschoenen Scheune, anderntags finden wir auf einer halboffenen Heubühne einen abgeschlossenen Raum. Beim Nachsehen finden wir darin sechs sonderbar leichte Baumstämme. Der Raum ist für uns wie geschaffen. Vier von uns werfen die Baumstämme herunter, die andern sollten diese weiterschaffen. Aber o weh, kaum liegt der erste Stamm auf dem Boden, da bricht der selbe der Länge nach auf und heraus kommt ein Bienenschwarm, vor welchem wir feige restlos die Flucht ergreifen. Erst nach einer Weile wagen wir, uns wieder der gefährlichen Stelle zu nähern. Die Bienen sind verschwunden. Sie müssen anderswo einen ungestörten Platz gefunden haben.

Wir müssen hier jeden Tag stundenlang sehr streng exerzieren, dazu gibt es noch fünfzehn Kilometer lange Märsche durch hohen Schnee mit voller Kriegsausrüstung.

Jeder einzelne Mann wird zum Gruppenführer ausgebildet. Auf Regimentsbefehl müssen die Unteroffiziere den Gruppen, die von Gemeinen befehligt werden, beitreten, also mitexerzieren. Das setzt ein Gaudium ab. Ruh lässt unsere Gruppe Kniebeuge machen, hinlegen, Sprung auf, marschmarsch und im Laufschrift links und rechts aufmarschieren. Dabei grinst er wie ein Teufel; es macht ihm ein höllisches Vergnügen, über Redel für ein paar Minuten

verfügen zu können. Es regnet nur so von Schlappschwänzen, Arschlöchern und wie die Sonntagsnamen alle hiessen.

Als er beim Ausrichten der Gruppe sagt: «Redel, nehmen Sie mal Ihren faulen Nierenhauch zurück.» platzt die ganze Gruppe. Buchmüller liegt auf dem Rücken und brüllt: «Hat man so was schon gehört! Redel hat einen faulen Nierenbauch, das ist zum Krepieren!»

Redel hält es jetzt aber nicht mehr aus. Wütend rennt er zu Feldwebel Hentschel, der sich immer ein schönes Stück von uns fernhielt, jedenfalls absichtlich fernhielt, um nichts zu hören, und kommt nach kurzer Zeit mit diesem zurück. Es passiert aber nichts. Redel wird Hentschel wohl nicht erzählt haben, dass er einen faulen Nierenbauch hat. Feldwebel Hentschel sagt nur:

«Unteroffizier Redel exerziert nicht mehr in der Gruppe mit,» und geht wieder weg.

«Schade!» sagt Ruh langsam und bedauernd.

Heute hat Kullicke das Kommando über die Kompagnie. Er bezeichnet uns als die schlappste Gruppe der ganzen Armee. «Euch werde ich eure Lausereien austreiben. Korporal Redel, links raus!» brüllt er, und nun geht der Tanz los. Kilometerweit jagt er uns vor sich her, hinlegen, Sprung auf, hinlegen, kriechen, Sprung auf. Als wir in die Quartiere einrücken, sind wir vom Schweiss so nass wie durchs Wasser gezogen, und jetzt sind wir wirklich die schlappste Gruppe der ganzen Kompagnie. Der hat uns nicht schlecht hergenommen! Jetzt grinst Redel, der dies alles nicht mitmachen musste und die ganze Zeit untätig zusah, wie wir geschlaucht wurden. Aber dem werden wir schon mal wieder eine Gefälligkeit erweisen.

Bevor wir weiter nach rückwärts marschieren – wir liegen hier bereits schon zehn Tage –, erhalten wir wieder neuen Ersatz. Karl Arnold wird, weil er Plattfüsse hat und beim marschieren immer schon beim ersten Kilometer nicht mehr mitkommt, zur Bague versetzt. Dafür wird unserer Gruppe ein Oberschlesier, Peter Sanowsky, zugeteilt, ein zweiundzwanzigjähriges Bündel Ängstlichkeit und Unbeholfenheit.

«Mal keine Angst, Junge; hier kann dir nichts passieren, von der Front sind wir weit weg!» Diese Worte bewirken, dass er sich nun stets an mich hält, sich an mich klammert wie ein Kind an der Mutter Schürze. Als wir anderntags vom Dorf abmarschieren, trippelt er an meiner rechten Seite.

Der Schnee ist geschmolzen und die Strasse glatt wie ein Spiegel; es sieht aus, als bewege sich eine grosse Akrobatentruppe auf

derselben. Man sieht die unmöglichsten Körperverrenkungen. Ruh liegt schon zum drittenmal auf dem Rücken und balanciert mit den Füßen in der Luft herum. Peter Sanowsky hat schon ein paarmal mit seiner linken Hand nach meinem rechten Arm gezielt. Ich kann aber immer noch rechtzeitig zur Seite schlittern, doch überfällt er mich plötzlich von hinten.

«Loslassen, du Idiot!» Aber seine Arme liegen fest um meinen Hals. Nach ein paar Sekunden Tangobewegungen fliegen wir zusammen krachend zu Boden. Peter stösst dabei sehr unsanft sein Gesicht an den Lauf meines am Hals hängenden Gewehres.

Gegen Mittag geht es besser, die Eiskruste ist geschmolzen, dafür stapfen wir jetzt durch knöcheltiefen Dreck.

Mit dem letzten Ersatz wurde unserer Kompagnie auch so 'n überzähliger Sommerleutnant zugeteilt. Krag heisst er. Damit wir sehen, dass er auch was zu sagen hat, geht er an der marschierenden Kompagnie entlang und ruft: «Neunte Kompagnie, singen!»

Wir feixen. Einer ruft: «Der Kerl hat 'n Span!»

Wie Leutnant Krag das hört, greift er an seine Revolvertasche und fordert, dass sich der Rufer melde. Die ganze Rasselbande bricht darob in lautes Lachen aus.

«Ach, Herr Leutnant,» hört man aus dem Gelächter, «Sie haben nicht allein scharfe Patronen.»

Dumm ist der Leutnant nicht; denn er merkte sofort, dass hier eine andere Luft weht als daheim in der Kaserne, und dass einem hier, wenn man frech wird, allerlei passieren kann. Und wir haben uns auch mit ihm bis zum Ostersonntag, wo er in den Karpathen fiel, ganz gut vertragen.

Nochmals werden wir an diesem Tage zum Singen aufgefordert; diesmal ist es der das Regiment entlang galoppierende Regimentskommandeur Oberst von R....., welcher den Befehl zum Singen gibt, und bald schallt es auch:

«Es schlief ein Graf bei seiner Magd.»

Nach drei Minuten brüllen alle Offiziere: «Singen einstellen, Singen einstellen!»

Auch von R..... heult von seinem Gaul herab: «Verfluchte Gesellschaft, aufhören!»

«Dir wird ja vorn das Kleid zu kurz,» braust es hinter uns bei einer Kompagnie, «und hinten immer länger,» jodelt es als Antwort bei einer Kompagnie vor uns.

«Zum Donnerwetter, aufhören; das Lied darf nicht gesungen werden!» ruft Krag.

«Den Herren selber kriegst du nicht, geh heim zu deiner Mutter.» schallt es Krag entgegen. Zwischen hinein rufen immer ein paar im Chor: «Krag, Krag, Kraaag!»

Trotz allem Wüten der Offiziere wird das Lied bis zu Ende gesungen. Wenn es dort, wo von R..... ist, erstirbt, schallt es desto lauter an einer anderen Stelle: «. . . und klagen meinen Jammer und klagen meinen Jammer.»

Unsere Gruppe besteht jetzt aus Karl Metzner, Buchmüller, Staud, Ruh, Mitesser, Lorenz Bühler, Breuer, Peter Sanowsky und mir. Korporal Redel gehört leider auch dazu. Wir sind eigentlich ein Mann zuviel, aber das hat nichts zu sagen; es werden schon bald genug wieder weniger werden.

Am Abend ziehen wir mit Tschingtara in ein grosses Dorf ein. An der Seite der Regimentsmusik sieht sich der Herr Regimentskommandeur Oberst von R.... mit erhobener, geballter Faust und mit gefletschten Zähnen seine vorbeiziehenden Heloten an.

«Kompagnie halt! Gewehr ab! Setzt die Gewehre zusammen! Gepäck abhängen!»

«Die Herren Unteroffiziere Quartiere für ihre Gruppen suchen.» Also wieder mal einen ganzen Tag marschiert und am Ende desselben keine Quartiere, hol euch doch der Teufel!

In einem Loch, welches einen Keller vorstellen soll, finde ich mit Sanowsky, der sich gar nicht zu helfen weiss, Unterkunft; später kommt noch Ruh dazu.

Um etwas warm zu haben, machen wir in einer Ecke ein kleines Feuer. Wir sind gerade beim Kaffeetrinken, da drückt sich eine alte Frau durch die Öffnung, zeigt uns ihre Fäuste und fängt an zu schimpfen. Sanowsky, der Polnisch versteht, übersetzt uns ihre Schimpfworte. Die Deutschen seien schlechte Menschen, sägt sie, aber Gott wird euch alle umkommen lassen. Geifernd und zeternd geht nach einer Weile die Alte wieder.

Mir will das karge Nachtessen gar nicht mehr schmecken. Ruh sagt: «Wenn die Alte nochmal kommt, schieb ich sie raus.»

Sanowsky hockt wie geistesabwesend auf seinem Tornister und orakelt: «Ich muss hier sterben.»

«Verflucht, das ist ja zum Tollwerden!» Fluchend knalle ich meinen mit Kaffee gefüllten Becher an die Wand, verlasse das Loch und renne ziellos durchs Dorf.

«Halt, wer da?» ruft mich ein Posten an.

«Ach, Mensch, küss mich doch.» brülle ich zurück und laufe weiter. Doch der Kerl gibt sich damit nicht zufrieden. Er läuft hinter mir her und ruft nochmal sein «Halt, wer da?»

«Was willst du eigentlich von mir?» frage ich gereizt.

«Von welcher Kompagnie bist du?»

«Was geht dich das an?»

«Ich habe Befehl, jeden anzuhalten; es soll bei Nacht keiner die Quartiere verlassen.»

«Erst muss man ein Quartier haben, du Affe.»

«Na, warum tust du denn so aufgeregt, Kamerad? Wir haben ja alle keine Quartiere. In den Wohnhäusern machen sich die Etappenhengste breit, für uns Frontschweine ist doch immer jedes Dreckloch gut genug.»

Allmählich verständigen wir uns. Er heisst Nikola und ist Elsässer; er ist auch zur selben Zeit wie ich ins Feld gekommen. Er erzählt mir, dass er, noch nicht zwanzigjährig, mit noch vielen andern Altersgenossen bei Kriegsausbruch zwangsläufig nach Baden transportiert worden sei und nach kurzer Kasernenausbildung ins Feld kam. Ein Bruder von ihm, von welchem er keine Nachricht hat, befindet sich, soviel er weiss, in Frankreich.

«Wenn ich damals schon gewusst hätte, was ich heute weiss, wäre ich nicht hier.»

«Wenn, wenn, ja, wenn das verfluchte Wenn nicht wäre, sässe ich jedenfalls heute noch in der schönen Schweiz und nicht hier in dem verfluchten Mist,» entgegne ich ihm.

«Uns Elsässer behandelt man wie gemeine Verbrecher. Neulich sagte unser Kompagnieführer: «Euch Wackes sollte man alle an die Wand stellen.» Der einzige elsässische Korporal, den wir bei der Kompagnie hatten, beschwerte sich darüber beim Bataillonskommandanten und wurde daraufhin, wie es hiess, weil er seine Beschwerde nicht zuerst beim Kompagnieführer gemeldet hätte, sofort zu einem andern Regiment versetzt. Immerhin scheint die Beschwerde doch etwas genützt zu haben, denn man lässt uns seitdem etwas mehr in Ruhe und lässt uns etwas mehr Schutz angedeihen,» was auch aus folgendem Vorfall, den er mir erzählt, zu ersehen ist.

Er erzählt: «Es war vor drei Tagen; in einer Gruppe von meiner Kompagnie waren acht Pommern und ein Elsässer. Der Elsässer musste während der Nacht in einem Dorf dreimal zwei Stunden Wache stehen, ordentlicherweise hätte er nur einmal stehen müssen; er wusste dies wohl, aber er besitzt nicht die nötige Frechheit, um gegen acht gerissene Pommern aufzutreten und lässt sich ohne Widerwille auf Posten schicken. Die, welche die Posten zu stehen hätten, liegen in der Bude und schlafen. Während den letzten zwei Stunden schläft er vor Übermüdung, an einer Wand ange-

lehnt, ein. So findet ihn der diensttuende Feldwebel. Der macht Meldung beim Kompagnieführer und dieser gibt die Meldung an das Bataillon weiter, welches eine Untersuchung des unter Umständen sehr ernst werden könnenden Falles durchführte. Die ganze Gruppe, mit Ausnahme des Elsässers, erhält fünf Tage scharfen Arrest. Der Elsässer wird zu einer Gruppe, bei welcher sich noch zwei seiner Landsleute befanden, versetzt.»

An der Wahrheit dessen, was mir da der Kamerad erzählt, ist nicht zu zweifeln. Wir Süddeutschen, und besonders die Elsässer, sind bei unserem preussischen Garderegiment nicht gut angeschrieben.

Eine ganze Stunde lang erzählen wir uns gegenseitig unsere Hoffnungen und Wünsche und reden uns unsere gemarterten Seelen frei und trennen uns dann mit einem herzlichen «Wiedersehen».

Um vieles ruhiger, kehre ich in den Keller zurück, wo ich Ruh und Peter Sanowsky bereits schlafend vorfinde. In mein Zelt eingewickelt, lege ich mich auf den mit Stroh bedeckten Boden und schlafe schnell ein.

Tschingtaratschingtara, bumbubum, taratiri, taratiri, hum. «Nanu, was ist jetzt schon wieder los?» Schnell springe ich auf, eile auf die Strasse und sehe unser erstes Bataillon durch das Dorf marschieren. Unweit von uns, neben der Musik, steht der Oberst und salutiert wieder auf die gleiche Weise wie gestern Abend.

Wo zum Teufel soll die Reise eigentlich hingehen? Diese Frage haben wir uns in den letzten zwei Tagen schon viele Male gestellt. Etwas ist im Gange, aber man verrät uns nichts davon. Um zehn Uhr marschirt unser Bataillon ab; auf unserem Buckel und in den Taschen tragen wir einen ganzen Spezereiladen: Wurst, Käse, Butter, Heringe und zwei ganze Brote. Buchmüller und Ruh drücken ein jeder eine grosse Büchse Bismarckheringe an den Bauch; ihre Gewehre baumeln ihnen frei am Hals. Ausser den Fressalien schleppt noch jeder eine Kiste mit hundert Zigarren mit sich. Herrgott, wenn wir nur wüssten, was jetzt gespielt werden soll? Die geben uns doch nicht ohne Grund und freiwillig all die guten Sachen ---.

Wir marschieren wieder bis zum Anbruch der Nacht. An einem Gutshof, welcher ringsum mit einem drei Meter hohen Bretterzaun umgeben ist, machen wir halt. In nicht allzu weiter Ferne hören wir Lokomotivsignale und das Rollen von Eisenbahnzügen. Mhm, jetzt wissen wir, dass wir von hier wegkommen, aber wir wissen noch nicht, wohin.-----

Als wir anfangen zu frieren, demolieren wir den Bretterzaun und erstellen davon hohe Pyramiden, die wir anzünden. In grossen Kreisen stehen die Kompagnien um die Feuer herum und lassen sich braten. Bald da, bald dort hören wir die zeternde Stimme des Gutsbesitzers und Gelächter. Immer neue Feuer entflammen, welchen der ganze Bretterzaun zum Opfer fällt. Wenn wir dem Gutsbesitzer seinen Besitz vor der Zerstörung durch die Russen schützen, so darf er uns auch dafür einen Bretterzaun opfern.

Eine Gruppe fängt an zu singen: «Setzt zusammen die Gewehre»; aber sofort ertönt auch schon von einer ganzen Kompagnie das «Lieblingslied» ----- unseres Regimentskommandeurs: «Es schlief ein Graf bei seiner Magd!» und mehr als tausend Kehlen stimmen mit ein. Die Offiziere fluchen und wettern und befehlen: «Abbrechen des Liedes!»; aber nichts zu machen, das singen wir halt gar zu gern.

«Kreuz seins wir fidel und habens gar nicht nötig,» lachte einer.

«Wieso nicht nötig?» kommt darauf die Antwort.

«Haben wir nicht allen Grund zum Lustigsein, wenn wir jetzt nach der Heimat kommen?»

«Du hast Tinte gesoffen, Mensch! Nach der Heimat, das würde deiner Tulpe so gefallen, was? Wir kommen ganz sicher nach Frankreich.»

Hin und her geht das Foppen und Rätselraten, aber keiner weiss etwas Bestimmtes.

«Neunte Kompagnie, Lebensmittel empfangen!»-----

Die sind glatt übergeschnappt. Nochmals erhält jeder zwei Brote, Wurst, Käse, Wein, Schnaps, Zigarren, hundert Zigaretten, und jede Gruppe einen ganzen Eimer Butter; dazu kommen noch Kaffeebohnen, Kakao, Tee und Zucker. Um die Sachen alle zu verpacken, müssen wir unsere Zelte, aus welchen wir Säcke machen, zu Hilfe nehmen. Mitesser sagt: «Wir kommen jedenfalls nach Palästina.» «Ach nee,» sagt Ruh, « das sind die Sachen, die uns schon lange gehört hätten, jetzt sollen wir irgendwo auf einen andern Kriegsschauplatz transportiert werden und nu wollen sie den Mist los sein.»

Wir stehen noch und staunen, da kommt Befehl: «Kompagnie fertig machen!»

Im letzten Moment wollen sie uns auch noch Bratheringe aufhängen. Diese schmeissen wir in den Dreck. Nach einer Stunde mühevollen Marsches kommen wir vor einer langen Verladerampe, wo gerade unsere Bagage auf Eisenbahnwagen verladen wird, an.

Als es zu tagen beginnt, sind wir schon – verpackt in Viehwagen – auf der Fahrt nach den Karpathen.

Die ersten zwei Tage der Bahnfahrt waren dem Saufen und Fressen gewidmet. Wüste Exzesse und greuliche Schweinereien spielten sich ab. Fast alle waren schwer betrunken, und bei vielen kam dabei das im Menschen schlummernde niedrige Tier zum Vorschein. Es war keine Seltenheit, dass einer aufsprang und einen andern an der Gurgel zu fassen kriegte, weil ihm dieser einen Urinstrahl oder etwas anderes anspritzte. Es sind hier alles geschlechtsreife Männer beisammen, welche zur geschlechtlichen Untätigkeit verdammt sind. Nur wenige mag es unter uns geben, welche in ihrer Not noch nicht zu dem Mittel der Selbstbefriedigung, der Onanie, gegriffen haben. Wenn schon, das ist jedem seine eigene Sache, wenn er nur dadurch seiner Umgebung nicht lästig wird. Aber was ich hier in den zwei Tagen zu sehen kriegte, stinkt zum Himmel. Fürwahr, der deutsche Kaiser hat sein Volk herrlichen Zeiten entgegengeführt! ----- Wie Schweine werden Deutschlands Söhne in Viehwagen zusammengepfercht, von einem Kriegsschauplatz auf den andern geführt und gezwungen, sich da wie Schweine aufzuführen. Die übrigen zwei Tage waren für uns alle, die wir eng in dem Wagen aneinandergedrückt sind, eine einzige grosse Qual.

Kreuzgang

Es sind drei Tage vor Ostern 1915. Mitten in der Nacht werden wir im Bahnhof Homonna in Ungarn auswaggoniert. Von nun an sollen wir unter General Mackensen als Freiwillige (!) in den Karpathen gegen die Russen kämpfen; das heisst, unser allzeit schneidiger und draufgängerischer Regimentskommandeur Oberst von R hat sich mit seinem Regiment freiwillig von Polen nach den Karpathen gemeldet.

Also wenn ein Kommandeur den Wunsch äussert, mit seinem Regiment nach einem andern Kriegsschauplatz versetzt zu werden, so sagt man dem, das Regiment hat sich freiwillig gemeldet. So ein Herr Regimentskommandeur konnte das ja schon wagen; er lief nicht Gefahr, in den Karpathen abgeschossen zu werden, so wenig wie dies in Polen geschah. Anders war das bei den zweitausend Mann, über welche er zu verfügen hatte oder die er, je nach Laune, dem Tod überliefern konnte. Hätte man uns gefragt, ob wir freiwillig nach den Karpathen wollen, und hätten wir das

Recht gehabt, überhaupt etwas zu sagen, so wäre die Antwort jedenfalls die folgende gewesen:

«Herr Oberst, wenn Sie wollen, so können Sie gehen; es weint Ihnen niemand von uns eine Träne nach. Wir aber bleiben hier.»

Aber davon ist ja keine Rede, man fragt uns nicht, der Herr Oberst meldet sich freiwillig, und wir haben dazu das Maul zu halten und mitzukommen.

Für Hunderte von Kameraden bedeutete die Versetzung – Tod oder Krüppeltum und für uns andere unsägliche Leiden; dem Herrn Regimentskommandeur aber grosse Ehre, ja, die Ehre wurde für diesen auf Kosten tausender blühender Menschenleben so gross, dass er, zwei Jahre später, nachdem das Regiment in schweren Schlachten zweimal gänzlich (ausser ihm) aufgerieben war, zum Divisionsgeneral befördert wurde. Als solcher hat ihn zuletzt doch noch der Teufel geholt, samt seinem am Hals baumelnden Pour-le-mérite, auf welchen er zu seinem Ärger und unserm Ergötzen so lange, lange warten musste. Aber endlich, als die Zahl der Toten in seinem Regiment immer mehr und mehr stieg, konnte er denselben doch noch dem auf seiner wattierten Brust befindlichen Blechladen einverleiben.

Kalt ist es hier, viel kälter als in Polen, von wo wir kommen. Die an der Bahn auf ihren Abtransport wartenden österreichischen Verwundeten lachen uns aus:

«Hier ist es doch warm. Geht mal erst rauf auf die Berge, ihr werdet euch wundern. Und den Russen kriegt ihr Deutschen auch nicht von da oben weg.»

«Wollen wir gar nicht,» sagt Ruh, «wir sind nur hierhergekommen, um bei euch Ostern zu feiern und um eure schönen Ungarner Mädels kennen zu lernen, und dann wollen wir auch noch eure Rasse veredeln.»

Wir lachen. Buchmüller ruft: «Immer feste, Ruh; gib ihnen Saurer, den k. u. k. Kukbrüderln!»

In der Stadt Homonna, welche von den Russen vergangenes Jahr teilweise zerstört wurde, werden wir in langen, von gefangenen Russen erstellten Holzbaracken einquartiert. Am Karfreitag ist Ruhetag und dienstfrei. Jeder kann in die Stadt gehen. Ruh, Buchmüller, Peter Sanowsky und ich ziehen zeitig los. Den guten Peter versetzen wir schon während der ersten halben Stunde. Er ist linkisch und uns auf unserer Entdeckungsreise nur hinderlich. Wir wollen den ungarischen Mädels gefallen; zu dem Zweck haben wir uns so schön als möglich gemacht. Wir sind sauber gewaschen und rasiert und haben blank gewichste Stiefel an den Füßen. Erst

sehen wir in einem grossen Park ein schönes, dem Grafengeschlecht Esterhazy gehörendes Schloss. Aber das interessiert uns nicht lange, die Grafen können uns gestohlen werden.

Bald stehen wir vor einer Kirche und mustern die Ein- und Ausgehenden. Die schönen Mädels mit ihren hübschen Trachten und Glanzlederstiefelchen, welche bis unterhalb der Knie reichen, gefallen uns am besten. Auch wir scheinen zu gefallen; wir haben bald heraus, dass wir von zwei schmucken Dingern beobachtet werden. Als sie sich entfernen, steigen wir langsam nach; doch werden unsere langsamen Schritte immer länger, so dass wir sie bald eingeholt haben, was nicht ungerne gesehen wird. Der Kontakt ist jetzt hergestellt, aber leider verstehen sie so wenig Deutsch wie wir Ungarisch. Wir versuchen es auf Polnisch und sagen «Dobri Magda!» und sie lachen: «Nix German.» Als wir zwei uns beegnende Offiziere stramm grüssen, wollen sie sich totlachen. Doch allmählich geht es besser. Mit Hilfe der internationalen Zeichensprache verständigen wir uns immer besser und besser. Ausserhalb der Stadt wurde uns sogar gestattet, per Arm zu gehen.

Hei, was ist doch die Welt so schön! Links die Burschen, rechts die Mädels und ich selber mitten drin. Vergessen ist der mistige Krieg, vergessen Heimat und-----, ach was, wir wollen nur einmal wieder richtig leben, wir sind ja noch so jung, so jung.

Durch Zeichen laden uns die Käfer zum Mitkommen und zum Essen ein, wir sind nicht prúde; machen wir, nicken wir ihnen zu. Nach einer Stunde langten wir in ihrem Heimatdorf an. Jetzt macht sich doch jeder von uns im Stillen auf einen unfreundlichen Empfang von Seiten der Bauerndorfbevölkerung gefasst. Wir haben uns aber darin zu unserer freudigen Überraschung sehr getäuscht. Von den vielen sich auf der Dorfstrasse befindenden Einwohnern wird uns zugenickt und zugelacht. Im Hause unserer Mädels – unserer Mädels», wie das tönt! –, es sind Schwestern, werden wir von zwei älteren Leutchen herzlich empfangen und zu Tisch geladen. Auch Angehörige anderer Familien wollen uns zum Essen holen, aber unsere Mädels protestieren dagegen, und wir haben auch nicht im Sinn, anderswo hinzugehen.

Zu essen und trinken ist hier genug vorhanden. «Wie bei Mutter,» sagt Buchmüller und schlägt seine Raubtierzähne in ein gebratenes Stück saftiger Hammelkeule. Lachend sehen uns die guten Leute zu, wie wir einhauen. Nach dem Essen gibt es gemütliche Unterhaltung. Wir amüsieren uns auf die köstlichste Weise. Die Mädchen, deren immer mehr kichernd zur Tür hereinkommen – auch einige achtzehn- bis zwanzigjährige Burschen sind dabei –,

wirbeln bald im Takt der klatschenden Hände in der grossen Stube herum. Von Trauer des Karfreitags wegen war nichts zu spüren, weder im Essen noch im Benehmen. Die Stimmung wird immer ausgelassener; auch wir sollen tanzen; aber mit unserem armseligen Walzer würden wir ihren prachtvollen feurigen Tänzen gegenüber sehr schlecht abschneiden. Trotz allen Bitten lassen wir uns nicht zum Tanzen bewegen. Dafür singen wir ihnen einige unserer deutschen Lieder vor und freuen uns, das Richtige getroffen zu haben. Nachdem wir ein Lied beendet, klatschen sie so lange in die Hände und trampeln mit den Füßen, bis wir mit einem andern beginnen. «Nun ade, du mein lieb' Heimatland» müssen wir zweimal singen. Gar zu schnell verrann die Zeit. Mit Dankesworten nehmen wir von den Alten Abschied und wandern, von einer ganzen Schar Mädchen umgeben – die Buben müssen Zurückbleiben –, wieder Homonna zu. Der Abschied von den lieben Kindern war stürmisch. Jede will ihren Germanenkuss haben, welcher Aufforderung wir nur zu gerne nachkommen. Lange winken wir uns noch gegenseitig zu, dann ist es zu Ende. Seit langem war es wieder mal ein Tag, an welchem wir grosse Freude erlebten, und lange wird es wieder gehen, bis uns ein glücklicher Tag beschieden sein wird. Ruh sagt einmal bedauernd: «Schade!» Sonst spricht keiner ein Wort, jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

«Morgenrot,» fängt jetzt Buchmüller gedämpft an zu singen.

«Bist du besoffen?» fragt Ruh. Raimund Buchmüller lässt sich nicht stören, «morgen in das kühle Grab.»

Ahnte Buchmüller wohl, dass für ihn die Trompete bald zum letztenmal blasen werde? Mit Bestimmtheit kann ich diese Frage bejahen, weil er mir seinen Tod einen Tag, bevor er fiel, andeutete; auch unser Gruppenkamerad Mitesser, der am Ostersonntag zu gleicher Zeit wie Buchmüller fiel, ahnte, dass er bald sein junges Leben lassen müsse.

In den Baracken angekommen, sehen wir, dass viele Kameraden schwer betrunken sind. Am andern Morgen gibt es kompagnieweise Strafexerzieren, weil am Vortage deutsche und österreichische Offiziere von betrunkenen Soldaten angerempelt wurden.

Unser allzeit lebhaftes Kamerad Mitesser hat sich gestern den ganzen Tag nicht von den Baracken entfernt, und heute ist er nicht zu bewegen, ein Wort zu sprechen. Er hockt in einer Ecke und liest längst erhaltene Briefe; der jüngste ist mindestens drei Wochen alt, denn lange haben wir schon keine Post mehr erhalten und können auch keine absenden.

«Was ist mit dir, Paul? Bist du uns böse, weil wir dich gestern nicht zum Mitkommen eingeladen haben?»

Er schaut uns mit einem Blick an, der uns weh tut, und sagt: «Nein.» Um noch etwas zu sagen, frage ich: «Was schreibt deine Kläre?»

«Ach, lasst mich doch.» Wir sehen, dass mit Paul nichts zu machen ist, und wenden uns ab. Am Mittag, kurz bevor wir abmarschieren, werfe ich eine starke, gut verkorkte Flasche, welcher ich einen Brief nach der Schweiz anvertraut, mitten in den bei Homonna vorbeifliessenden Fluss, doch kam derselbe nie an seinem Bestimmungsort an.

Auf sehr schlechten Strassen bewegen wir uns vorwärts und aufwärts. Etwas links, abseits vom Wege marschieren wir an einem Zigeunerdorf vorbei. In Lumpen gekleidete Erwachsene und halbnackte Kinder stehen neben halb in die Erde versunkenen Hütten und winken uns mit den Händen zu.

«Paul, guck doch mal,» versuche ich diesen aufzumuntern, habe aber keinen Erfolg. Mit tief hängendem Kopf tritt er schweigend vor mir her. Buchmüller nimmt ihm sein Gewehr, das an seinem Halse hängt, ab, was er wortlos geschehen lässt. Weiter geht es, an zurückkehrenden Munitionskolonnen, aufgestellten schweren, weittragenden Haubitzen und kleinen Trupps gefangener Russen vorbei, welche von ungarischen Husaren mit Klopfpeitschen vorwärts getrieben werden. Die neunte und die elfte Kompanie machen um vier Uhr in einem Zigeunerdorf halt, wo wir übernachten sollen. Doch bevor wir einquartiert werden können, müssen wir erst eine Abteilung ungarischer Kavallerie aus den Hütten schmeissen, was nicht ohne Krach abgeht. Der Streit ist bald entschieden. Wir binden einfach ihre gesattelten Gäule von den Pfählen und jagen dieselben zum Teufel. Die Ungarn, die uns nicht gut Freund sind, so wenig als wir ihnen (das rührt von Polen her), rennen fäusteballend und fluchend hinterher.

Um sechs Uhr haben wir Löhnungsappell. Es ist schon lange her, seit wir zum letztenmal Geld erhielten, und es macht deshalb für jeden von uns schon ein paar Mark aus. Ich erhalte siebzig Mark und habe sie mit Paul Mitesser und Buchmüller zu teilen. Weil es am nötigen Kleingeld fehlt, muss ich Buchmüller sechs Mark schuldig bleiben.

Am Dorf vorbei geht derselbe breite Fluss wie bei Homonna, von welchem wir immer noch nicht wissen, wie er heisst. Zigarrenrauchend gehen ich und Buchmüller am Ufer entlang. Von einem uns begegnenden zehnjährigen Zigeunerjungen wollen wir wissen,

wie der Fluss heisst. Unsere Zeichensprache sieht der völlig nackte Bengel für die Aufforderung an, dass er ins Wasser springen soll, und fängt an zu heulen. Wir beruhigen ihn mit ein paar Zigarren und lassen ihn laufen. Jauchzend rennt er jetzt dem Dorfe zu.

Buchmüller ist heute sehr wortkarg, ich muss jedes Wort aus ihm herauspressen.

«Was ist mit dir, Raimund?»

Er antwortet mir nicht. Nach weiteren fünf Minuten bleibt er stehen, entnimmt seiner Brieftasche ein Blatt Papier und gibt mir dasselbe mit den Worten: «Du schickst die sechs Mark, die du mir schuldig bist, meinen Eltern; hier ist die Adresse.»

Auf meine erstaunte Frage, was das zu bedeuten habe, gibt er mir keine Antwort, dreht sich um und geht dem Dorfe zu. Bestürzt eile ich ihm nach, fasse ihn mit beiden Händen an den Schultern und zwingt ihn, mir in die Augen zu schauen; die fragenden Worte, welche ich an ihn richten will, ersterben mir auf den Lippen. Raimund schaut mich mit denselben leeren, weltentrückten Augen an, wie ich sie heute Morgen bei Mitesser wahrgenommen habe. Mir geht ein Schauer über den Rücken, fröstelnd lasse ich Buchmüller los, ohne etwas zu ihm gesagt zu haben.

Was zum Teufel haben die beiden Kameraden? Ich bespreche mich darüber mit Ruh und Staud, aber wir finden des Rätsels Lösung nicht.

Kaum haben wir uns unterm Strohdach zur Ruhe begeben, müssen wir des Rauches wegen, der von unten kommt, wieder ins Freie flüchten. Unter grossem Hallo bugsieren wir die, welche unten liegen und Feuer machten, aus der Hütte; wohl oder übel müssen nun die andern das Mansardenzimmer beziehen. Um fünf Uhr früh sind wir es, die Feuer machen; eine schöne Rauchfahne zieht sich nach oben. Hustend und fluchend balancieren die Brüder die Leiter herunter; aber der heisse Kaffee, den wir ihnen nachher anbieten, stimmt sie bald versöhnlich.

Um halb sieben marschieren wir von dem Dorf ab; es geht jetzt immer bergan. In Schweiss gebadet, machen wir um acht Uhr zum erstenmal halt. Nach einigen Minuten fangen wir vor Kälte an zu schlottern, so dass wir froh sind, dass der Marsch bald fortgesetzt wird. Buchmüller spricht wenig und Mitesser gar nichts. Der rätselhafte Zustand und das Benehmen der beiden geht mir allmählich auf die Nerven, und um die in meinem Gehirn sich tumultierenden Gedanken noch mehr zu verwirren, erzählt mir der neben mir marschierende Peter Sanowsky:

«Du, ich hatte letzte Nacht einen sonderbaren Traum.»

Misstrauisch sehe ich mir den Unglücksraben an, und richtig, als ich ihn auffordere, zu erzählen, erzählt er mir, dass er einen Kopfschuss erhalten hätte und gestorben sei. Gereizt fahre ich ihn an: «Fang du jetzt auch noch an, du Unglücksaffe! Ich schiess dir nächstens eine Kugel in deinen Arsch; dann krieg ich endlich dein Gejammer los. Seid ihr denn mit einemale alle verrückt geworden?»

Mich hat eine Wut erfasst, die mich nahezu mit dem Gewehrkolben dreinschlagen liess. Grölend verlasse ich meine Gruppe und schliesse mich weiter hinten an, um nach einer Weile, als sich der Sturm in meinem Innern gelegt, wieder zu meinen Kameraden zu gehen.

Wollte ich vorhin vor Wut fast bersten, so erfasste mich jetzt eine Art Galgenhumor. «Du, Raimund, weisst du, dass heute Ostern ist? – Feine Sache, so 'n Spaziergang am Ostermorgen; nur unsere Mädels von vorgestern fehlen, was? – Zu Mittag soll jeder von uns sechs Ostereier und einen Osterkuchen von unserm Freund Kullicke erhalten.»

Keine Antwort.

«Herr Unteroffizier Redel, ich glaube, es wird jetzt bald so weit sein, dass Sie Ihre Nierenschmerzen einschalten können.» Hinter mir lachen ein paar kurz auf; aber Mitesser, Buchmüller und Redel schweigen. Nix zu machen. Nach einigen weiteren vergeblichen Aufmunterungsversuchen mache ich mit den Worten: «Der reinste Leichenzug.» Schluss und schweige auch. Aber dieses Schweigen wirkt lähmend. Wenn sie doch nur fluchen wollten, wie sie es sonst bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit tun; aber nichts. Mit hängendem Kopf setzen sie einen Fuss vor den andern; unter der Last des Tornisters, des Gewehrs und der 230 scharfen Patronen, die jeder von uns auf sich trägt, gehen sie tiefgebückt den immer steiler werdenden Berg hinan. Die Gesichter drücken Leid und Schmerz aus. Wir wanken Golgatha zu.

Um halb elf tut sich ein kahles, nur noch mässig ansteigendes Gelände vor uns auf; darüber hinaus sehen wir immer höher sich türmende Berge erheben. Mit grossen Zwischenräumen gehen wir jetzt in Kompagniekolonnen weiter, bereit, beim ersten Einschlagen der Granaten, die wir erwarten, auseinander zu spritzen. Wir sehen ganz deutlich, wie man uns in einer Entfernung von zweihundert Metern mit Tüchern zuwinkt. Dort muss die Stellung sein.

«Ausschwärmen und so schnell wie möglich zugsweise vorgehen!» befiehlt Leutnant Geissler.

«Dritter Zug mir nach!» ruft Feldwebel Hentschel und rennt davon. Nach kaum dreissig Metern heulen die ersten russischen Ge-

schosse heran. Es sind Schrapnells und, wie wir sofort feststellen, solche österreichischer Herkunft, von den Russen samt den zur Munition gehörenden Geschützen in den Festungen Przemysl und Lemberg erbeutet. Bald stehen zahlreiche rotweisse Wolken über uns, aus welchen es hunderte heisser Bleikugeln herabregnet.

Buchmüller, Ruh, Sanowsky und ich sind dicht beisammen und rennen, ohne uns nach den andern umzusehen, auf die noch hundert Meter vor uns liegende österreichische Stellung, von welcher aus ein rasendes M.G.- und Gewehrfeuer nach der russischen Seite hin abgegeben wird, zu.

Noch fünfzig Meter! Aber die können wir nicht mehr so schnell zurücklegen; zu den Schrapnells haben sich Granaten und M.G.-Feuer gesellt. Mit Peter Sanowsky liege ich in einem Granatloch. Der sieht mich keuchend, mit weit aufgerissenen Augen an. Dicht bei uns höre ich Ruh fluchen: «Warum uns die verfluchte Bande gerade bei Tage in diesen verfluchten Hexenkessel führt?»

«Peter,» sage ich zu Sanowsky, «hier können wir nicht liegen bleiben. Wir sind nicht mehr weit vom Graben weg. Dort finden wir mehr Schutz. Sobald das M.G. vor uns aussetzt, laufen wir bis zum nächsten Trichter.»

Links von uns steht plötzlich eine hohe Rauch- und Feuersäule. Dreck und Steine prasseln auf uns nieder.

«Jetzt, Peter, raus hier!» Mit gesenktem Kopf renne ich, gefolgt von dem schluchzenden Sanowsky, vorwärts. Tacktack, plumps, kopf- voran fliege ich in einen Trichter auf etwas Weiches.

«Au, du Schafskopf,» brüllt Buchmüller und greift sich mit der Hand an seine Kniekehle.

«Achtung!» Mit sicherem Griff dirigiere ich den ebenfalls kopf- voran hereinfliegenden Peter an die linke Trichterwand. Ruh kommt auch noch. Der setzt Buchmüller seinen linken Stiefel- absatz auf den Rücken.

«Raus!» Ich renne hinter Buchmüller her. Bis das M.G. wieder einsetzt, kommen wir bis auf zehn Meter an den Graben ran. Von dort schlagen Rufe in fremder Sprache an unser Ohr. Wieder setzt das M.G. aus; doch zwingt uns eine Lage Schrapnells, unsere Ge- sichter in den Dreck zu drücken. Am Trichterrand laufen zwei Kameraden vorbei. «Das sind Staud und Mitesser,» sagt Buchmüller.

«Auf, los!» Nach fünf Sätzen landen wir im Graben. Kurz dar- auf kommen Ruh und Sanowsky; Metzner, Breuer, Mitesser und Lorenz Bühler sind schon dort, Staud kommt etwas später.

Unsere Gruppe ist vollzählig bis auf Korporal Redel --. Von den andern Gruppen bleiben verschiedene Kameraden als erste Osteropfer liegen.

Die Besatzung, welche in dem nicht einmal einen Meter tiefen, dafür aber sehr breiten, stellenweise mit Zelttüchern überspannten Graben liegt, sieht sehr mitgenommen und zerlumpt aus. Sie soll den ganzen Winter über, mit nur kurzen Unterbrechungen, hier oben in Eis und Schnee zugebracht haben. Deutsch können nur wenig und dazu noch sehr mangelhaft sprechen. Auf Befragen, welcher Nation sie angehören, erhalten wir zur Antwort: «Nix Deutsch, nix Austratski, Sloweni, Sloweni.» Es sind also Tschechoslowaken und wollen weder von Österreich noch von Deutschland etwas wissen.

Wir kauern nun dicht aneinandergedrängt in dem Graben und warten darauf, dass die Slowaken denselben bald verlassen möchten. Aber es kam ganz anders; wir sollten noch vor diesen die Stellung verlassen. Da der Russe sein gesamtes Feuer eingestellt hat, sind wir uns sofort einig, den Graben, wenn derselbe von den Slowaken verlassen ist, um soviel zu vertiefen, dass wir doch wenigstens aufrecht darin stehen können. Eine flüchtige Untersuchung ergibt aber, dass dies nicht möglich ist. Unter unsern Füßen befindet sich nur felsiges Gestein.

Es ist einviertel vor ein Uhr. Die Slowaken sind immer noch da. Von rechts kommt plötzlich Befehl zum Fertigmachen. Das dritte Bataillon soll um ein Uhr angreifen ----- ;?- Das muss ein schlechter Witz sein. Heute ist doch Ostern, Auferstehung. Man wird uns doch nicht gerade heute in eine Schlacht schicken?

Und doch, es ist blutiger Ernst. Weit rechts sehen wir schon Sturmgruppen unter starkem Artillerie- und M.G.-Feuer den kahlen Berg hinunterrennen. Zeitwillig sind sie von den Wolken der Granaten und den tief explodierenden Schrapnells vollständig eingehüllt.

Wir sind von der Zumutung, dass wir, kaum eine Stunde hier, angreifen sollen, und dies ohne jede Artillerievorbereitung, so verblüfft, dass wir nicht mal mehr fluchen können. Der Befehl der Division, welcher wir zugeteilt sind, lautet:

«Bis abends sieben Uhr, den fünften April (also Ostersonntag 1915), muss die Höhe 1157 unter allen Umständen den Russen entrissen sein.»

Nun, der Befehl war da. Wir haben unter ungeheuren Opfern, zusammen mit noch andern Regimentern, am Ostersonntag ge-

stürmt; aber die Höhe 1157 haben wir an diesem Tage den Russen nicht abgenommen.

Leutnant Geissler, einen Karabiner in der Hand, sagt zu uns (den andern beiden Zügen hat er das auch erzählt): «Kinder, mit unserer erhofften Osterruhe ist es nichts. Unsere höheren Herrschaften wollen ihren Ostersieg haben, und wenn es auch Tausende von Kameraden kostet, das ist denen knorke.»

Geissler legt die Hand an den Helm: «Auf Wiedersehen!»

«Neunte Kompagnie, vom rechten Flügel an gruppenweise vorgehen!»

Ohne Tornister schwingt sich die erste Gruppe aus dem Graben. Darauf scheinen die Russen uns gegenüber gerade gewartet zu haben. Die Hölle bricht los. Rattern, Zischen, Sausen und Krachen, ein wildes Tohuwabohu. Anstatt geradeaus zu laufen, wo bereits die zweite bis fünfte Gruppe den Berg hinunter rennt, bewegt sich die zuerst den Graben verlassende Gruppe halblinks auf einen Busch zu, wird dabei vom Flankenfeuer eines M.G. erfasst und umgelegt. Zwei von der Gruppe erheben sich nochmal, tun ein paar Schritte und brechen dann wieder zusammen. Wahrlich, ein netter Anfang!

Gruppe um Gruppe setzt aus dem Graben. Die, welche noch nicht dran sind, auch die Slowaken, schiessen wie toll nach der Richtung, wo das Flankenfeuer herkommt. Gleichzeitig beobachten wir gespannt das Vorgehen der Gruppen rechts von uns. Teilweise haben sie Glück und erreichen den weit unten sich befindenden Waldrand. Viele sehen wir zusammensacken und nicht wieder aufstehen. Verflucht nochmal! Wo bleibt nur unsere Artillerie? Die russischen Geschütze rasen und die unseren tun gar nichts, um sie zum Schweigen zu bringen.

Staud führt unsere Gruppe. Redel ist gar nicht mit in die Stellung gekommen; der liegt irgendwo und hat seine Nierenschmerzen. Wenn alles vorüber ist, wird er schon wieder zum Vorschein kommen.

Jetzt sind auch wir soweit. Ich werfe noch einen Blick auf Buchmüller und Sanowsky. Buchmüller versucht, mit flatternden Händen eine Zigarre anzuzünden, und Peter Sanowsky, mit vor Angst totenbleichem Gesicht, versucht, sein Bajonett aufzupflanzen. Er weiss noch nicht, dass ihm dies nur hinderlich ist, und weiss überhaupt nicht, was er tut.

Mit einem Fluch gegen den Krieg und die Urheber desselben auf den Lippen, schnellen wir aus dem Graben und stürzen hinein in den tollen Wirbel von Kugeln und Sprengstücken.

Schon dreimal habe ich, nach kurzen, in rasender Eile durchlaufenden Strecken, Stellung genommen. Fast atemlos, lang auf dem Boden liegend, drücke ich Gesicht und Leib fest auf die kaum vom Schnee befreite Erde. Neben mir liegen keuchend Ruh und Buchmüller. Mit einem Blick überzeuge ich mich, dass dicht hinter uns auch die andern liegen. Die nahe einschlagenden Kugeln und Granaten schleudern Erde und Steine über uns. Als das uns beaasende M.G. aussetzt, fahren wir ohne Kommando hoch und rennen weiter. Nach kurzem Lauf fliegen wir wie Pfeile in eine querlaufende Mulde.

Wir sind noch alle beisammen. Von vorne sind wir hier gegen M.G.-Feuer geschützt. Freilich, wenn eine Granate hier herein schlägt ----- Tacktacktack, srrrr. Gottverklemmi! Aus der linken Flanke überschüttet uns ein M.G. mit Sargnägeln. Mit dem linken Auge sehe ich, wie sich Buchmüller auf den Rücken wälzt.

«Raimund!» rufe ich, erhalte aber keine Antwort.

«Raus hier!» brüllt Staud. Beim Aufspringen höre ich Lorenz Bihler aufschreien, nehme mir aber keine Zeit zum Umsehen, sondern renne im Zickzack bis zum beginnenden Gebüsch, wo ich in einem alten Schützenloch erschöpft zusammenbreche. Von hier aus haben letzten Herbst die Österreicher ihre vergeblichen Angriffe gegen die Russen unternommen. In kurzen Abständen kommen Staud und Ruh, Metzner, Mitesser, Sanowsky und Breuer. Buchmüller und Bühler fehlen. Buchmüller ist bestimmt tot. Der muss einen ganzen Strich der M.G.-Kugeln aufgefangen haben. Metzner ruft uns zu, dass er Bühler aufspringen und mit einem Schrei zusammenbrechen gesehen habe.

Das Flankenfeuer kann uns hier nicht mehr erreichen. Das Artilleriefeuer liegt über das ganze Gelände zerstreut, wo sich immer noch Gruppen und einzelne Leute herunterarbeiten. Wir sehen Verwundete, welche versuchen, den Berg hinaufzukriechen, dazwischen viele Hügel und unförmige Klumpen. Das sind die, für die es keine Auferstehung mehr gibt. Das sind die, welche wie Jesus den Tod erlitten, nicht weil sie wie jener auszogen, um Gerechtigkeit und Menschenliebe zu predigen, sondern das sind die, welche von einer prahlerischen, moralisch defekten Offiziersclique am heiligen Ostersonntag ausgeschickt wurden, um so viel als nur immer möglich von der andern Partei abzuschlachten und diesen wenigstens eine Höhe oder einen Berg abzunehmen, damit sie im deutschen Heeresbericht, tränend von Siegerstolz, von einem grossen Ostersieg in den Karpathen berichten können, der den Russen Zehntausende von Toten und Gefangenen gekostet und für uns

mit ganz geringen Verlusten (wie gewöhnlich) abgelaufen sei. Aber ihr eitler Wunsch ging diesmal nicht in Erfüllung. Trotz ungeheurer Osteropfer wurde den Russen die Höhe 1'157 nicht abgenommen. Wir werden ja gleich sehen, wie das Osterfest weiter verlief.

Bis jetzt waren es der Opfer für heute noch nicht genug. Ganz in unserer Nähe hören wir Feldwebel Hentschel rufen: «Aber, Herr Leutnant, es ist doch rein unmöglich, dass wir ohne Artillerieunterstützung noch weiterkommen!» Von rechts sehen wir jetzt Leutnant Geissler auf uns zutürmen.

«Hierher, Herr Leutnant, hierher!» rufen wir ihm zu. Er verschwindet im Loch von Feldwebel Hentschel. Wir hören, wie er zu dem sagt: «Wir haben Befehl, unter allen Umständen die russische Stellung einzunehmen. Ein Gegenbefehl ist nicht da. Rechts sind die Kompagnien schon viel weiter vorn als wir. Wieviel Verluste haben Sie in Ihrem Zug?»

«Keine Ahnung; aber es fehlen eine ganze Menge Leute, und übrigens, Herr Leutnant, halte ich diesen Angriff ohne Artillerievorbereitung für einen verfluchten Blödsinn, der gar nicht zu verantworten ist. Ich sehe voraus, dass wir, wenn wir noch weiter vorgehen, noch viele Leute verlieren und doch nichts erreichen werden.»

«Ich kann es nicht ändern, wir dürfen nicht zurückbleiben; rücken Sie sofort mit Ihrem Zug weiter vor!»

Ohne Befehl abzuwarten, machen wir sieben uns sprunghaft, hoffend, bis das etwas abgeflaute Feuer wieder stärker einsetzt, ziemlich weit vorzurücken. Aber die laublosen Bäume decken uns nicht; wir kommen keine zwanzig Meter weit, da setzt von allen Seiten erbärmliches M.G.-Feuer auf uns ein, rrrr, rr, rrrt!

«Weiter!» brülle ich, «wir verrecken sonst hier.» Gefolgt von den andern, erreichen wir eine dicht beisammenstehende Baumgruppe und eröffnen nach der Richtung, wo ein M.G. auf einem Baum postiert sein muss, ein tolles Feuer, hören aber bald wieder auf. Es kracht von allen Seiten. Wir sind in einen richtigen Hexenkessel hineingeraten. Die Kameraden sind kopflos geworden. Sarnowsky kniet aufrecht neben mir und stösst gellende Schreie aus. Er bietet so ein gutes Ziel; ich kann ihn mit meinem Fuss erlangen und gebe ihm einen Tritt, dass er umfliegt. Ein grässliches Getöse; es ist, als wollten die Berge über uns Zusammenstürzen.

Die M.G. rasen. Krachend bohren sich die Kugeln in die Stämme. Die Granaten knicken und entwurzeln Bäume. Das Anheulen der Flatterminen, das Entladen der Schrapnells in der Luft

und die Schreie der Kameraden ergeben eine grauenhafte Todes-symphonie. Ich liege langgestreckt mit dem Kopf bergwärts auf dem Boden und warte wimmernd vor Pein und Schmerz auf eine Kugel, die mich von dem Elend erlösen würde. Und immer kreist in meinem Gehirn der Gedanke, ob es denn noch nicht bald Nacht werden will? Furchtbar langsam kriecht eine bleiche Sonne am Himmel, und doch geht dieser furchtbare Tag zur Neige, und mit ihm schwindet langsam das höllische Feuer. Als ich die Erde und Äste, die mich bedecken, von mir abschüttle und mich erhebe, fühle ich mich am ganzen Körper wie zerschlagen. Es ist mir ein Rätsel, dass ich noch am Leben und nicht verwundet bin; aber auch die andern leben noch. Überall tauchen Gestalten auf, und jetzt höre ich sogar unsern Geissler energisch sagen:

«Kinder, wir haben unsere Osterpflicht erfüllt. Meine Kompagnie geht zurück in die Ausgangsstellung, ich übernehme dafür die Verantwortung. Die Verwundeten werden mit zurückgenommen.»

Wir von unserer Gruppe wollen Buchmüller und Bühler suchen. Bevor wir den Rückzug antreten, begeben sich ein Stück nach rechts. Dort stösst einer quälende Schreie aus und mir ist, als sei mir diese hohe Stimme bekannt. Zwei Kameraden bemühen sich um einen wie zu einer Kugel zusammengerollten Menschen. «Eine Kugel wäre das Beste,» höre ich den einen sagen. «Wer ist es?» – «Korporal Brenweg –» Brenweg! Das ist der, welcher mir in Polen die Ohrfeige gegeben hat. Kniend beuge ich mich über ihn und nenne ihn beim Namen. Er umkrallt mein linkes Handgelenk und bittet um Wasser. «Ich verbrenne!» schreit er gellend.

Keiner hat etwas zum Trinken. Wir haben ja alle Fieber und schon am Nachmittag den letzten Tropfen Kaffee aus der Feldflasche herausgesaugt. Brenweg wird nicht mehr lange leiden, sein ganzer Unterleib ist zerrissen.

«Wir gehen!» ruft mir da Staud. Ich bin noch keine zwanzig Meter von der Gruppe entfernt, als hinter mir ein Schuss kracht. Brenwegs Schreien hört mit einmal auf. Ich drehe mich um und sehe zwei Gestalten von ihm weghuschen. Sollten sie Brenweg –. Ich mache ein paar Schritte auf ihn zu, kehre dann aber wieder um und gehe eilig weg. Ich habe nichts gesehen und will nichts gesehen haben. Die beiden Kameraden konnten Brenweg keinen grösseren Liebesdienst erweisen. «Tot?» fragt Staud. «Jedenfalls,» gebe ich zur Antwort.

Wir haben schon einige auf den Rücken gedreht, um Buchmüller oder Bühler zu erkennen; aber bis jetzt haben wir noch keinen von beiden gefunden.

«Sie müssen weiter nach rechts liegen!» ruft Ruh. – Rrrräng, räng – Herrgott, hört denn die Schweinerei heute gar nicht mehr auf? – rrrräng – «Himmelkreuz nochmal, die Salven kommen doch aus unserer alten Stellung!» flucht Breuer – rrräng. Es ist kein Zweifel, wir werden von oben aus unserer eigenen Stellung beschossen. Sind das Russen? Nicht ausgeschlossen; aber wenn dem so ist, dann können wir diese Nacht noch was erleben. Als wir uns langsam hinaufpirschen, schlägt uns ein langsames Plänkelfeuer entgegen. Schaden tun uns die Kugeln nicht, sie gehen alle zu hoch; aber um unsere Kameraden können wir uns jetzt leider auch nicht kümmern, erst müssen wir einmal wissen, warum wir von unserer Seite aus beschossen werden.

Als wir endlich in unseren Graben gelangen, müssen wir feststellen, dass die Slowaken immer noch darin sitzen, und niemand anders als sie müssen es gewesen sein, die uns auf unserem Rückzug beschossen haben.

Leutnant Geissler, ein guter Mensch, aber von preussischem Offizierskastengeist nicht frei, fordert den anwesenden ungarischen Offizier, welcher behauptet, dass das Feuer nicht uns, sondern den Russen gegolten habe und dass ihm noch kein Befehl zum Rückzug überbracht worden sei, auf, binnen einer Viertelstunde mit seinen Leuten den Graben zu verlassen, oder sich ihm bei Tagwerden zur Verfügung zu stellen. Feldwebel Hentschel rät dem Leutnant, den Ungarn zu verhaften.

Während die Offiziere und Feldwebels noch verhandeln, beginnen wir in unserer Verbitterung die Rucksäcke und Gewehre der Slowaken aus dem Graben zu werfen, und in zehn Minuten war bei uns kein Slowake und auch kein ungarischer Offizier mehr zu sehen.

In der Annahme, dass unser zurückgelassenes Gepäck ausgeplündert sei, hatten wir uns zu unserer grossen Freude getäuscht. Alles, was wir zurückgelassen haben, ist noch da, sogar die Zigarren und Zigaretten.

Von jeder Gruppe werden zwei Mann zum Essenholen ausgeschiedt. Zwanzig Meter vom Graben haben wir Horchposten liegen. Der Bergabhang wird ständig von unseren Patrouillen durchstreift. Es ist gar nicht ausgeschlossen, dass uns die Russen einen Gegenbesuch abstatten.

Nach einer Stunde kommen die Essenholer zurück, der Frass ist natürlich kalt. Ruh, Metzner, Staud und ich melden uns freiwillig zur nächsten Patrouille. Um zwölf Uhr gehen wir aus dem Graben. Buchmüller und Bühler finden wir erst nach langem Suchen tot in der Mulde liegend. Buchmüllers linke Seite ist von Kugeln zerfetzt. Bei Bühler stellen wir durch Abtasten einen Brustschuss fest. Sein Hemd ist vom eingetrockneten Blut ganz hart. Nachdem wir ihnen die Erkennungsmarken und ihre Wert-sachen abgenommen haben, treten wir den Rückzug an und kommen nach ein paar gut überstandenen russischen Feuerüberfällen wieder in unserem Graben an. Im folgenden Verlauf der Nacht werden wir ein Stück nach links verschoben, weil das zweite Bataillon, welches in Reserve lag, rechts von uns in Stellung kommt. Die reduzierten Gruppen werden durch andere Gruppen, welche ebenfalls Verluste hatten, ergänzt. Zu uns kommt Züllseher, auch Korporal Redel ist plötzlich wieder da.

Mit dem Gewehr im Arm hänge ich nach rückwärts aus dem Graben und versuche zu schlafen, komme aber der Kälte wegen nicht dazu. Zum Zudecken haben wir ja nichts weiter als eine Zeltplane. Wolldecken gab's erst im Herbst 1915. Um drei Uhr beginnen wir zehn Meter hinter uns ein grosses viereckiges Loch auszuheben. Das war nicht dazu bestimmt, die toten Kameraden aufzunehmen, nein, an die dachte jetzt niemand; auch die Verwundeten, deren noch viele weit unten liegen, sind ihrem Schicksal überlassen; von Sanitätern oder Krankenträgern ist nichts zu sehen.

Wie sind kaum mit dem Loch, dessen Aushebung uns etwas warm machte, fertig, als dasselbe von unserem Bataillonsstab besetzt wird; alsbald fängt auch das Telephon an zu tuten.

Unser Bataillonskommandeur, Major von Bogen, führt durch dasselbe erregte Gespräche mit dem Regimentskommandeur.

Wir hören Major von Bogen sagen: «Ohne Artillerievorbereitung mache ich dies kein zweitesmal, nein, die Kompagnien sind ohne Befehl zurückgegangen, -- nein, nein, furchtbare Verantwortung, nein, ausgeschlossen, Wahnsinn, unmenschlich, weigere mich bestimmt.»

Aus dem Gespräch entnehmen wir, dass wir zum zweitenmal ohne Artillerievorbereitung angreifen sollen. Einer brüllt: «'n Scheisshaufen werden wir heute stürmen!» Das ist das Signal zu einer allgemeinen Schimpferei. -- «Dazu muss der Oberst her», höre ich zwischenheraus, «mit seinem Monokel kann der den am besten sehen.» Ruh gibt auch seinen Senf dazu, er brüllt: «Zu uns

kommt der Monokelhengst nicht; der weiss, dass wir nierenfaul sind.»

«Brüllt doch nisch so laut,» sagt Feldwebel Hentschel, «es könnte Ihnen sonst passieren, dass Sie der Major langt; es kommt dem nicht darauf an, Ihnen ein Loch in den Pelz zu schiessen.»

«Kaffee empfangen!» Wie aus dem Boden gewachsen, stehen plötzlich zwei Mann mit Maultieren, denen grosse Kannen angehängt sind, dicht bei uns am Graben. Der Kaffee ist heiss. Wir lehnen an der Grabenwand und schlürfen mit Behagen die heisse Brühe. Für Sekunden nur schweifen unsere Gedanken nach vorn zu unseren toten Kameraden. Wie schnell man sich doch hier mit dem Tod lieber Menschen abfindet!

Vom Loch hinter uns hören wir wieder tuten und den Major aufgeregt sprechen: «Herr Oberst können noch so sehr befehlen, mein Bataillon geht heute erst nach starker Artillerievorbereitung zum Angriff vor.»

Es ist kurz nach vier Uhr, als gerade uns gegenüber vier Feuergerben aus Geschützen die noch dunkle Nacht erhellen. Der Detonation der Abschüsse folgen sofort rechts von uns die krachenden Einschläge. Sol! denn der Tanz schon wieder losgehen? Es folgt Lage auf Lage. Gestern Abend wurden wir von jener Stelle aus mit Geschützen noch nicht beschossen. Will heute, am Ostermontag, zur Abwechslung der Russe angreifen? Es sieht fast so aus. Nach zwanzig Minuten verlegt sich das Feuer nach hinten. Das ist nun zwecklos. Unsere Reserve, das erste Bataillon, ist ja schon lange im Graben, da gibt es also nichts mehr abzuriegeln. Wenn der Russe kommt, wird es ihm genau so ergehen, wie es uns gestern ergangen ist; aber er kommt nicht.

Als es um sechs Uhr Tag wird, wissen wir immer noch nicht, was nun werden soll. Wenn wir wieder angreifen müssen, dann haben wir eine Riesendummheit gemacht, dass wir nicht unten geblieben sind. Das sehen wir jetzt ein; aber die andern Kompagnien bis auf die elfte, mit welcher gar keine Verbindung mehr besteht, sind auch zurückgegangen.

Ruh, der schon eine ganze Zeitlang mit dem Kinn auf den Armen liegend nach rückwärts schaut, fährt plötzlich hoch. «Mensch, hau mir doch mal in die Fresse!» Mit einem Griff entreisst er dem stumm im Graben hockenden Redel das Fernrohr und sucht damit das hinter uns liegende Gelände ab.

«Was gibt's? So quatsch doch endlich, du Döskopp!»

«Hol mich der Teufel, es ist der Oberst!»

Es stimmt. Mit blossem Auge erkennen jetzt auch wir andern den Oberst mit seinem Adjutanten. Sprungweise nähern sie sich unserm Graben.

«Hast du Töne?» – «Was sagst nu?» – «Kiek doch mal, wie der Rattenfänger springt!» – «Warum schiesst jetzt der verfluchte Russe nicht?» So schwirrt es durcheinander. Ruh sagt giftig: «Der Oberst will uns nur besuchen, um uns zu sagen, wie gut ihm gestern die Ostereier geschmeckt haben.»

Feldwebel Hentschel ist ganz zappelig. «Brüllt doch nicht so laut, ihr verfluchte Aasbande.»

Rechts brüllt einer: «Gut'n Morjen, Koorl; na hast auch schon usschlopt?» Dann wird es ruhig. Währenddem ist der Oberst bereits bis auf zwanzig Meter zum Loch des Bataillonsstabes, von welchem aus sie ihm zuwinken, gekommen, und schon heult er:

«Herr Major von Bogen, was unterstehen Sie sich, meine Befehle, welche die der Division sind, nicht zur Ausführung zu bringen?»

Als der Oberst im Loch ist, antwortet Major von Bogen ebenso scharf: «Ich mache Herrn Oberst darauf aufmerksam, dass die Nachbarbataillone, welche auch zur Division gehören, noch nicht zum Angriff übergegangen sind und erst nach erfolgter Artillerievorbereitung vorgehen werden. Und übrigens hätte ich von Herrn Oberst erwarten dürfen, dass er sich zu allererst nach den gestrigen Verlusten des Bataillons erkundigt hätte!»

Aber das interessiert den Herrn nicht. Voll massloser Wut ob der Zurechtweisung durch den mutigen Major, der schon seine sechzig Jahre hinter sich hat, faucht er mit überschnapper Stimme den Major an: «He–Herr, unerhört, wie weit kam das Bataillon gestern vor? Wer gab den Befehl zum Zurückgehen? Schweinerei so was, Sie haben sich dafür zu verantworten!»

Der Major antwortet jetzt ruhig und gelassen: «Gestatten Herr Oberst die Bemerkung, dass die Russen nicht allzu weit sind und dass auch ich ein gutes Gehör habe. Die Kompagnien sind bis auf die elfte ohne Befehl zurückgegangen. Soweit ich mich in diesem Fall zu verantworten haben werde, stehe ich der Division zur Verfügung und nicht Herrn Oberst von R.....»

Der Oberst schnappt nach Luft.

«Jetzt explodiert Rattenkarl,» feixt Ruh.

«I woher, das is doch 'n Blindgänger,» zischt Breuer. Ich beisse mir, um nicht loszulachen, in die Hand. Unser Kompagnieführer Geissler, den der Krach angezogen hatte, sieht uns kopfschüttelnd an.

«Herr Major von Bogen, ich gebe Ihnen zum letzten Mal den Befehl, sofort mit Ihrem Bataillon zum Angriff überzugehen!»

«Jawohl, Herr Oberst, mein Bataillon wird angreifen, aber erst, wenn dem Angriff ein zweistündiges Artilleriefeuer auf die russischen Stellungen vorangeht und wir während des Angriffs von unserer Artillerie unterstützt werden, anders nicht.»

«Sie spielen mit Ihrem Leben, Herr Major!»

«Mag sein.»

«Gut, dann werde ich das Bataillon selbst zum Sturm vorführen.»

Sehr ruhig sagt von Bogen: «Nach Belieben, ich habe Herrn Oberst keine Befehle zu erteilen.»

«Will ich meinen!» sagt dieser und lässt sich sofort durch den Telephonisten mit der Division verbinden.

Wir schnappen nun folgende Sätze auf: «Werde, wenn möglich, noch heute Bericht erstatten. – – Jawohl, Exzellenz – – feindliche Position anscheinend sehr stark, gut mit Artillerie und M.G. versehen – – Gewiss, Exzellenz – – ja, wenn ich bitten darf, von halber Höhe an bis zum Kamm mit Schrapnell eindecken, Stellungssgraben, vermutlich fünfzig Meter unterhalb des Kammes, mit Granaten bearbeiten
-----o ja, danke, Exzellenz –
Punkt neun Uhr geht das Regiment unter dem Schutz der Artillerie und M.G. vor – – Danke, danke – – Wiedersehen, Exzellenz.» – Punkt.

«Exzellenz, Exzellenz, verfluchter Scheisshaufen,» höre ich Ruh neben mir grollen.

Also, jetzt wird uns mit einemmal Artillerie und M.G.-Unterstützung gewährt, dem Major als Bataillonskommandeur gestand man dies nicht zu, und gestern ging das auch nicht, wohl weil es Ostern war! Dass aber dadurch Hunderte von braven jungen Menschen gemordet wurden am heiligen Osterfest – das ist den Herren gänzlich Nebensache. Wir sahen ja eben, dass es den Herrn Regimentskommandeur nicht mal interessierte, wieviel Tote und Verwundete ein Bataillon seines Regiments gestern hatte, – was sollten sich auch diese Herren mit solchen Bagatellen, wie viel zerfetzte Leichname vorne liegen, die doch gestern noch alle gesunde und lebenshungrige Menschen waren, befassen? Solche Belästigungen verbitten sie sich, sie wollen sich damit nicht ihren gottgesegneten Appetit verderben lassen. Für was hatte man denn die Unterinstanzen, wie Kompagnie-, Bataillons- und Regiments-schreibstuben? Und übrigens funktioniert der Apparat ja ganz gut. Die «Kompagniespässe» melden die Verluste an die Bataillons-

Schreibstube und diese gibt die Meldung an das Regiment weiter. Dieses fordert dann von den zuständigen Ersatzbataillonen in der Heimat so und so viele Mann Ersatz für das Regiment, und damit auch dort die Kasernen nach dem Abzug der angeforderten Todeskandidaten nicht leer bleiben, schreibt man dort wieder einige hundert Postkarten, das Stück zu fünf Pfennig, an solche, die sich noch bei ihren Familien der Freiheit erfreuten, des Inhalts, dass sie sich sofort in dieser oder jener Kaserne zum Kriegsdienst zu stellen hätten.

Und siehe da, die dumpfen Steinkästen füllen sich wieder ganz automatisch mit Todesanwärtern. Herrlich, wie das klappt, was?

Und Major von Bogen, der Widerspenstige? Den schickt man acht Tage später auf Urlaub, von welchem er nicht mehr zurückkommt. Was aus ihm geworden ist, konnten wir nie erfahren. Solche höheren Offiziere, die noch etwas wie ein Gewissen haben und davor zurückschrecken, Menschen wie Vieh zur Schlachtbank zu führen, kann man im Felde nicht brauchen.

Kurz nach sieben Uhr setzt unsere Artillerie mit schwerem Feuer auf die russischen Stellungen ein. Ganz niedrig heulen die Schrapnells und Granaten über unsere Köpfe hinweg und verwandeln sich drüben bei den Russen in feuer- und todspeiende schwarze Rauchwolken, welche zeitweilig grosse Komplexe des jenseitigen Berges verhüllen. Höher oben orgeln die ganz schweren Dinger unserer Langrohre durch die Luft. Die gehen zur russischen schweren Artillerie, die jetzt ganz schweigt. Das sind deutsche Ostergrüsse, ihr russischen Brüder!

Als wir uns um halb zehn Uhr durch eine Schlucht abwärts bewegten, welche sich links von uns befindet und die auch gestern vom ganzen Bataillon hätte benützt werden können, wenn nicht so blödsinnig und ohne jede Orientierung drauflos gestürmt worden wäre, war unser Artilleriefeuer zu einem alles zerstörenden Orkan angewachsen, aus welchem man nicht mal mehr die einzelnen Schläge unterscheiden konnte. Dazu streuen noch zahlreiche, in Stellung gekommene M.G. den russischen Wald ab. Aber auch die Russen zeigen jetzt, dass noch Leben bei ihnen ist. Zischend klatschen die Schrapnell-Bleikugeln um uns herum in den Boden. Grosse, von den Granaten aufgeworfene Erdmassen drohen uns zuzudecken, und jetzt spüre ich einen starken Schlag am linken Bein. Mit einem Blick sehe ich mit befreiendem Aufatmen, dass nur der Stiel an meinem Spaten zerschmettert ist. Schon nach fünf Minuten habe ich mir den Spaten eines toten Kameraden angeeignet, der keinen mehr braucht. Ein Infanterist ist ohne Spaten im Kampf

fast undenkbar, in vielen Fällen ist der das höchste Kleinod. Mit welcher Schnelligkeit man mit demselben ein rettendes Loch graben kann, weiss nur der Frontsoldat. Unzähligen Besitzern hat derselbe schon das Leben gerettet. Er ist auch die schwung- und wirkungsvollste Mordwaffe im Nahkampf. Bei schweren Märschen werfen wir das letzte Reservehemd, den letzten Strumpf und sogar zum Teil die am Morgen frisch empfangenen Patronengurte weg, aber niemals einen Spaten, und wenn er auch noch so schwer am linken Bein baumelt.

Unser Zug kommt in der Schlucht gut abwärts, einzig die Gruppe Deismann hat durch Volltreffer vier Mann verloren. Unsern Korporal Redel behalten wir gut im Auge, damit er keine Nierenschmerzen kriegt. Ich höre, wie Breuer zu Ruh sagt: «Wenn det Schwein wieda schlingert, stirbt et den Heldentod.»

«Mach keine Dummheiten,» sagt Ruh.

«Ach wat, der Kerl soll mitkommen, mit uns hat man och ken Erbarmen nisch.»

Unten durchwaten wir einen schmalen Bach, und nun beginnt unter starkem Feuer (wir wissen nicht mehr, ob das russische oder deutsche Granaten sind, die uns beaasen) ein mühevoller, steiler Aufstieg.

Es ist Mittag drei Uhr, und wir sind immer noch nicht an der russischen Stellung. Unsere Kompagnie hat untereinander keine Verbindung mehr; bei uns befinden sich Kameraden anderer Kompagnien. Unsere Gruppe besteht noch aus Breuer, Ruh, Peter Sanowsky und mir; wo die andern sind, wissen wir nicht. Redel wird wohl irgendwo hinter einem Felsen seine Nieren pflegen. Hin und wieder hört man einen Aufschrei, einen Befehl: «Nicht nachlassen! Vorwärts!» Durch die Bäume, das Gestrüpp und die Felsen des Berges ziehen dicke Rauchschwaden. Unsere, vom Pulverdampf geschwärzten Gesichter sind von Schweissbächlein durchzogen, welche uns das Aussehen von tätowierten Indianern geben.

Peter Sanowsky hat einen Russen entdeckt. Er baumelt hoch oben zwischen den Ästen einer verkümmerten Tanne. Warum der nur so hoch kletterte, um sich aufzuhängen? Wir sehen uns den Baum genauer an und entdecken am Stamm angenagelte Leitersprossen, und jetzt sehen wir auch ein zwischen den Ästen verstecktes, auf Brettern stehendes Maschinengewehr, ein richtiges Maschinengewehrnest. Von der Bedienung desselben hängt einer oben, drei liegen, wie wir beim Näherkommen sehen, tot am Boden, und die übrigen werden getürmt sein.

Gefolgt von Sanowsky, Ruh und Breuer, krieche ich durch einen schmalen, von Granaten teilweise zerstörten Drahtverhau. Vor uns hämmert ein M.G., aber die Kugeln desselben, vereint mit denen der Gewehre, sausen wie ein Sturm über uns hinweg. Die Russen haben kein Ziel; wenn sie uns sehen wollen, müssen sie fast bis zur Brust aus dem Graben. Wo ein Kopf auftaucht, fällt er auch schon wieder zurück. Im russischen Graben muss ein heilloser Durcheinander sein; Schreie und russische Kommandos tönen uns von dort entgegen.

Kaum zehn Meter vor mir sehe ich schon eine ganze Zeit, wie sich ein Gewehrlauf senkt, kracht und zurückgezogen wird, wieder vorschiebt, senkt und kracht. Auch ich schiebe mein Gewehr mit vom Stacheldraht zerrissenen Händen vor und zurück. Endlich richtet sich der Gewehrlauf vor mir steil in die Luft und fällt zurück. Gleichzeitig stoppt das M.G. nebenan. Wie durch einen Nebel sehe ich Breuer, der dicht unter der Mündung desselben liegt, aufspringen, mit Sekundenschnelle erfasst er mit den Händen das M.G. bei der Mündung und überschlägt es nach rückwärts. Was nun folgte, spielte sich alles mit rasender Schnelligkeit ab. Überall sausen Spaten durch die Luft und spalten Schädel, Hals und Schultern; einem Kolbenhieb weiche ich dadurch aus, dass ich dem Schläger meinen Kopf in die Magengrube setze. Der Kampf ist aus, aber das Morden will noch kein Ende nehmen. Noch bevor wir es hindern können, hat Breuer mit einem, einem russischen Offizier abgenommenen Revolver die zwei übriggebliebenen Maschinengewehrschützen niedergeschossen. Ruh, der ihm den Revolver aus der Hand schlägt, springt er an den Hals, und er hätte ihn erwürgt, wenn wir ihm nicht mit Gewalt die Finger von Ruhs Hals gerissen hätten. Breuer ist ein Tier; nach weiteren fünf Minuten muss ich ihm, da er einen Schlag mit dem Spaten nach mir führt, einen Gewehrkolbenstoss ins Gesicht geben, der ihn, aus Mund und Nase blutend, umlegt.

«Du bist verrückt geworden, du Hund! Hör' doch mal endlich auf!» brülle ich ihn an. Eine Weile glotzt er bald mich und bald seine vom heissen M.G-Lauf verbrannten Hände an, richtet sich dann auf und bedeckt sein Gesicht mit den Händen. Aber er ist und blieb ein grausamer Unmensch, wie ich gottlob nicht allzuvielen kennen lernte.

Bis zum Anbruch der Nacht haben wir den nur sehr wenig tiefen Graben zur Verteidigungsstellung umgearbeitet. Die Toten haben wir aus dem Graben entfernt und die noch überlebenden

Russen entwaffnet und auf unsere Seite zu den Berg hinuntergetrieben.

Ein Gegenangriff erfolgt nicht, und übrigens scheinen sie rechts von uns noch nicht fertig zu sein; die M.G. und Gewehre hacken und knattern dort immer noch. Von links ertönen grelle Trompetenstöße. Bei uns wird es allmählich ruhig.

Zwanzig Meter vor uns, auf dem Kamm des Berges, stellen wir Horchposten auf, welche halbstündlich abgelöst werden. Vor denselben ziehen wir aus den Resten des russischen Drahtverhaues einen Stolperdraht und hängen in der russischen Stellung gefundene leere Konservenbüchsen daran.

Unsere Verluste können noch nicht festgestellt werden. Von unserer Gruppe fehlen Staud, Mitesser und natürlich Redel, vielleicht kommen sie noch –?

Gegen Mitternacht – es ist ganz ruhig – bringen sie uns per Maultier heisses Essen. Gleichzeitig mit dem Maulesel kommt auch Redel. Hätten wir uns denken können! Im Fressen war Redel schon immer ein Held. Mitesser und Staud sind immer noch nicht da. Das Essen schmeckt mir nicht, auch Ruh isst nicht; er steht neben mir, hält sein Kochgeschirr in der Hand und starrt in die Nacht.

«Hast du Josef Mitesser nicht gesehen?»

«Nein,» sagt er, «habe ihn überhaupt gar nicht zu Gesicht gekriegt.»

«Und Staud?»

«Den sah ich zum letzten Mal hundert Meter weiter unten hinter einem Felsen.»

Ruh schüttet sein Essen über den Grabenrand, zieht seine Lampe aus der Tasche und lässt sie aufblitzen.

«Licht aus!» faucht Redel.

«Halt deine Fresse, du Lausepeter!» antwortet Ruh.

Ohne noch ein Wort zu sprechen, suchen wir uns einen Weg durch das Drahtgewirr und versuchen, nach abwärts zu kommen. Aber es geht nicht. Wir fallen von einem Granattrichter in den andern. Nach einer Stunde Suchens kehren wir unverrichteter Sache um und hoffen, bei Tagesanbruch Mitesser und Staud noch lebend zu finden. In unsere dünne Zeltdecke eingehüllt, legen wir uns auf die Erde. Ein leiser Schlummer umfängt uns, der aber unsere aufgepeitschten Nerven nicht besänftigt. Jeder starke Laut lässt uns aufspringen und mit schussbereitem Gewehr nach vorne spähen.

Um fünf Uhr hören wir von hinten gedämpftes Fluchen, Stapfen und Scharren. Wieder kommen sie, diesmal mit zwei Maul-

tieren und bringen beissen Kaffee und Lebensmittel. Jeder erhält noch eine Büchse Kakao. Wie es heisst, sollen wir hier ein paar Tage liegen bleiben und das Morgenessen selber kochen; dazu war eben der Kakao bestimmt. Den Zucker, der dazu gehört, haben sie vergessen.

Neben einem Granatloch liegt ein blonder Wuschelkopf; das muss Staud sein. Im Gesicht ist er nicht mehr zu erkennen, weil es kein Gesicht mehr, sondern eine zerfetzte, breitgedrückte Fratze ist. Ruh zieht den an der Brust zerrissenen blutigen Waffenrock auseinander und entnimmt demselben eine Brieftasche. Er ist's.

«An den Kriegsfreiwilligen Emil Staud,» steht auf einem Briefumschlag. Auf einer Karte, mit «Deine Marthe» unterzeichnet, stehen unter anderem die Worte: «Du, mein Held!»

Ruh zeigt ein Bild eines schönen Mädchens mit langen, über die Brust herabhängenden Zöpfen. Das muss Marthe sein. Und hier liegt ihr Held, zerfetzt und unkenntlich. Was würde sie wohl sagen, wenn sie ihn sehen könnte? Im etwas verlängerten Granatloch legen wir Staud auf Tannenzweige, und nachdem ihm Ruh noch das Bild seiner Marthe zwischen die Hände geschoben, bedecken wir ihn mit einem Zelttuch und häufen Erde, aus welcher wir erst die grössten Steine entfernen müssen, darüber. Auf einen mit dem Bajonett zurechtgehauenen Pfahl schreiben wir mit Bleistift Name, Kompagnie, Regiment und Datum. Ein auf den Pfahl gehängter Helm vervollständigt das Heldengrab.

Es liegen noch viele tote Kameraden hier herum, aber Mitesser ist nicht unter ihnen. Wir dringen in dichtes Gestrüpp ein und schauen hinter Felsen, aber wir finden ihn nicht. Wir hoffen, ihn oben in der Stellung zu finden, und kehren um. Oben angekommen, müssen wir erst ein Donnerwetter von Feldwebel Hentschel über uns ergehen lassen, weil wir uns ohne Erlaubnis entfernt haben; doch nehmen wir das nicht tragisch. Wir kennen doch unsern Hentschel, und als ihm Ruh sagt, dass wir Staud beerdigt haben und Mitesser nicht finden können, greift er sich an den Hals, als ob er ersticken müsse, dreht sich um und geht weg.

Unsere Kompagnie hat an den beiden Osterfeiertagen zusammen 47 Mann verloren, 34 sind tot, darunter ist auch der Sommerleutnant Krag und vom ersten Zug Feldwebel Lehner, elf sind verwundet und zwei vermisst. Das war Ostern 1915.

Wir bluten am Duklapass

Unsere Gruppe ist wieder vollzählig, unsere neuen Gruppenkameraden heissen Peterschein, Eugen Koch und Lörtschinger.

Vor uns erhebt sich ein hoher, drohender Berg; man sagt uns, dass dies der Duklapass sei, den es heute oder morgen zu überwinden gelte. In dem steinigen Boden können wir keine Schützengräben bauen; deshalb schleppen wir heute Nacht bei plötzlich einsetzendem, starkem Regen Baumstämme den Berg herauf und errichten Barrikaden. Sonderbarerweise belästigt uns der Russe mit keinem Schuss. Nach Tagwerden schickt er uns dafür zahllose Granaten und Schrapnells. Wir haben überhaupt, wie es scheint, die schlechteste Stelle vom ganzen Bataillonsabschnitt erwischt. Links und rechts von uns haben sie über mannshohes Gestrüpp, hinter welchem sie sich etwas bewegen können; wir hier können nur hinter den Baumstämmen kauern und müssen den kalten Regen über uns herabströmen lassen. Es ist nicht zum Aushalten: Regen, Granatensegen und keine Bewegung. Endlich nach zwei Tagen werden wir nach links verschoben. Die freie Stelle wird bei Tag nur von einem Doppelposten besetzt.

Wir sitzen nun schon zehn Tage hier oben und es regnet ununterbrochen. Wir haben nichts mehr Trockenes an unserm Körper; schlotternd und frierend stehen wir herum; gesprochen wird wenig oder gar nichts. Was sollten wir auch sagen? Wir reden nicht mal, wenn wir des Morgens und Abends ein Stückweit unten unseren Kakao mit Wasser kochen und denselben ohne Zucker trinken. Um zwölf Uhr nachts bringen sie uns heisses Essen und Lebensmittel, aber wir spüren wenig oder gar keinen Hunger. Einmal streifen wir, Ruh, Breuer und ich, einen ganzen Tag im felsigen Gelände herum und suchen Mitesser, aber ohne Erfolg. Des Nachts stehen wir Graben- und Horchposten und lassen uns dabei den Regen am Körper herunterlaufen. Einzig Abwechslung bringen uns noch die Patrouillen, bei welchen wir hin und wieder ein paar Russen schnappen.

Mit Hilfe grosser Pickel, Stemmeisen und Schaufeln, die man uns brachte, gelingt es uns endlich, einige Löcher in den Boden zu machen, welche wir mit kleinen Baumstämmen, Zeltplanen und Erde bedecken, worin wir abwechslungsweise schlafen können. Von unserer Gruppe benützen alle, ausser Peter Sanowsky, diese Gelegenheit; er nennt unseren Schlafsalon eine Rattenfalle. Das stimmt schon, aber man verreckt hier auch nicht schlimmer als draussen.

Endlich hört doch der ewige Regen auf. Die Sonne gibt schon schön warm und trocknet unsere Kleider und unsern Körper. Wir verzichten darauf, im Loch zu schlafen, nur Redel tut dies noch. Der Kerl wird wieder mit jedem Tag frecher und anmassender. Unsere Abneigung gegen ihn und ganz besonders die meine lösen bei ihm wahre Wutanfälle aus. Feldwebel Hentschel sagte gestern zu mir: «Beherrschen Sie sich und lassen Sie sich Redel gegenüber zu keinen Tätlichkeiten hinreissen, das könnte für Sie sehr schlimme Folgen haben. Vergessen Sie nicht, dass Redel Ihr Vorgesetzter ist.»

Mit Peter Sanowsky komme ich soeben vom Horchposten und liege nun mit dem Gewehr im Arm auf dem Boden und versuche zu schlafen. Nach einigen Minuten ist vom Stolperdraht her ein grosses Konservendbüchsenläuten zu hören. Einige Sekunden später – die Horchposten fliegen gerade noch zur rechten Zeit wie Pfeile über die Barrikade – geben wir ein tolles Feuer ab. Vor uns zucken Dutzende von Blitzen auf. Ich schiesse auf eine immer gleichmässig aufblitzende Stelle, und so oft mein Schuss kracht, blitzt es dort immer wieder auf. Allmählich flaut das Feuer ab und hört dann ganz auf. Was war los? Am andern Morgen löste sich das Rätsel. Von den Russen war nichts zu sehen, aber am Stolperdraht lag ein von Dutzenden von Kugeln durchbohrter prachtvoller Hirsch, welcher den Alarm verursacht hatte, und die Blitze, welche wir für russisches Gewehrfeuer hielten, waren unsere eigenen Kugeln, die gegen Felsen prallten.

Die nächste Nacht gibt es wieder Alarm, welcher vier Horchpostenkameraden des zweiten Zuges das Leben kostet. Um zwei Uhr hatten die den Horchposten ablösenden Kameraden in ihrem schlaftrunkenen Zustand vergessen, ihre Mützen mit dem Helm zu vertauschen. Vermutlich war nun der abzulösende Doppelposten, als er so plötzlich zwei Mann in Mützen vor sich sah, die denen, wie sie die Russen tragen, ähnlich sind, der irrigen Meinung, eine russische Patrouille vor sich zu haben, und schlug sofort mit dem Gewehrkolben zu. Die krachenden Schläge und die Aufschreie der Getroffenen lösten den sofortigen Alarm und die Feuereröffnung aus, so dass es den vier Kameraden nicht mehr möglich war, noch zurückzukommen. Eine halbe Stunde später, als das Feuer stoppte, fand man alle vier gänzlich von Kugeln durchsiebt auf einem Haufen liegen.

Schon um acht Uhr früh hören wir unseren Regimentskommandeur, dem der Vorfall sofort gemeldet wurde, rasonieren und fluchen. «Die Gewehre müsste man euch wegnehmen!» schreit er. «Ihr seid nicht wert, solche in den Händen zu halten; wisst Ihr

nichts Klügeres, als den Russen nun schon zum zweitenmal durch Euer verrücktes Feuer zu verraten, wo sich unsere Stellung befindet?»

Ach so! Wir glaubten, er sei gekommen, um zu untersuchen, welcher Fehler, dem die vier Kameraden zum Opfer fielen, begangen wurde. Aber wegen diesen sagte er kein Wort. Er blieb nicht mal vor den vier mit Zelten bedeckten Leichen stehen. Hol dich der Teufel, du verfluchter Hund! Unsere Gewehre kannst du alle zusammen haben. Man hat uns ja nicht gefragt, ob wir sie wollen; nein, man hat uns einfach gezwungen, die verfluchten Mordwaffen in die Hände zu nehmen.

Am Nachmittag kommt Ruh, der schon seit drei Stunden verschwunden war, aufgeregt angestürmt. Fast atemlos erzählt er uns, dass er Mitesser gefunden habe.

Ruh, Sanowsky und ich machen uns sofort mit Beil, Pickel und Schaufel versehen auf den Weg. Diesmal melden wir uns erst bei Feldwebel Hentschel ab.

Weit unten, ein ziemliches Stück von dem Gebiet, wo wir am Ostermontag angriffen, liegt Mitesser unter einem grossen, auf einer Seite hohl liegenden Stein. Sein Kopf ruht auf seinem Tornister. Uns wird von dem Geruch, der von ihm ausgeht, fast übel. Als wir ihn hervor und die auf seinem Unterkörper liegende Zeltdecke wegziehen, sehen wir, dass sein rechter Oberschenkel von einem Granatstück total zerschmettert ist. Schwerverwundet muss er sich hier verkrochen haben. In der rechten Hand hält er noch einen Bleistift. Als wir näher zusehen, entdecken wir neben dem Tornister ein Stück Briefpapier. «Liebe Eugenie,» steht darauf, «Dein Traum ist wahr geworden. Ich liege -¹----- «

Es folgen noch einige Zeilen, es sind aber keine Buchstaben mehr, sondern nur unlesbare, übereinander geschriebene Zeichen. In Gedanken an ein liebes Mädel, das er wohl zu Hause hatte, mag er gestorben sein.

Wir beschliessen, ihn zu Staud zu legen. In ein Zelt verpackt, schleifen wir ihn mit grosser Mühe über Felsen und durch Granatrichter zu Staud Grab und beerdigen ihn dicht daneben.

Wir erleben jetzt eine Reihe warmer und sonniger Tage. Unsere Horchposten, die wir jetzt auch bei Tag beziehen müssen, haben wir bis zu den weit unten stehenden Birken vorgeschoben. Horchposten ist jetzt bei Tag der beliebteste Dienst. Während ich nach den Russen Ausschau halte, hängt Ruh leere Konservenbüchsen unter die tropfenden Äste der Birken. Den so gesammelten Saft trinken wir dann aus. Warum? Das wissen wir selbst nicht.

Ruh hat gesagt: das sei gesund, also runtergekübelt, wenn's auch fad und pappig schmeckt. Die M.G.-Schützen neben uns haben sich einen Tisch gezimmert, an welchem sie den ganzen Tag hocken und Skat klopfen. Gestern Mittag huschte eine Granate zwischen ihnen hindurch und explodierte fünf Meter von ihnen entfernt. Obwohl es eine schwere Marke war und dieselbe einen grossen Trichter auswarf, wurde niemand verwundet. Drei Minuten später, die Gesichter sind noch bleich, tönt's schon wieder: «Karro Ass, sieben.»

Das tägliche Feuer der Russen hält sich im mässigen Rahmen. Immerhin langt's zu einem Dutzend Kniebeugen und zu einem Dutzend «platt auf dem Boden liegen». Es kommt ganz darauf an, wo die Dinger hingehen, ob sie weiter oder näher bei uns einschlagen.

Wenn es ganz ruhig ist, arbeiten wir emsig an der Herstellung von Kreuzen aus Birkenholz für unsere an Ostern gefallenen Kameraden. Staud und Mitessers Grab haben wir schön mit jungen Birkenstämmen eingefasst; mit einem Rest von Stiefelwichse haben wir ihre Namen, Regiment und den Tag ihres Todes auf das weisse Kreuz gemalt. Auf einem Gang durch die Stellungen der Nachbarkompagnien sehen wir die Kameraden überall an der Arbeit, die Gräber ihrer gefallenen Freunde zu schmücken.

Mit Metzner muss ich heute an der Stelle, die vom Russen eingesehen werden kann und nach welcher auch die meisten Granaten gehen, Posten stehen. Um von den russischen M.G.-Schützen, die es auch auf diese Ecke abgesehen haben, nicht so leicht entdeckt zu werden, stehen wir fünfzehn Meter voneinander entfernt, jeder für sich allein hinter einer unscheinbaren Blende aus Baumästen. Bei Feuerüberfällen rollen wir uns wie Igel hinter einer 80 Zentimeter hohen Panzerplatte zusammen; aber heute war dies, trotzdem wir schon fast eine Stunde stehen, noch nicht der Fall. Es herrscht eine Ruhe, die beängstigend wirkt. Langsam und träge rückt der Zeiger der Uhr vor. Metzner ruft mir zu, dass er gerne rauchen würde, aber kein Zündholz habe. Das möchte ich auch gern; Zündhölzer habe ich schon, aber keine Zigarre. Wir einigen uns, einander entgegen zu kriechen und den kostbaren Austausch vorzunehmen, und fast wäre es gelungen. Wir kommen einander bis auf drei Meter nahe; da kommt es angeheult, huiuwuh, krach, Feuer, Rauch, Steine und Dreck. Vergessen sind Zigarre und Zündholz. Mit ein paar Sätzen stürme ich hinter meine Panzerplatte, aber es folgt kein Schuss mehr. Metzner ist auch heil geblieben und ruft mir von seinem Heldenplatz aus lachend zu: «Glück muss der Mensch ham!»

Seit heute früh schießt der Russe nur mit einer einzigen Kanone, dafür aber auch mit Nr. 28, und mit grosser Ausdauer. In regelmässigen Zeitabständen, alle 12 Minuten, setzt sich so ein Ding in unserem Kompagnieabschnitt nieder. Das ist ja toller als ein Feuerüberfall und bringt unsere Nerven fast zum Platzen. Wo geht die nächste hin? Die ganze folgende Nacht und auch am nächsten Tag, alle 12 Minuten ein Schuss.

Wir sind dauernd in Bewegung, rennen von links nach rechts und von rechts wieder nach links; dabei hauen die verdammten Biester immer dicht bei der Stellung ein und werfen unsere ganzen Barrikaden durcheinander. Bis jetzt haben wir erst fünf Mann Verluste; zwei davon, Feldwebel Hasselmann vom ersten Zug und ein Mann vom zweiten Zug, sind tot. Vom anwesenden Artilleriebeobachter verlangen wir jetzt energisch, dass sie das einzelne Geschütz zum Schweigen bringen. Volle zwei Stunden heulen dann auch unsere Granaten dutzendweise über uns hinweg und explodieren irgendwo weit hinter der russischen Stellung; aber nix zu machen. Wir rennen weiter hin und her und suchen fluchend dem Zwölfminuten-Ungeheuer zu entrinnen.

Es ist zum Verrücktwerden. Erst als unsere Stellung nur noch ein Trümmerhaufen ist und wir weitere vier Tote zu verzeichnen haben, wird uns gestattet, uns aus dem Feuerbereich zurückzuziehen. Und vor uns schlägt es alle zwölf Minuten heulend, krachend und berstend weiter ein; das geht noch so die ganze folgende Nacht weiter.

Bei Tagesanbruch kommen drei österreichische Artillerieoffiziere mit Karten, Horch- und Messinstrumenten. Auf der Karte nehmen sie Messungen mit den Instrumenten vor und manipulieren mit dem Hörapparat. Inzwischen schlägt vorn alle zwölf Minuten eine Granate ein. Jetzt sehe ich, wie einer der Offiziere in das Telephon spricht. Nach kurzer Zeit ertönt hinter uns ein dumpfer schwerer Abschuss, heulend und gurgelnd zieht etwas über uns durch die Luft, noch einmal und noch einmal. Drüben hinterm Duklappass hören wir schwere Explosionen. Im Verlauf einer Stunde folgen noch weitere drei unserer Abschüsse, dann ist es ruhig. Die Zwölfminutenkanone schweigt. Ein paar Tage später erfahren wir, dass die Russen ein schweres Geschütz auf einen Eisenbahnwagen montiert hatten, mit welchem sie alle zwölf Minuten aus einem Tunnel fuhren und einen Schuss abfeuerten. Das ging so lange, bis der Tunneleingang von einer österreichischen Zweiunddreissiger-Motorbatterie zertrümmert war. Jetzt erst rücken wir wieder nach oben und setzen in der Nacht unsere zusammengeschoffene Stellung

wieder in Verteidigungszustand. Vor einigen Tagen sahen wir einigemal zwei österreichische Offiziere unsere Stellung abgehen, und jetzt heisst es, dass dies zwei Russen gewesen seien. Ob dem so ist, weiss ich nicht, die genauen Einschläge der Zwölferkanone, wie wir sie nannten, lassen es aber vermuten.

Die Sonne scheint mit jedem Tag wärmer. Die Verpflegung ist gut und reichlich. Der einzige Mangel, unter dem wir leiden, sind Zündhölzchen. Ein Mann unserer Gruppe muss ständig ein kleines Feuer unterhalten, sonst können wir unseren Kakao nicht mehr kochen und unsere Zigarren nicht mehr anzünden. An der Feuerstelle einer andern Gruppe muss man mit zehn Zigaretten bezahlen. Das Schiessen der Russen geht; es ist zum Aushalten. Wenn man auf dem Rücken liegt, die Augen zumacht und die Ohren verstopft, kann man sich vorstellen, man läge daheim in Vaters Garten. Augenblicklich hätten wir also mit unserer Lage zufrieden sein können, wenn wir nur nicht so einen erbärmlichen und feigen Korporal, wie es Redel ist, in unserer Gruppe hätten. Momentan sind wir vier Süddeutsche und fünf Preussen; zu den letzteren ist Redel zu rechnen.

Im November 1914, wo wir zum Regiment kamen, hatten wir durch die oft schlechte Behandlung der norddeutschen Kameraden, besonders der Korporäle, sehr viel zu leiden, speziell die unter dem Kommando Redels stehenden Kameraden. Doch sah man bald ein, dass wir gut zu gebrauchen seien und gute Kameradschaft hielten. Als einziger Süddeutschenhasser blieb nur Redel übrig; er blieb das auch, trotzdem sich seine eigenen Landsleute gegen ihn wandten und für uns Partei ergriffen. Er ist heute noch derselbe dumme Tropf wie im Herbst 1914, als wir ihn kennen lernten.

Bei Gefechtsbeginn bekommt er Nierenschmerzen und ver-schwindet. Ist die Luft wieder rein, so ist Redel wieder da, hat so-fort eine freche Lippe und macht den strammen und schneidigen Korporal. Grund genug, um mit ihm immer im Streit zu liegen. Seine Frechheit erreichte ausgangs April, als die Lebensmittel plötzlich aus einem uns unbekanntem Grunde knapp wurden, den Höhepunkt. Er fing an, von den für die Gruppe empfangenen Lebensmitteln das meiste für sich allein zu behalten. In der Stel-lung hat er sich ein Schlafloch gegraben und eine Zeltplane dar-über gespannt; darin verschwindet er immer mit den empfangenen Lebensmitteln. Zum Vorschein kommt er erst wieder, wenn er das Meiste und Beste für sich auf die Seite gelegt hat. So will er es auch heute mal wieder machen, aber er kommt nicht dazu. Als er

im Loch verschwinden will, greife ich nach dem Sack und sage ruhig:
«Die Sachen werden hier verteilt. Sie haben auf nicht mehr
Anspruch als wir.»

Redel kann erst vor Staunen nicht sprechen. Er findet erst die Sprache wieder, als Ruh ihm seinen zukommenden Teil mit den Worten: «Das ist dir und nicht mehr!» vor die Füße stemmte. Mit einem Fusstritt schleudert er die Sachen in die Luft, mit einem «Danke!» liest sie Ruh von der Erde auf. Redel tritt dicht vor mich hin und zischt mit vor Wut fast tonloser Stimme:

«Das werde ich dir eintränken, du Lausejunge.»

«Mir schnuppe,» ist meine kurze Antwort.

Tags darauf kommt der lächerliche Befehl: «Helmspitzen putzen!» Da wir ja schon viele und noch lächerlichere Befehle ausgeführt haben, so putzen wir eben mal auf Befehl Helmspitzen, hoch in den Karpathen, für Gott, Kaiser und Vaterland. Und wenn wir nächstens angreifen, werden die Russen vor soviel Glanz erschrecken und zugeben müssen, dass Deutschland doch das glänzendste Heer der ganzen Welt hat, wert, mit seinem Glanz die ganze Erde zu beglücken.

Jetzt kommt Redel, um die Helme nachzusehen; alle finden sein Wohlgefallen, sogar über Ruhs Helm weiss er nichts Tadelndes zu sagen. Allerdings hat ihn derselbe momentan vorne im Horchpostenloch auf dem Kopf, und dorthin kann Redel seiner Nieren wegen nicht gehen. Süß lächelnd hält er einen Moment meinen Helm in den Händen und wirft denselben dann zu Boden. Dabei sagt er:

«Das nennt der Kerl Helm putzen!»

Ohne etwas zu sagen, hebe ich ihn wieder auf und ziehe den feldgrauen Überzug darüber.

Mit grossen Augen faucht Redel: «Ja, willst du denn deinen Helm nicht putzen?»

«Hab' ich gemacht, Herr Unteroffizier Redel. Wenn er nun wieder voll Dreck ist, so ist es ja nicht meine Schuld, und übrigens werde ich Ihnen, wenn Sie sich noch ein einziges Mal eine solche Frechheit erlauben, ganz anders antworten.»

«Warte nur, dich werd'n wir schon,» knirscht er und verschwindet.

Jawohl, dich werden wir, wenn du noch lange bei uns bist, kannst Gift drauf nehmen.

Es wird immer netter. Heute wird uns folgender Befehl verlesen:

«Da eine neutrale Kommission die Schützengräben bereist, hat jeder Mann seine Patronen nachzusehen. Grünspan daran ist zu entfernen, schadhafte Patronen, welche als Dumdumgeschosse betrachtet werden könnten, sind zu beseitigen.»

Ach du meine Güte! – Es fällt natürlich keinem ein, die Munition nachzusehen. Wir empfangen ja jeden Tag neue Sargnägel, und die glänzen immer wie Gold und Silber. (Gehört sich, zu einer glänzenden Armee glänzende Munition!)

Was denn, was versteht denn ihr? Die Russen legen Wert darauf, dass ihre Leiber nur von blitzblanken Dingen durchflutscht werden. Dumdumgeschosse haben wir bis jetzt noch keine gesehen, so wenig wie irgendwann hier vorne eine neutrale Kommission. Wären schön dumm. Auch die heute angesagte kriegen wir nicht zu Gesicht. Es sei denn, die vier Russen, die wir letzte Nacht auf Patrouille dabei überraschten, als sie im Tal Wasser holten, und welche wir mit vorgehaltenem Gewehr einladen, mit uns zu kommen, betrachten sich als solche! – Dieselben sind am Nachmittag immer noch nicht zurückgebracht; sie hocken bei uns herum und besehen sich alles mit grossem Interesse.

Wie ein General kommt er geschritten, Redel nämlich, aber immer fein in voller Deckung.

«Zeig mir deine Patronen!» sagt er und wippt dabei mit den Füsen.

Ich mache die Taschen auf und sage: «Hier.»

«Mach die Patronentaschen los!»

«Warum auch nicht, Herr Unteroffizier,» sage ich spöttisch und reiche ihm dieselben.

Ohne die Patronen auch nur anzusehen, schleudert er sie aus den Taschen, so dass die Rahmen verstreut auf dem Boden herumliegen; sodann hebt er einen derselben auf und brüllt:

«Das heisst der Mensch Patronen putzen!»

Nun ist das Mass aber voll.

«Du ekelhafter Lümmel,» heule ich ausser mir vor Wut, «sofort hebst du mir meine Patronen auf!»

Redel spuckt Gift und Galle und hebt die Hand zum Schlag.

«Probier's, du Hund!» Mit Sekundenschnelle habe ich mein Bajonett gezogen und ziele damit Redel auf seinen Bauch. Das wirkt, er prallt zurück, sein Gesicht wird kalkig.

«Einer hat mich in Polen auf gefährlichem Posten geschlagen, dem hab» ich versprochen: dem zweiten Korporal, der mich im Felde schlägt, mein Seitengewehr in den Leib zu rennen, und nun schlag zu, du feiger Mistfink.»

Jetzt findet auch Redel seine Sprache wieder. Meinen Kameraden befiehlt er, mich zu entwaffnen.

«Tu doch das selber, wenn du Kurasche hast! Verschwinde, gemeiner Schuft! Wir wollen uns nicht länger von so einem feigen Schwein schikanieren und plagen lassen!» so antworten ihm meine zu meiner Entwaffnung und Verhaftung aufgeforderten Kameraden.

«Bravo! Gib ihm, dem Strolch!» tönt's von den Nachbargruppen her.

«Das ist Meuterei, und Sie sind der Anführer. Zum Kompagnieführer mitkommen!» japst Redel.

«Jawohl, ich gehe schon zum Kompagnieführer; aber nicht mit einem solch dreckigen Kerl, als der du dich schon immer ausgewiesen hast.»

«Das kommt dir teuer zu stehen, mein Junge,» antwortet er und geht.

«Du bist zu weit gegangen,» sagt Korporal Löffler von der Nachbargruppe zu mir, «wenn der dich beim Kompagnieführer meldet, kann es dir sehr schlecht ergehen.»

Mir selbst kommt die Sache, jetzt, nachdem ich mich etwas beruhigt habe, sehr bedenklich vor. Meine Gedanken eilen zu unserem guten Zugführer Hentschel; wenn er hier gewesen wäre, wäre es nicht so weit gekommen.

Korporal Löffler antworte ich: «Feldwebel Hentschel wird die Sache schon deichseln, dass mir nichts passiert. Er würde sich lieber selbst erschiessen lassen, als dass einem von uns wegen Redel etwas Unangenehmes zustossen würde.»

«Wenn Leutnant Geissler dich beim Bataillon meldet, kann dich kein Hentschel mehr retten. Bleib mal hier, ich will sofort Hentschel suchen.»

Tja, hm, Feldwebel Hentschel, hat der die Macht, eine Meldung Redels an das Bataillon aufzuhalten? Vielleicht – vielleicht auch nicht – und dann? -----

Missmutig und unentschlossen, was ich machen soll, nehme ich mein Gewehr und Patronen und verlasse unter dem Schweigen meiner Kameraden die Stellung nach rückwärts. Von rechts ruft mir einer zu: «Du gehst nach der verkehrten Richtung-----»

Unzufrieden mit mir selbst, lehne ich weit unten lange Zeit an einem Baum. Die ganze Erbärmlichkeit unseres Lebens, welches wir hier zu führen verdammt sind, kommt mir zum Bewusstsein. Ich fühle mich in diesem Augenblick weniger wert als das Häufchen Dreck, auf dem ich stehe, – – und dann muss es hier noch

solche Menschen wie einen Redel geben, die einem so weit bringen, dass man vergisst, wie ein Mensch am andern Menschen handeln soll.

Leise bewegt sich meine Stirn auf der kalten Mündung meines Gewehres hin und her. Meine Augen blicken wie gebannt auf den Abzugsbügel, wenn ich dort mit dem Fuss darauf träte? -----
Alles Leid hätte ein Ende.

Nein, ich will nicht, will leben; wenigstens mich nicht selbst töten. Es kann ja nicht so schlimm werden. Was habe ich auch Schweres verbrochen? Einen frechen, gemeinen Kerl mal zurechtgewiesen. Freilich, die Kriegsgesetze, – sie lassen es ja nicht zu, dass sich der Untergebene wehrt. In der Uniform ist der gemeine Mann eben kein Mensch mehr mit eigenem Willen. Ein in eine betresste oder bestickte Uniform gesteckter Sadist hat die Macht, seinen Gelüsten nach Herzenslust freien Lauf zu lassen. Wenn ein Offizier zu mir (über den ich vielleicht in Reinlichkeitssachen weit hinausrage) sagt: «Sie sind ein dreckiges Schwein,» so muss ich, wenn er es verlangt, sagen: «Befehl, Herr....., ich bin ein dreckiges Schwein.» Sage ich aber der Wahrheit gemäss: «Du bist ein allen menschlichen Gefühlen barer gehirnloser Idiot,» so stellt man mich im Kriege wegen Insubordination (das schöne Wort heisst auf gut deutsch Widersetzlichkeit) an die Wand.

Entschlossen, auf mich zu nehmen, mag auch kommen, was da will, beginne ich wieder, bergauf zu steigen. Auf halbem Wege begegnet mir Feldwebel Hentschel, der mich sucht.

«Was haben Sie angestellt? Wissen Sie, was Ihnen bevorsteht? Wissen Sie, was es heisst, einen Vorgesetzten vorm Feinde tötlich anzugreifen? Wenn ich die Sache nicht abwenden kann, dann machen Sie Ihrem Leben gefälligst selbst ein Ende, und dies wegen einem Schuft, wie Redel einer ist. Sind Sie denn ganz von Gott verlassen, dass Sie solche unüberlegten Dummheiten machen? Sie haben doch sonst in schwierigen Situationen einen klaren Kopf, wo hatten Sie ihn jetzt?»

Hentschel zittert und ist fast ausser Atem. Seine schönen Augen kommen mir verdächtig feucht vor.

Steht es denn so schlimm?-----

Ich erzähle nun Feldwebel Hentschel ausführlich das ekelhafte Benehmen Redels und seine masslosen Schikanen, die er an uns verübt, wenn er, Hentschel, nicht in der Nähe ist. Wir wollen ihn nicht, er ist ein Menschenquäler, dazu ein erbärmlicher Feigling, der sich bei jedem Gefecht drückt. Warum, Herr Feldwebel, wird er dafür nicht zur Rechenschaft gezogen? In den Kriegs-

artikeln heisst es: Feigheit vor dem Feinde wird mit dem Tode bestraft – –.

«Ich kenne Redel als einen Feigling,» sagt Hentschel, «aber von allem anderen wusste ich nur wenig; ich dachte, eure Reibereien hätten aufgehört.»

Unterdessen sind wir bei seinem Wohnloch angelangt. Er sagt: «Sie bleiben hier bei mir.» Und nach langem Schweigen und unruhigem Hin- und Hergehen spricht er weiter:

«Ich gehe zum Kompagnieführer. Ich werde alles daran setzen, um Sie zu decken. Wenn es mir nicht gelingt, ziehe ich mit Ihnen heute Nacht auf Horchposten, von dem wir beide nicht mehr zurückkommen.»-----

«Herr Feldwebel – wie muss ich das verstehen? Sie denken doch nicht, dass wir uns auf Horchposten umbringen sollen?»

Er deutet mit der Hand zum Russen hinüber und sagt: «Das dort drüben sind auch Menschen, die besseren als wir, bei denen man leben kann, wenn auch als Gefangene.»

Jetzt verstehe ich. Um einen Menschen zu retten, ist er bereit, mit demselben zu den Russen überzulaufen. Ich finde keine Worte mehr, muss ihn nur immerzu ansehen. Feldwebel Hentschel ist mir als guter Mensch bekannt, dem seine Feldwebeldressen eine Last sind; aber ganz, wie er war, lernte ich ihn erst jetzt kennen.

«Bleiben Sie hier und versuchen Sie zu schlafen,» sagt er zu mir, «sprechen Sie mit keinem und schweigen Sie über das Gesprochene, sonst geht es uns beiden an den Kragen. Vielleicht wäre es das Beste, ich verrecke doch hier in dem gottverfluchten Mist.»

Er geht und lässt mich in einem unbeschreiblich seelisch zerrissenen Zustand zurück. Um elf Uhr nachts kommt er zurück und legt sich neben mich. Ich wage mich nicht zu rühren. Nach kurzer Zeit steht er wieder auf und verlässt das Loch. Ich höre ihn draussen hin- und hergehen. Dann höre ich meinen Namen rufen.

«Herr Feldwebel?»

«Kommen Sie raus.»

«Auf Horchposten, Herr Feldwebel?»

«Nein, viel hat nicht daran gefehlt; aber die Sache ist im Reinen. Geissler ist der beste Offizier von all denen, die ich bis jetzt kennen lernte, und Redel, der ist erledigt.»

«Wie erledigt, Herr Feldwebel?»

«Sie wissen doch, dass Redel am Ostersonn- und -montag sich beim Angriff gedrückt hat?»

«Ja, aber Herr Feldw →»

«Das bringt ihn zum Schweigen ----- «

«Aber auf Nichtmitvorgehen beim Angriff steht doch Erschies-
sen. Sie werden doch hoffentlich nicht annehmen, dass wegen mei-
nem Vergehen Redel gegenüber er nun erschossen werden soll?
Denn die Ursache zu seinem Unglück wäre jetzt doch ich und nicht
seine Feigheit? -- Wenn Sie meinen, Herr Feldwebel, dass man Re-
del zum Schweigen bringt, indem man ihn killt, dann können Sie
mich auch grad um die Ecke bringen lassen.»

«Sie sind besoffen, sonst könnten Sie nicht solchen Kohl reden.
Kennen Sie denn Ihren Feldwebel nicht besser? Jetzt legen Sie sich
hin und schlafen, es wird alles seinen guten Ausgang nehmen. Gute
Nacht. Ich werde noch die Posten nachsehen, dann komme ich auch.
Sollte unterdessen alarmiert werden, so kommen Sie nicht in die Stel-
lung. Sie bleiben hier!»

Ich komme nicht zum Schlafen; nicht wegen dem lebhaften Ge-
wehrfeuer, sondern weil ich mir unablässig den Kopf darüber zerbre-
che, was Hentschel ausgerichtet hat und was mit Redel geschehen
soll.

Der anbrechende Tag findet mich mit wachen Augen. Hentschel
ist auch nicht zum schlafen gekommen. Er sagt zu mir:

«Jetzt gehen Sie in die Stellung, verhalten sich aber ganz ruhig,
und Bagen Sie kein Wort von dem, was wir gesprochen! Sagen Sie
ganz besonders nichts davon, dass Sie die Nacht über bei mir wa-
ren! Seien Sie vollständig beruhigt; es passiert weder Redel noch
Ihnen etwas.»

Im Graben finde ich alle in gedrückter Stimmung vor.

«Wo warst du die Nacht?»

«Unten am Bach!»

Schweigen.-----

Redel, an einem Stückchen Holz kauend, lehnt an der Schul-
terwehr und wirft mir wütende Blicke zu. Aber er sagt nichts.

Nach einer bangen, ungemütlichen Stunde sehe ich Feldwebel
Hentschel in Begleitung unseres Kompagnieführers Leutnant Geiss-
ler gebückt die Stellung entlang kommen. In mir wogt ein Sturm.
Jetzt wird es sich entscheiden! Was wird geschehen? Ständig kreist
diese Frage in meinem Kopf.

«Guten Morgen, Leute!»

«Guten Morgen, Herr Leutnant!»

«Na, wie geht's euch?»

«Es wäre zum Aushalten, wenn wir nur etwas mehr zum Essen
hätten, Herr Leutnant,» sagt einer.

Schweigen.

Nach einem kurzen, scharfen Blick, den er dicht vor mir stehend auf mich wirft, lehnt er sich gegen die Brustwehr und sieht eine Weile angestrengt zum Russen hinüber. Mir läuft es bald heiss und bald kalt über den Rücken. Den Teufel nochmal, so red doch mal bald!

Ohne sich umzudrehen, sagt er plötzlich:

«Unteroffizier Redel, wo waren Sie eigentlich am Ostersonn- und -montag, als die Angriffe begannen?»

Redel wird totenbleich und fängt sichtbar an zu zittern. Beend kommt es endlich über seine Lippen:

«Herr Leutnant, ich hatte solche Nierenschmerzen, dass ich nicht mitkommen konnte.»

Jetzt dreht sich Leutnant Geissler um:

«Ich fragte, wo Sie waren?»

Zögernd antwortet Redel: «Ich, ich bin im Busch liegen geblieben.»

«Und wo ist beim Angriff Ihr Platz?»

«Bei meiner Gruppe.»

«So, das wissen Sie! Wissen Sie auch, welche Strafe darauf steht, wenn ein Unteroffizier beim Angriff sich feige verkriecht? Wissen Sie, was Sie zu erwarten haben, wenn ich Sie beim Bataillon melde?»

Korporal Redel steht mit weit aufgerissenen Augen da und ist nicht fähig, ein Wort zu sprechen.

Leutnant Geissler fährt fort: «Ich will Gnade vor Recht ergehen lassen. Aber es war das letztmal, dass Sie bei meiner Kompagnie Nierenschmerzen hatten. Ich habe Ihre Versetzung wegen Untauglichkeit nach der Etappe zu einem Armierungsbataillon beantragt. Dort werden Sie nicht mehr über Nierenschmerzen zu klagen haben. Solche Feiglinge wie Sie können wir hier nicht gebrauchen. Packen Sie sofort Ihre Sachen und melden Sie sich beim Bataillon.»

«Herr Feldwebel Hentschel! Unteroffizier Strange übernimmt die Gruppe.» Ohne noch ein Wort zu verlieren, geht Leutnant Geissler davon. Bald verschwindet auch Redel.

«Schade,» ruft ihm Ruh noch nach, «ich hatte auf das nächste Gefecht schon extra eine Kugel fein für dich poliert.»

Alles ist gut, endlich haben wir den verhassten Korporal los. Wir beneiden die Kameraden nicht, die er in der Etappe unter die Finger kriegt. Feldwebel Hentschel aber gehört mit zu den Kameraden, an welche ich mein Leben lang in tiefer Dankbarkeit denke.

Er wurde später, am Tage nach Christi Himmelfahrt, hart an meiner Seite, von einer Granate getötet.

Unser neuer Korporal, Strange, ist ein guter, verständiger Mensch. So lange er bei uns war, hatten wir keinen Grund, über ihn zu klagen.

Seit gestern bombardiert unsere Artillerie mit allen Kalibern, darunter 32er Motorgeschütze, die russischen Stellungen auf dem Dukla. Hinter uns liegen grosse Massen von Reservetruppen. Allem Anschein nach sind die schönen Tage, welche wir hier verlebten, vorbei.

In der kommenden Nacht, den 5. Mai 1915, verlassen wir unsere Stellung. Die Erde dröhnt und wankt; uns gegenüber steigen Hunderte von Feuersäulen auf. Ohne beschossen zu werden, gelangen wir bis ins Tal. Von hier aus beginnt sofort wieder der Aufstieg. Links braust jetzt starkes Gewehr- und M.G.-Feuer auf. Unser Artilleriefeuer verdoppelt sich und wird zu einem alles vernichtenden Orkan. Je höher wir kommen, desto mühevoller wird der Aufstieg; Felsen und kreuz und quer liegende Bäume machen uns das Vorgehen fast unmöglich. Draht. Laut knacken unsere Drahtscheren. Höchst sonderbar, dass wir noch nicht beschossen werden! Die Russen halten das Stück Berg, das wir bestiegen, für ungangbar. Plötzlich steigt rechts eine Stichflamme aus dem Boden. Ein ungeheurer Krach, und Schmerzensschreie folgen. Der Boden ist hier mit Tretminen gespickt. Das sind Minen in Kochtopfform mit einem Deckel. Sie sind im Boden eingegraben und mit Rasen bedeckt. Tritt man darauf, so drückt der Deckel auf einen Knopf, welcher die Zündung der Minen verursacht, und das Ding geht mit grossem Krach in die Luft und mit ihm die, welche darauf traten und dabei stehen. Vorsichtig den Boden mit den Füßen abtastend, ziehen wir uns wieder zurück, und jetzt durchwühlen Dutzende unserer Granaten vor uns das Gelände. Als bald stellen auch die Russen einen feurigen, eisernen Vorhang vor uns hin, der jedes weitere Vordringen verunmöglicht.

Bei Tagesanbruch liegen wir immer noch erst auf halber Höhe des Berges. Schwere Minenwerfer, in ihre einzelnen Teile zerlegt, werden jetzt den Berg heraufgeschafft. Wir Infanteristen müssen, immer zwei Mann, die schweren Zweizentnerminen heraufschleppen. Unterdessen geht unser Artilleriefeuer mit unverminderter Stärke weiter, dasjenige der Russen ist etwas abgeflaut. Dafür wütet links und rechts von uns ein toller Wirbel von Einschlägen. Wir wälzen uns von einem, von zerbröckelten Steinen halb gefüllten Granatloch in das andere. Wir kommen immer höher und

höher. Das russische M.G.- und Gewehrfeuer rauscht über uns hinweg. Die russische Artillerie wird, wie es scheint, von der unseren hart bedrängt, so dass sie sich nicht mehr voll entfalten kann.

Wieder Draht, knack, knack, krach, krach, und noch einmal krach, krach. Für einige Sekunden ist es ruhig. Sanowsky sieht mir erstaunt ins Gesicht und haucht: «Was ist das?»

Von oben kommt etwas Blitzendes durch die Luft geflogen. Drei Meter rechts von uns kommt es zu Boden.

«Deckung!» brüllt der vor uns liegende Korporal Strange. Krach, krach, krach. Von der Stelle aus, wo die Dinger niederfielen, schwirrt es in zahllosen kleinen Eisenstückchen über uns hinweg. Wir lernen hier zum erstenmal die furchtbare Wirkung der russischen Handgranaten – denn solche sind es – kennen. Wir liegen am Draht und kommen nicht weiter. Die Handgranaten reissen eine grosse Lücke in unsere Gruppe. Hinter mir liegt Züllscher ohne Hinterkopf, und Lörtschinger sah ich mit zerrissenem Arm den Berg hinunterrennen. Ein Stück von einer Granate riss Ruh den Tornister vom Rücken, ohne ihn selbst zu verwunden.

«Schwein gehabt,» sagt er kurz.

Strange arbeitet sich zurück, um den Minenwerfern, die ganz wo anders hinschiessen, genaue Angaben zu machen. Von links arbeitet sich Hentschel, auf dem Bauche kriechend, zu uns heran.

«Aufpassen! Sobald die Minen an der richtigen Stelle einschlagen, gehen wir vor.»

«Deckung! Verflucht, die schiessen zu kurz!»

Ich werde erst hochgehoben und rolle dann ein Stück den Berg hinab. Dabei stösst mein Gesicht heftig auf mein Gewehr, das ich krampfhaft festhalte. Wie durch einen blutigen Nebel sehe ich Körper an mir vorbeisausen. Mit der Hand wische ich mir das Blut von Mund und Nase. Von hinten greift mir einer unters Kinn. Hentschel ist's, sein Gesicht ist kohlschwarz, seine Augen glühen wie Feuer.

«Verwundet?» fragt er.

«Nein.»

Wieder fehlt einer: Peterschein liegt oben, von unserer eigenen Mine zerrissen.

Es geht gegen Abend. Unsere Granaten und Minen gehen wie Hagel auf die russische Stellung nieder. Der abwärtsziehende Pulverdampf droht uns, die wir jetzt mitten im Drahtgewirr liegen, zu ersticken. Vor uns rattern immer noch zwei M.G. und lassen uns nicht hochkommen. Eins davon fliegt jetzt, samt zwei Mann Bedienung, in die Luft. Gleich darauf schweigt auch das andere.

Jetzt ist's Zeit. Mit ein paar Sätzen sind wir in der russischen Stellung.

Donnerwetter, sieht es aber hier aus! Ganze Haufen in Stücke zerrissener Menschen liegen hier herum. Rechts flüchten überlebende Russen aus der Stellung. Aber die meisten kommen nur ein paar Schritte weit und brechen dann, von Kugeln durchbohrt, zusammen.

Wir arbeiten mit unserer letzten Kraft, um einen Verteidigungsgraben herzustellen. Jeder arbeitet für sich. Ich habe eine gute Stelle erwischt. Mein Loch ist bereits so tief, dass ich darin, auf den Knien liegend, verschwinden kann.

Von vorne kommen unsere aufgestellten Horchposten zurückgelaufen.

«Die Russen sind schon da!» rufen sie, sich bei uns niederwerfend.

«Feuer! Feuer!» tönt es überall. Die vor uns liegende kurze Ebene ist von den Leuchtkugeln taghell. Die auf derselben anstürmenden Russen fallen von unseren Gewehr-, M.G.Kugeln und Granaten, wie von unsichtbaren Sensen gemäht. Nach einer halben Stunde ist der russische Gegenangriff furchtbar blutig abgeschlagen. Jetzt ist es ruhig, aber die Schlacht ist noch nicht zu Ende. Hundert Meter vor uns, wo der Berg anfängt zu fallen, werden stark befestigte Stellungen, mit Russen vollgepfropft, festgestellt. Schlagartig, mit bis jetzt noch nie gehörter Wucht, setzt um 12 Uhr nachts unser gesamtes Artilleriefeuer wieder ein. Unterdessen wird uns heiße Suppe, welche sie vermitteltst Maultieren hieraufgeschafft haben, verabreicht. Auch Schnaps wird angeboten. Erfreulicherweise lehnen die meisten denselben ab.

Gleichzeitig mit dem Essen kommt zu unserer Unterstützung eine Abteilung Pioniere. Jeder ist mit drei selbstverfertigten Handgranaten ausgerüstet. Dieselben sind aus Konservendbüchsen, gefüllt mit Pulver und Eisenstückchen, hergestellt. Die kurze, aus der Büchse stehende Zündschnur muss an einer brennenden Zigarre angezündet werden. Die ersten deutschen Handgranaten, aber die meisten davon taugen nichts. Beim folgenden Endkampf warfen die Pioniere die Bomben fort, bevor noch die Zündschnüre recht brannten. Begreiflich; ich hätte es auch so gemacht. Was hat man davon, wenn einem so'n primitiv hergestelltes Ding in der Hand losgeht? Keinen Kopf mehr!

Wir sind wieder beim Vorgehen. Strange und ich liegen hinter drei übereinander liegenden toten Russen. Das russische Artilleriefeuer, welches uns noch vor einer Stunde nicht aus dem Graben

lassen wollte, hat merklich abgeflaut. Aus der russischen Stellung fallen nur einzelne Schüsse, rechts rattert noch ein M.G. Von links ertönen Trompetenstösse und Hurrarufe. Wir können immer noch nicht weiter, vor uns schlagen immer noch unsere Granaten ein, und als das Feuer endlich aufhört und wir in ein paar Sprüngen durch das Drahtgewirr bei den russischen Gräben ankommen, gibt es für uns nichts mehr zu tun. Nur noch ein Dutzend hochgehaltener, um Gnade bittender Hände sind zu sehen. Vier dicht hintereinander liegende, zusammengetrommelte Gräben liegen voll mit zeretzten Russen.

Die Schlacht ist aus, der Duklapass ist überwunden, und die Erde dampft vom Blut zehntausender hingemordeter Menschen.

«Gott, wir danken dir, dass du den Sieg an unsere deutschen Fahnen geheftet hast.» – «Wer bittet, dem wird gegeben werden!»

Ihr Mütter, Frauen und Bräute, die ihr gewiss täglich, vielleicht stündlich, vor dem Altar auf den Knien liegt und betet: «Erbarmen! Erbarmen!» Ihr Mütter Lörtschingers, Kochs, Züllschers und Peterscheins, bittet, und eure Lieben werden euch gegeben werden – – zerrissen!

Ich führe euch den Weg durch Nacht und Grauen

Die russische Karpathenfront ist durchbrochen, das Loch wird immer grösser. Als wir am Morgen das Tal erreichen, schiebt sich von links schon Regiment um Regiment über die grosse Ebene. Kavallerieschwadronen und Batterien jagen an uns vorüber. Auch wir werden sofort in Marsch gesetzt. Man nimmt sich nicht einmal Zeit, die zusammengeschossenen Gruppen zu ergänzen. Es gilt, der Armee Nikolajewitsch, welche noch restlos in den Bergen hockt, den Rückweg abzuschneiden. Das gelingt vollkommen. Ungeheueres Artilleriematerial wird erbeutet. 150'000 Russen ergeben sich angesichts tausender, von allen Seiten auf sie gerichteter Kanonen und werden als Gefangene wie riesig grosse Hammelherden über Galiziens Boden getrieben. Doch ihr Führer, Nikolajewitsch, ist nicht dabei.

Für die grossen Herren gibt es immer ein Loch, durch welches man sie hindurchlässt. Wieder werden in der Heimat die Spiesser Siegestänze aufführen. Das W.T.B. wird die ungeheuren Verluste der Russen und die hohe Zahl der Gefangenen im Fettdruck be-

richten und unsere Zehntausende von Toten, die zerfetzt und zerstampft und faulend in den Bergen herumliegen, in einige Hundert umlügen.

Bereits am 10. Mai werfen uns die Russen eine neue Armee entgegen. Dieselbe findet aber unseres raschen Vordringens wegen keinen Halt und weicht zurück. In unsagbar schweren Märschen sind wir immer dicht hinter ihnen her. Nacht für Nacht haben wir uns mit ihren Nachhuten herumzuschlagen und verlieren dabei eine Unmasse Kameraden.

Wir sind völlig ausgepumpt und entkräftet. Oft geht es zwei Tage, bis sich die Küche mal wieder zu uns heranwagt. Um uns die Qual des ewigen Marschierens etwas zu erleichtern, werfen wir alles Entbehrliche weg, oft sogar noch die Patronen. Es kommt vor, dass wir gezwungen sind, zu schiessen, aber keine Patronen haben.

Manch einer hat in dieser Zeit seinem elenden Leben selbst ein rasches Ende gemacht, und viele erwarten mit Sehnsucht die von allen Qualen erlösende Kugel.

«Kompagnie, halt! Gewehre zusammensetzen! Gepäck abnehmen! Wegtreten!» Erschöpft lassen wir uns an einer Böschung zu Boden sinken. Die entsetzlich heiss brennende Sonne saugt die letzten Kräfte aus unseren Körpern, und mehr als der Hunger quält uns der Durst. Artillerie und Kavallerie jagen an uns vorbei und entwickeln grosse Staubwolken. Die Luft ist mit Verwesungsgeruch geschwängert. Tote Russen und wie Ballone aufgetriebene Pferde, deren Beine wie Pfähle in die Höhe ragen, säumen die Strasse. In unserer Nähe macht ein Trupp gefangener Russen halt, die müssen doch noch Zigaretten haben – –? Mein Gang zu ihnen ist umsonst. «Papiros nimma Pan,» sagen sie kläglich, also zum Rauchen haben sie nichts; aber Chleba (Brot) wollen sie von mir. Da sind sie nun auch an die falsche Adresse geraten. Einer hat so 'n Paar wunderbarer neuer Juchtenstiefel an, die könnten mir passen, die meinen sind total schief getreten und scheuern mir die Knöchel wund.

«Pan! Was willst für deine Stiefel?»

«Nitschewo Pan,» antwortet er.

Ich halte ihm fünf Mark hin und zeige auf seine Stiefel. Jetzt versteht er, aber er will nichts von Geld wissen. «Niente Penunze Pan, Chleb.» Also Brot will er dafür. Der Bursche weiss natürlich, dass ich selbst kein Brot habe. Unsere Verhandlung wird durch einen Ulanenkorporal unterbrochen, der die Gefangenen begleitet.

«Lass man dem Russen seine Stiebei und scher dich hier weg, du Lauseparadies!» schnauzt er mich an.

«Mach mal eiligst deine grosse Berliner Fresse zu!» antwortet ihm der hinzugekommene Ruh. «Du willst die Stiefel wohl für dich haben, du Etappenbulle? Verschwinde mit deinen Kulis, sonst findest du hier den unverdienten Heldentod!»

Der Korporal geht schimpfend weg, um den Transportführer zu holen. Auf den warten wir natürlich nicht und machen Rückzug. Es ist besser so, und zu ein Paar ganzen Stiefeln werd' ich auch mal wieder kommen. Übrigens, wenn ich mit ein Paar Russenstiefeln an den Füßen in Gefangenschaft geriete, wäre ich erledigt.

Wir warten auf die Küche, aber sie kommt nicht; dafür trifft neuer Ersatz ein. Uns werden Schneider, Dissling, Tulkamp und Julius Bär zugeteilt. Die kommen diesmal nicht direkt von Muttern, waren schon mal im Felde und verwundet; aber Schneider ist schwer krank, das sieht ein jeder von uns; er kann sich ja kaum auf den Beinen halten. Leutnant Geissler schickt ihn auch sofort mit einem Sanitäter zum Bataillonsarzt. Nach kurzer Zeit kommt der Sanitäter mit Schneider wieder zurück. Der Mann sei gesund, habe der Arzt gesagt. Hm, Schneider hat 38 Grad Fieber; aber der Arzt sagt, der Mann sei gesund. Beim Abmarsch – die Küche ist immer noch nicht da – bitten wir die Sanitäter, Schneider, der, wie er uns sagt, verheiratet ist, auf einem nachkommenden Bagagewagen zu versorgen; aber die sagen kalt: «Das ist uns nicht erlaubt, wir dürfen nicht Zurückbleiben.» Sie dürfen nicht Zurückbleiben, die mit der Rotkreuz-Armbinde; aber wenn wir sie beim Gefecht vorne brauchen, dann ist selten einer zu finden. Es gibt löbliche Ausnahmen, aber die meisten müsste man weit zurück suchen gehen. Sie kommen erst wieder zum Vorschein, wenn die Luft wieder völlig von Eisen rein ist und Dutzende, die hätten gerettet werden können, verblutet sind.

Ein Mann mit einer leichten Fleischschusswunde ist verwundet und darf sich sofort zurückziehen; einem Schwerkranken ist dies nicht erlaubt. Die Ärzte sagen: wir kennen nur Verwundete.

Schneider schleppt sich mit bis zum Abend, wo uns die Russen durch Schrapnell- und Granatfeuer anzeigen, dass sie halt zu machen wünschen. Unsere Kompanie, die heute Bataillonsreserve ist, hat in einem Tunnel Schutz gefunden. Dort haucht Schneider sein dreissig-jähriges Leben aus.

«'s ist 'ne Schande, dass man Menschen so verrecken lässt,» sagt Leutnant Geissler, «ich werde bald verrückt.»

Leutnant Geissler ist krank. Seit zwei Tagen hat er nämlich keine Zigaretten mehr. Zwei Mark bietet er für eine Batschari. Ich selbst, wenn ich noch eine hätte, gäbe dieselbe nicht für fünf. Was sind uns hier fünf Mark? Gar nichts, eine Zigarette alles. Gib einem hoffnungslos Verwundeten so 'ne brennende Giftnudel zwischen die Zähne, und er vergisst seine Schmerzen und den Tod. Er sieht dich für diesen Liebesdienst mit dankbaren, brechenden Augen an.

Ein Elsässer hat dem Leutnant eine Zigarette aus dürrerem Gras gedreht. Der Elsässer raucht dieselben mit Behagen, aber Geissler erleidet davon einen Erstickenanfall.

«Nein, Junge, das Zeug kann ich nicht rauchen,» hustet er.

Geissler – wir alle haben ihn gerne – ist in seinem Beruf kein Stümper. Er weiss die Sache anzupacken und richtig zu drehen; dabei hat er gar nichts von dem Hochmut anderer Offiziere an sich, die oft ihre strategische Unfähigkeit durch hochfahrendes und grobes Benehmen zu verdecken suchen, aber leider sollten wir ihn die längste Zeit gehabt haben.

Um sieben Uhr – es ist noch völlig Tag – wird nach unserer Kompagnie verlangt, um eine Lücke auszufüllen.

Pängpäng, päng. Es sind nur einzelne Gewehrschüsse, die uns von der bewaldeten Anhöhe, die wir erklettern, entgegenschlagen.

Geissler sehe ich, hinter einem Baum kniend, Schüsse aus seinem Revolver nach einer bestimmten Richtung abgeben. Auch ich schiesse, aber ohne etwas zu sehen.

Ein eigenartiger Klatsch von rechts, wo Geissler kniet, lässt mich wieder nach dort schauen. Ich sehe, wie er mit der linken Hand nach seinem Genick greift. Mit einem Sprung bin ich an seiner Seite. Ruh ist auch schon da.

«Was haben Herr Leutnant?»

Er kann nicht sprechen; nur ächzende Laute kommen aus seinem Mund. Den Kopf hält er steif und schief; aus seiner linken Halsseite quillt sein warmes Blut.

Wir schleifen Geissler hinter einen Busch. Ruh drückt ein entrolltes Verbandspäckchen auf die Wunde. Vergebens, das Blut quillt jetzt aus Geisslers Mund.

Wir brüllen: 'Sanitäter! Sanitäter!' und wissen, dass es zwecklos ist. Geissler, der Gute, ist verloren. Seine Augen irren suchend hin und her und stehen dann plötzlich still. Tot.

Feldwebel Hentschel übernimmt die Kompagnie. Von oben, gar nicht weit von uns, werden wir immer noch durch einzelne Schüsse belästigt.

«Korporal Strange, arbeiten Sie sich mit Ihrer Gruppe rechts hoch und versuchen Sie die Bande von hinten zu fassen!»

Durch Gebüsch verdeckt, nur mit Spaten und Gewehr versehen, rutschen und kriechen wir rechts seitwärts solange aufwärts, bis wir die einzelnen Schüsse in unserem Rücken fallen hören, und schwenken dann links ab. Hinter einem Hügel sehen wir, bei nur noch spärlicher Helle, wie vier Russen, ahnungslos auf dem Boden liegend, Schuss um Schuss abgeben. Die müssen besoffen oder wahn-sinnig sein. Auf ein Zeichen von Strange stürmen wir mit schlag-bereitem Spaten und Gewehr auf dieselben zu; doch noch bevor ich zuschlagen kann, führt einer, behend wie eine Katze auf-springend, einen Stoss mit seinem Bajonett gegen meinen Leib. Mit Mühe kann ich denselben soweit parieren, dass er mir nur noch am linken Oberschenkel eine lange, aber nicht tiefe Reisswunde beibringen kann. Krachend saust ihm Ruhs Gewehrkolben auf den Schädel. Er bricht betäubt zusammen; doch nach einer Stunde hat er sich schon wieder erholt. Seine dicke Pelzmütze hat den Schlag abgeschwächt; er ist von den vieren der einzig Überlebende.

Eine Stunde später wird unsere Kompagnie wieder zurück-genommen. Leutnant Geissler wird sofort von den Kameraden und einigen Offizieren des Bataillons nach einem galizischen Friedhof gebracht und dort beerdigt. Wir andern schlagen, nahe bei einem brennenden Dorf, unsere Zelte auf.

Mit Hilfe des Russen, der mir die Wunde beibrachte, verbinde ich mir mit russischem feuchten Verbandsstoff den Oberschenkel. Auf den Gang zum Arzt verzichte ich, es ist ja doch zwecklos. Tat-sächlich ist die Sache ja auch nicht schlimm; ein etwas brennender kleiner Riss, weiter nichts. Dem Russen, der bei mir hockt, ist viel dümmer zumute. Wie es scheint, macht ihm der Kolbenschlag doch mehr zu schaffen, als es anfangs aussah. Er fährt immer mit der Hand über seinen Kopf und sagt: «Blocho, blocho, nicht gut.»

Seine Lage ist auch tatsächlich keine beneidenswerte; nicht wegen seiner Kopfschmerzen, nein: es ist mir nicht entgangen, dass ihn der Lagerposten nicht aus den Augen lässt. Ich habe das Gefühl, dass der Russe nicht mehr lange leben wird.

«Russki, pascholl, tamtam (verdufte),» raune ich ihm einigemale zu; aber er bleibt hocken und klagt: «Blocho, blocho.» Und jetzt ist es auch bereits zu spät.

Von irgendwo tauchen zwei Ulanen auf; der Posten zeigt auf den Russen und sagt: «Das ist er.»

Die Ulanen legen ihm einen Strick um die linke Hand. Bevor sie ihre Pferde besteigen, frage ich sie:

«Was wollt ihr mit dem Mann?»

«Das ist doch der, der euren Leutnant umgelegt hat, nicht wahr?»
antwortet mir einer.

«Nein, das ist nicht wahr, der hat unsern Leutnant nicht erschossen. Lasst doch den armen Teufel irgendwo dahinten laufen!»
«Sei mal nicht so laut, Junge, sonst kannst du auch gleich mitkommen. Wir tun ja auch nur, was uns befohlen wird, und wegen eines Russen wollen wir nicht selbst an die Wand gestellt werden.»
Mit einem «Los, Russki,» entfernen sich die Henker mit ihrem Opfer. Weit werden sie mit ihm nicht gehen.

Herrgott – es ist zum kotzen. Man mordet einen Mann, von welchem man nicht mal weiss, ob er was verbochen hat, und sagt dann so leicht, als habe man einen tollen Hund abgetan: «Befehl ausgeführt.»

Die Küche ist da. Der Küchenbulle will mit Essenausgeben erst anfangen, wenn Leutnant Geissler zur Stelle ist.

«Da kannst du lange warten. Mach' mal deinen Nudeltopp schon auf, Leutnant Geissler verzichtet auf deinen Frass.»

«Gib's nicht, erst muss Leutnant Geissler hier sein.» Er wischt mit einem Lappen einen auf der Küche bereit gestellten Zinnteller aus und will einen sauberen Löffel darauflegen.

«Gib mal jetzt das Fressen raus, du vollgefressene Pflaume. Geissler braucht den Löffel nicht mehr, der ist tot.»

Der Bulle steht wie eine erstarrte Salzsäule. Den Löffel hebt er wie einen Dirigentenstab in die Luft. Er erhebt nicht mal Einspruch, als Ruh den Kessel öffnet und anfängt, Essen auszuteilen.

«Immer ran!» sagt Ruh und knallt den dickgekochten Reis mit Fleisch in die Kochgeschirre.

«Warum geben Sie das Essen nicht aus?» sagt da der soeben erst von der Beerdigung Geisslers zurückgekommene Feldwebel Hentschel.

«Der hat 'n Nervenschock gekriegt, Herr Feldwebel,» antwortet Ruh.

Jetzt wird der Schmorhengst endlich wieder lebendig:

«Die Aasbande kann ja nicht warten,» zetert er, «ich habe vom Kompagniefeldwebel Kullicke Befehl, erst Essen auszugeben, wenn dies der Leutnant befiehlt.»

«Feldwebel Kullicke hat dafür zu sorgen, dass das Essen für die Kompagnie jeden Tag und nicht jeden zweiten Tag herankommt, wie dies oft geschieht,» sagt Hentschel, «Kompagnieführer bin augenblicklich ich. In einer halben Stunde geben Sie jedem Mann zweimal Kaffee, verstanden?»

Der Tod Geisslers muss dem Küchenunteroffizier sehr nahegehen, denn er nickt als Zustimmung nur mit dem Kopf.

Soeben kommen die Bagagewagen angefahren. Kullicke ist auch dabei.

«Das Schwein ist den ganzen Tag besoffen,» sagt der Küchenunteroffizier.

Hentschel befiehlt, sofort an die Mannschaft doppelte Portionen Schnaps und Lebensmittel auszugeben. Natürlich geht das nicht ohne Krach ab. Kullicke will nicht, aber Hentschel sagt: «Tun Sie, was ich Ihnen befehle; ich bin Kompagnieführer-Stellvertreter.»

Ich tausche meinen erhaltenen Schnaps wie gewöhnlich gegen Zigaretten um, kaufe mir aber beim anwesenden Marketenderwagen eine Flasche Portwein, mit welcher ich ins Zelt krieche. Die meisten sind vom Schnaps schon derart besoffen, dass sie anfangen zu singen. Rechts von mir gröhlt Ruh, dass er mal der Nachtigall Lieder gelauscht und ein reizendes Mä-hädel geküsst habe.

«So sie-hiest du a-aus, du Zimmtkopp,» rülpsst Metzner.

Peter Sanowsky, der mir von der linken Seite her erzählen will, dass er bald sterben müsse, versetze ich mit dem Knie einen Stoss in den Magen, dass er stöhnend eine tiefe Rumpfbeuge macht.

«Gib ihm, dem Stromer,» lacht Ruh, dabei will er mir meine Flasche aus der Hand nehmen. Ich spritze ihm einen Strahl von dem Wein ins Gesicht.

«Wollte doch nur mal reingucken!»

«Mach ich jetzt selber,» sage ich, lege mich auf den Rücken und setze die Flasche an den Mund, nach dreimal ansetzen ist sie leer.

In meinem Kopf fängt es an zu kreisen. In einem Wirbel vorne explodierender Geschosse höre ich noch, wie einer ruft: «Höchste Alarmbereitschaft!» Dann bin ich hinüber.

Donnerwetter, gibt es denn gar keinen Halt mehr? Ich rutsche immer tiefer einen steilen Abhang hinunter und kann mich trotz aller Gegenwehr nicht zurückhalten. An meinen Füßen hängt ein schweres Gewicht, das mich abwärts zieht.

«Wach mal endlich auf, du Idiot!» brüllt mir einer ins Ohr. Als ich die Augen aufschlage, sehe ich, wie die Kameraden, welche mich an den Füßen aus dem Zelt gezogen haben, lachend um mich herumstehen. Mit sehr schwerem Kopf gehe ich auf die Suche nach Wasser und laufe dabei Feldwebel Kullicke in die Hände.

«Wo wollen Sie hin?» fragt er schnauzig.

Ohne langes Besinnen sage ich: «Möchte Herrn Feldwebel um eine neue Hose und ein Paar Stiefel bitten.» Ich weiss, dass er mir

nichts von beiden geben wird, immerhin, ich versuchte es. Ein Paar Stiefel hätte ich gerne gehabt. Ich marschiere schon seit Tagen in einem Paar gefundener Schuhe, die mir viel zu gross sind. Ich kann mich glücklich schätzen, dass ich sehr gute Füsse habe. Dissling, der an den Füssen schwitzt, ist an denselben immer wund und hat grosse Qualen auszustehen. Er ist ein sehr schweigsamer Mensch; auf dem Marsch spricht er kein Wort. Die Zähne zusammengebissen und die Lippen fest geschlossen, so marschiert er, ohne ein einziges Mal zurückzubleiben.

Kullicke sieht mich lauernd an und wippt wie gewöhnlich mit den Füssen.

«Wir haben keine Reservehosen und -Stiefel, und übrigens kleidet Sie Ihr Anzug ja ganz gut,» sagt er höhnisch.

«Herr Feldwebel, das ist Geschmacksache, der meine ist es nicht. Es tut mir leid, dass ich Sie um die Sachen gebeten habe.»

Verdutzt sieht er mich an. Ich aber stecke die Hände in die Hosentaschen, drehe mich um und gehe, ohne mich um das «Bleiben Sie hier!» zu kümmern.

Im Dorf stehen die Bauersleute händeringend um ihre qualmenden und in Trümmer liegenden Häuser herum. Peter Sanowsky steht mitten unter ihnen und sieht wie geistesabwesend die armen Leute an. Als er mich erblickt, kommt er auf mich zu und erzählt mir wohl zum zwanzigsten Mal, dass er wieder von seinem baldigen Tod geträumt habe. Ich habe immer versucht, ihm diese fixe Idee auszureden, aber ohne Erfolg. Missmutig fertige ich ihn mit den Worten ab:

«Mensch, lass mich doch mit deinen ewigen Verrücktheiten in Ruhe,» und gehe weiter. Trommelschlag lenkt meine Schritte wieder dem Lager zu. Ich sehe, wie etwa 40 Mann müde und erschöpft ihr Gepäck abhängen. Es ist abermals neuer Ersatz, der unserer Kompagnie zugeteilt wird. Es sind alles Leute, die schon einmal verwundet waren und zum zweitenmal ins Feld kommen.

Ein Oberleutnant ist auch dabei, ein strammer Mensch. Er soll vor seiner Verwundung bei Warschau Bataillonsadjutant gewesen sein. Die paar alten Kameraden, die noch bei der Kompagnie sind, sagen, dass er die Leute sehr gerne ins Feuer schicke.

Kurz nach Mittag marschieren wir ab. Schon um zwei Uhr werden wir in einem Dorf von Schrapnells überschüttet. Ausserhalb des Dorfes nimmt uns hügeliges Gelände auf, aber auch hier haben wir bald unter Artilleriefeuer zu leiden.

Die Russen schiessen mit Fliegerbeobachtung. In letzter Zeit kreisen immer russische Flieger über uns. Sie fliegen kaum zwei-

hundert Meter hoch, und trotzdem ist es noch nicht gelungen, einen von ihnen mit unseren Gewehren herunter zu holen. Sie lassen sich auch durch Artilleriefeuer nicht vertreiben.

Unsere Kompanie liegt hinter den Gebäulichkeiten eines grossen Gehöftes. Von hier aus können wir ganz gut die russischen Stellungen überblicken. In zweihundert Meter Entfernung auf leicht ansteigendem Gelände liegt Graben hinter Graben. Unsere Artillerie überschüttet die vordersten zwei Gräben mit rasendem Feuer, dazu schicken auch noch zwei M.G. vom Dach eines Gebäudes aus ihre Kugeln zum Russen hinüber.

Unser neuer Kompagnieführer, Oberleutnant Hesselbucher, sagt lachend:

«Kameraden, ein Bauchschuss mit vollem Magen ist gefährlich; ich empfehle euch auszutreten. Ich gehe selbst auch. Wer kommt mit?»

Einige gehen mit. Doch die meisten bleiben.

«Der will uns befehlen, wann wir zu sch gehen haben.»
knurrt Breuer mit bösem Blick.

«Alle zwei Minuten geht ein Mann soweit vor, als es möglich ist.» bestimmt der Oberleutnant.

Die zwei M.G. rattern. Unsere Artillerie schickt ihre Granaten und schweren Schrapnells zu Dutzenden zu den russischen Gräben; aber auch der Russe ist nicht müssig.

Wir stürzen einzeln hinter den Gebäuden vor und brauchen volle zwei Stunden, um nur etwa achtzig Meter weit vorzurücken.

Rechts von mir liegt ein Korporal. Er springt gleichzeitig mit mir auf; mit einem Wehruf fällt er mir beim Springen vor die Füsse, so dass auch ich zu Boden fliege.

«Wo hat's dich, Kamerad?»

Er greift sich an die Brust und sagt mit schmerzverzogenem Gesicht: «Hier.» Dicht neben ihm liegend, befreie ich ihn von seinem Koppel mit den schweren Patronentaschen und öffne ihm den Rock. Aus einem kleinen Loch an der linken Brustseite quillt Blut.

«Verlass mich nicht, Kamerad.» bettelt er.

«Nein, aber hier können wir nicht liegen bleiben.»

Ich zerre ihn an den Füssen ins nächste Granatloch und wickle ihm drei aneinandergedrehte Binden um die Brust.

«Ich will nicht sterben.» stöhnt er.

«Wirst du auch nicht, an einem Lungenschuss stirbt man nicht.»

Ihm seinen zusammengerollten Mantel unter den Kopf legend, bitte ich ihn, ruhig liegen zu bleiben und verspreche ihm, einen Sanitäter zu schicken.

«Danke, Kamerad, auf Wiedersehen.»

Wiedersehen? -----

Nicht liegen bleiben, vorwärts!

Es geht nicht. Die Russen können uns wie Hasen abschiessen. Mit fieberhafter Eile graben wir uns in die Erde ein und warten die Nacht ab.

«Oberleutnant Hesselbucher ist tot!» brüllt einer.

Ich sah ihn zur Nacht. Von seinem Kopf leuchtete eine weisse Binde, die ihm ein mitleidiger Kamerad umgebunden hatte.

Unsere Stellung ist ständig in Rauchwolken gehüllt. Wie Igel in unseren Löchern liegend, müssen wir das schwerste Feuer über uns ergehen lassen. Die Luft ist erfüllt vom Krachen der Granaten, Schmerzensschreien der Getroffenen und den Rufen nach Sanitätern, aber sie sind nicht da.

Neben mir heult laut Sanowsky, dem ein Granatsplitter die linke Achselklappe abgerissen hat, ohne ihn selbst zu verwunden.

Das Heulen kann ich nicht ertragen. Nachdem ich ihm einen Spaten voll Dreck in die Fresse geschmissen habe, hört er damit auf. Es wird schon dunkel. Da sehen wir, wie sich Kameraden eines andern Regiments zu uns vorarbeiten. Es sind Sachsen. Die haben die Gewohnheit, beim Vorgehen den Tornister vor den Bauch zu halten; das Gewehr haben sie um den Hals gehängt. Ob das bei andern sächsischen Regimentern auch der Fall ist, weiss ich nicht.

Um ihnen das Näherkommen zu erleichtern, schiessen wir, was aus den Gewehren mag. Den zwei M.G., die uns bei unserem Vorgehen unterstützten, hat der Russe, wie es scheint, das Schiessen untersagt. Soweit wir feststellen können, bildet das Haus, auf dessen Dach sie ihre Kugelspritzen aufgestellt hatten, nur noch einen Trümmerhaufen.

«Mach mal rasch, hierher!» rufe ich einem von hinten auf mich Zustürzenden zu.

«Lauf, Mensch, nicht hinlegen, hier ist Deckung!»

Nur noch acht Meter von mir wirft er sich neben einem Trichter zu Boden. Warum daneben? Jetzt schnellt er wieder auf, bricht aber sofort mit drei kurzen grässlichen Aufschreien in die Knie und fällt dann vornüber.

An allen Gliedern zitternd, lasse ich mich auf den Boden meines Loches sinken.

«Sanitäter nach links kommen!» brüllt Tullkamp. Ich gebe den Ruf nach rechts weiter und frage, was links los ist.

«Strange stirbt!» kommt es zurück.

Während einer Feuerpause renne ich nach links. Verflucht nochmal, unsern Korporal Strange fehlt ja der ganze rechte Vorderarm. Er hockt bei vollem Bewusstsein in seinem von den Kameraden erweiterten Loch und wirft den Kopf hin und her. Mit einer Zeltschnur haben sie ihm den mit blutigen Binden umwickelten Armstumpf fest zusammengeschnürt.

Metzner, der das Einjährig-freiwilligen-Zeugnis besitzt, erhält noch heute Abend die Mitteilung, dass er zum Unteroffizier befördert sei und die Gruppe Strange zu übernehmen habe.

Es ist elf Uhr. Unsere Gruppe streift schon eine ganze Stunde das Vorgelände ab, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken. Doch als wir uns wieder unserm Graben nähern, werden wir plötzlich von links beschossen. Peter Sanowsky brüllt aus Leibeskräften.

«Wir müssen Peter mit zurücknehmen,» höre ich Metzner rufen. Als jetzt das Feuer aufhört, fassen wir den immer noch schreienden Sanowsky an Händen und Füßen und rennen mit ihm zurück. Beim Schein einer Blendlaterne stellen wir fest, dass Peter nur einen Fleischdurchschuss am Gesäss hat, der nicht mal blutet. Peter behauptet aber schreiend, dass er einen Bauchschuss habe. Endlich lässt er sich überzeugen, dass er nur ungefährlich verwundet ist.

«So, Peter,» sage ich, die Binde an seinem Oberschenkel knüpfend, zu ihm, «du hast's geschafft, hast 'n Heimatschuss und kommst bald zu Muttern.»

Und der Kerl antwortet mir: «Ich komm bald wieder, ich muss hier sterben.»

«Schlag doch dem Zimmtkopp die Zähne in Arsch,» brüllt Breuer.

Ich war im Begriff, Peter mit meiner Faust in die Rippen zu boxen, Breuers giftige Stimme hielt mich davon ab. Heute bin ich froh, dass ich es nicht getan habe. Ich sage nur wütend zu dem hartnäckigen Sanowsky: «Gott sei Dank, dass du eins abgekriegt hast und mir endlich aus den Augen kommst,» und entferne mich, ohne ihm Lebewohl zu sagen.

Der Sachse, der bei meinem Loch fiel, hat noch eine blutnasse Brust. Eine Kugel hat ihm das Herz durchbohrt.

Mit an den Leih gezogenen Knien hocke ich in meinem Loch. Ein leiser Schlummer hält mich umfassen.

«Essen holen, Post empfangen!» schlägt es gedämpft an mein Ohr.

Ruh schüttelt mich wach. «Komm, iss was. Das Essen ist gut. Es sind auch zwei Briefe und ein Paket für dich da.»

Das Essen ist schnell runtergeschlingert; zum richtig Essen haben wir nie Zeit. Mit einem Grasbüschel reibe ich mein Kochgeschirr aus und will es wieder auf meinen Tornister schnallen; aber es ist nicht das meine. Ruh hat eins von den herumliegenden Tornistern genommen. Ich ärgere mich, dass ich es ausgewaschen habe und werfe es im Bogen aus meinem Loch. Mit Flüchen begleitet, kommt es sofort wieder zurück:

«Verfluchtes Aas, ich besorge dir das Fressen, und zum Dank dafür schmeisst du mir den Fresskübel an den Kopp.»

Ach, du heilige Neune! Das wollte ich nun nicht; aber die Sache kommt mir so komisch vor, dass ich laut lachen muss.

Bei grauendem Tag (der Russe funkt schon wieder) besehe ich mir die Post. Ein Brief und Paket aus der Schweiz, herzlich willkommen. Der andere Brief ist von Buchmüllers Eltern.

«Ihren Brief und Geld unseres unglücklichen Sohnes Raimund erhalten, danke,» schreiben sie. Und weiter: «In der Woche nach Ostern fiel unser zweiter und letzter Sohn Franz in Frankreich.»

Die armen Eltern bitten mich, ihnen zu schreiben, wie ihr Sohn starb. Bei passender Gelegenheit schrieb ich: Kopfschuss, war sofort tot.

Gewehrsalven durchpeitschen den frühen Morgen. Wir hören die Kommandos der russischen Offiziere. Von weit oben versuchen russische Gruppen, in die unten liegenden Gräben zu gelangen. Warum haben sie dies nicht in der Nacht gemacht?

Breuer zielt langsam. Päng. «Der Fünfte,» sagt er laut. Es sind auch noch andere, die zählen.

«Den hat's, zwei.»

«Kick mal den, der dort am Busch rennt, gleich schlägt der 'n Salto.» Päng. «Dat is der Vierte,» tönt's von links.

Endlich stellen die Russen ihre Sprünge ein. Nur selten gelangt eine ihrer Gruppen ohne Verluste in den Graben.

Um halb neun Uhr, als die Sonne schon wieder unbarmherzig auf uns niederbrennt, beginnt unsere Artillerie mit schwerem Feuer die russischen Gräben zu bearbeiten.

Wir machen Sprung um Sprung. Von einem Wassergraben aus sehen wir, wie unsere Nachbarkompagnien rechts von uns in den russischen Graben eindringen. Ohne Verlust gelangen auch wir

dorthin. Der Graben ist leer. Nur ein paar leere Konservenbüchsen liegen herum.

Mit schussbereitem Gewehr schlängle ich mich einen aufwärtsziehenden Graben entlang. Vor uns müssen schon andere Truppen sein; denn dort, wo der Laufgraben aufhört, steht einer von uns, sein Gewehr liegt im Anschlag auf der Brüstung. Beim Näherkommen sehe ich, dass ihm die obere Kopfhälfte fehlt. Ich ziehe ihn zurück und sehe vorsichtig über den Graben. Päng, –ssst. Schwein gehabt! Dicht vor meiner Nase steckt ein Graben voller Russen. Mit langen Sätzen stürme ich wieder abwärts.

Vor einem mit einem Zelt verhangenen Loch mache ich halt. Als ich das Zelttuch beiseite ziehe, hält mir ein russischer Offizier mit einem schönen, in die Augen fallenden Vollbart einen Revolver vor die Nase.

Hm. Aus. Mein Gewehr nützt mir hier nichts, wir sind zu nahe beisammen. Langsam lasse ich dasselbe aus der Hand gleiten, als ein furchtbarer Krach an mein linkes Ohr schlägt. Wie durch einen Nebel sehe ich den Offizier auf mich zufallen. Ich spüre, wie sein Vollbart mein Gesicht streift. Wer fällt nun, er oder ich? Ich suche unwillkürlich einen Halt und greife nach seinem Körper. Meine zusammengebogenen Kniegelenke schmerzen, für Sekunden lastet ein schwerer Körper auf mir. Jetzt wird er weggezogen.

Durch das Sausen und Klängen in meinem Kopf höre ich Breuers Stimme: «Junge,» sagt er, «wenn ich dem nicht im richtigen Moment eins in die Fresse geschickt hätte, wärst du flöten gegangen.»

«Du hättest nicht grad zu schießen brauchen,» antworte ich; «wenn der gesehen hätte, dass ich nicht mehr allein bin, hätte er es jedenfalls auch nicht getan.»

Der Offizier ist tot. Ich nehme ihm Revolver und Kartentasche ab. Im mit schönen Decken und Teppichen behangenen Unterstand finden wir allerlei Esswaren. Ich nehme aber nur Schokolade. Es ist mir gar nicht ums Essen. Mein Kopf brummt wie ein Glockenturm. Breuer hat hart an meinem linken Ohr einen Revolverschuss auf den Offizier abgegeben.

«Breuer, wenn ich taub werde, knall ich dich wie einen Hund zusammen.»

Der lacht nur: «Taub ist noch besser als tot.»

«Du bist ein Schwein, Breuer, und als Schwein wirst du mal verrecken.»

«Weiss ich, aber vorher verrecken noch viele andere,» antwortet er.

Von hinten setzt plötzlich starkes M.G.- und Gewehrfeuer ein. Breuer hält seinen Kopf vorsichtig über den Grabenrand und prallt zurück.

«Mensch, die Russen sind schon da!»

Wie wir um eine Biegung des Grabens rennen, hören wir hinter uns Schüsse fallen. Am Eingang des Laufgrabens steht eins unserer M.G., umgeben von Panzerplatten.

«Nicht schießen! Nicht schießen!»

Mit einem Hochsprung sausen wir über das M.G. und die dahinter liegende Bedienung hinweg.

«Sind noch welche von euch da vorne?» ruft einer.

«Wissen wir nicht.»

Tack tack, rrrrr.

«Feuer! Feuer!» ruft's von allen Seiten.

Verflucht nochmal, mein Gewehr liegt da oben, und der verdammte Russenrevolver will nicht, wie ich will!

Unser linkes Nachbarregiment ist heute früh nicht mit vorgegangen. Die Russen greifen uns direkt von der Flanke an. Trotz starker Artillerieunterstützung schaffen wir's nicht. Wo nur die vielen Russen so plötzlich alle herkommen?

Ich habe mir an dem ungewohnten Mechanismus eines Karabiners den linken Daumen aufgerissen.

«Schieß doch, Mensch!» brüllt Breuer.

Das M.G. hat Ladehemmung und hört auf zu hacken. Die Bedienung lässt das Gewehr im Stich und rückt aus. Das können wir auch, 's ist übrigens höchste Zeit. Rechts schnellen schon Russen mit Hurä in den Laufgraben.

Wir laufen den Graben entlang. Hinter jeder Schulterwehr und hinter jedem Hügel des halb zusammengeschossenen Russengrabens machen wir halt und feuern auf die nachstürmenden Russen.

«Hurä!» tönt es jetzt auch links oben.

Hol mich der Teufel so oder so. Ich werfe den dreckigen Karabiner, der nichts taugt, weg, schwinde mich rechts aus dem Graben und rolle eine Böschung hinunter; dicht hinter mir kommt Breuer. Im Zickzack türme ich weiter nach rückwärts und lande glücklich, Kopf voran, in dem Wassergraben, in welchem ich heute Morgen schon mal gelegen.

Die Russen folgen nicht; rechts rücken die Unseren schon wieder vor.

Hol doch der Teufel den verfluchten Mist! Ich schwöre mir, eher hier zu krepieren, als heute noch bei Tage vorzugehen. Wie es

scheint, gefällt es Breuer hier auch besser als dort oben. Mit den Worten: «Mal was zum Fressen suchen,» geht er gebückt nach links. Von hier aus kann ich gut beobachten, wie die Unsern den wieder zurückflutenden Russen von der rechten Flanke aus den Rückweg versperren. Gleichzeitig sehe ich unser linkes Nachbarregiment unter schwerem, russischem Artilleriefeuer vorgehen; zeitweilig sind sie ganz in Rauchwolken eingehüllt.

Breuer kommt mit einer grossen Konservenbüchse und zwei Gewehren zurück.

«Geh dir einen Tornister holen, den deinen findest du doch nicht mehr,» sagt er.

Schade, ich hatte allerlei Sachen drin, die mir lieb waren. Ich habe von vieren die Auswahl. Ich nehme demjenigen den seinen ab, dem man keine Verwundung ansieht, 's ist saubere Wäsche drin und Briefe. Kurt Semens steht darauf. Ich werfe sie weg. Sie interessieren mich nicht, und ich kehre zu Breuer zurück. Breuer hat die Büchse bereits mit einem Spatenschlag geöffnet, aber wir müssen unsern Laden wo anders aufschlagen. Der verfluchte Russe funkt zuviel hierher.

Als wir weiter nach rechts kommen, werden wir plötzlich angerufen: «Was tut ihr hier?»

Es sind zwei Sanitäter.

«Fresse zu!» sagt Breuer, und weiter: «Kiek doch mal, hier sitzen die Schweinigel und sonnen sich, während da oben die verwundeten Kameraden langsam krepieren.»

«Wir werden euch melden!» schimpfen sie im Davongehen.

«Nochmal Maul auf, und du hast eine Kugel im Arsch,» ruft ihnen Breuer nach.

Als wir unsere Kompagnie und Gruppe wieder finden, ist es schon späte Nacht.

«Ihr seid bereits als tot gemeldet,» sagt uns Metzner, «habt ihr Tulkamp nicht gesehen?»

«Nein, ist er nicht da?»

«Nein, er ging heute früh doch auch den Laufgraben hoch?»

«Wir haben ihn nicht gesehen.»

Hm, der mit dem nur noch halben Kopf von heute früh –? Der Gestalt nach könnte es Tulkamp gewesen sein.

Wir haben bei der Kompagnie schwere Verluste. Der erste Zug wurde von den Russen geschnappt und fehlt ganz. Aber den Russen ging es weit schlechter; an der linken Flanke liegen sie in Haufen, kreuz und quer übereinander.

Die gesamte russische, gut ausgebaute Stellung ist in unserm Besitz. Die übrige Nacht verläuft ziemlich ruhig. Auf dem Boden des Grabens schlafe ich während einigen Stunden, doch entgeht mir dabei kein Laut. Ich höre, wie Ruh zu Breuer sagt:

«Gedrückt, ihr beide, gestern Mittag?»

«Nein, nur getürmt, was dagegen?»

«Nein, wenn die Schweinerei noch lange so weiter geht, häng ich mich auf.»

«Und ich lauf zum Russen über,» schliesst Breuer.

Ich bin auf der Suche nach Tulkamp, finde ihn aber nicht. Auch der Mann mit dem halben Kopf ist unauffindbar. Die Fratzen, die mir entgegengrinsen, sind mir alle fremd, müssen von einer andern Kompanie sein. Lange stehe ich vor einem toten Russen, der hat eine nagelneue deutsche Hose an, wo der die nur gefunden hat? Die müsste mir doch passen –? Die meine ist wirklich nicht mehr schön, und ein Hosenboden ist auch nicht mehr drin.

Ruh sagt immer: «Wenn du in Gefangenschaft gerätst, bringst man dein Bild in allen russischen illustrierten Zeitungen.»

Die Hose sieht gut aus, aber beim näheren Nachschauen entdecke ich, dass die Bauchseite mit einer Blutkruste überzogen ist.

Nein, behalt sie mal, Kamerad, die meine tut's noch.

Ruh will die Zeltschnur, welche ich ihm zum Aufhängen schenken will, nicht.

«Es ist mir ernst, eine Schnur hab' ich selber, gebrauch du die für dich selbst,» sagt er.

«Nein, ich will leben.»

«Leben, leben! Nennst du das leben? Das ist doch alles Scheisse.»

Die Sonne brennt und der Durst quält uns, es ist kaum zum Aushalten. Matt und schlapp drücken wir uns an die Grabenwand. Mit Sehnsucht erwarten wir die Abkühlung bringende Nacht.

Feldwebel Hentschel kommt. Mit schwacher Stimme sagt er: «Wenn es finster ist, werden wir abgelöst und kommen in Quartiere.»

«Stimmt nicht, Herr Feldwebel,» ertönt Disslings Stimme, «ich habe soeben vom Bataillonsadjutanten gehört, dass das dritte Bataillon heute Nacht wieder angreifen soll.»

Hentschel gibt darauf keine Antwort. Er sieht elend aus. Wenn er etwaB isst, muss er das soeben Gegessene sofort wieder erbrechen. Uns wundert, dass wir bei der Hitze und dem grässlichen Verwesungsgestank, der uns immer umgibt, nicht schon längst die Cho-

lera haben. Nach Gerüchten, die herumgeboten werden, sind schon einige Truppenteile davon befallen.

Auch bei den Russen soll die Cholera eingekehrt sein; ganze Regimente sollen schon daran zugrunde gegangen sein.

Das fehlte uns gerade noch!

Als es Nacht ist, werden wir doch abgelöst und kommen – in Quartiere? Nein, wir werden sofort in Marsch gesetzt und nach rechts verschoben. Bevor wir abmarschieren, gibt es Essen und Kaffee.

Unser junger Korporal Metzner ist zum Bataillonsstab abkommandiert. Sein Ersatz ist schon da, Unteroffizier Lutz. Beim Stab haben sie ihn gejagt, weil er sich, wie erzählt wird, erfrecht habe, einem verwundeten Kameraden ein Glas von des Majors Wein gegeben zu haben. Lutz ist ein netter und edler Mensch; solange er bei uns war, sorgte er für seine Gruppe wie ein Vater für seine Kinder.

* *
*

Früh 9 Uhr. Vorsichtig durchschreiten wir ausgeschwärmt ein wie ausgestorbenes Dorf. Hundert Meter ausserhalb des Dorfes hindert uns ein Getreidefeld, nach vorne zu sehen.

Ich stehle mich in das letzte Haus, um mit irgendetwas meinen quälenden Durst zu löschen. Aus einer Stube sind murmelnde Stimmen zu hören, es tönt wie Beten. Vorsichtig öffne ich die Türe, bin aber schon von einem älteren Ehepaar und einer erwachsenen Tochter, die vor einem Kruzifix knien, entdeckt.

«Mologo Barchna,» wende ich mich an das schöne Mädchen. Sofort bringt sie mir einen Krug kühler Milch. Ah, wie das schmeckt! Milch! Wie lange hab' ich schon keine mehr gehabt.

Es war nicht Begehrlichkeit, dass ich das Mädlein in den Arm riss und ihm einen Kuss auf den Mund drückte; nein, es war Dank, heisser Dank. Seufzend zeigt sie auf meine zerrissenen Kleider; mit den Händen drückt sie ihre blühenden Backen ein, um ihren Eltern anzudeuten, wie mager ich sei. Mir wird es hier ungemütlich, und als das Kind mir jetzt noch mit weichen Händen über das Gesicht fährt und ich in ihren Augen tiefes Mitleid lese, halte ich es nicht mehr aus. Das ist zuviel auf einmal.

So gut es geht, mache ich sie darauf aufmerksam, dass es hier für sie gefährlich ist und bitte sie, sofort das Haus und das Dorf zu verlassen.

Zum Lebewohlsagen langt's nicht mehr, vor meinen Augen liegt ein Tränenschleier. Schluckend stürze ich davon, schluckend grabe ich mir hinterm Getreidefeld neben Ruh ein Loch.

«Mensch, guck, ein Mädcl, weg dort, zurück!»

Es stimmt, im Laufschrift, in jeder Hand einen Krug, kommt das Mädchen auf uns zu. Lachend schenkt sie die Milch in die hingehaltenen Becher.

«Danke, Kind, du bist ein Engel.»

Ich will verzichten, kann aber ihren bittenden Augen nicht widerstehen und halte den Becher hin.

«Geh, Kind, wenn dir was passiert, ich könnte es nicht ertragen.»

Hentschel, Lutz und Ruh gehen dicht nebeneinander hinter dem Mädchen her und decken es mit ihren eigenen Körpern gegen anfliegende Kugeln. Ich selbst bin vor Aufregung unfähig, etwas zu tun. Glücklicherweise verschwinden alle vier im Haus. Nach kurzer Zeit verlassen es die Eltern und das Mädchen wieder, mit Packen beladen (die Kameraden halfen ihnen, dieselben zusammenzubinden), und gehen, uns mit den Händen zuwinkend, zurück.

«Es lebe das Ruthenenmädcl!» schallt es die ganze Stellung entlang.

Ja, hm, das war etwas; das greift an.

Breuer, das Rauhbein, hockt in seinem Loch und guckt in den Himmel. Über seine dreckigen Backen suchen sich Tränen ihren Weg.

Einer der vorm Kornfeld liegenden Posten kommt mit einem Oberarmschuss zurück. Ruh sagt: «Der hat sich einen Heimatschuss verpasst.»

Es kommt nicht zum Gefecht. Wir werden abermals von anderen Truppen abgelöst und marschieren bis zum Dunkelwerden in einem Walde wieder nach rechts.

Wir passieren Batterien allen Kalibers, und alle sind in voller Tätigkeit. Die Kanoniere haben die Hemdärmel zurückgestreift; bei einer Langrohrbatterie, wo sie die schweren Geschosse auf Traggestellen herbeischaffen müssen, arbeiten sie mit entblösstem Oberkörper. Die Kerls sind alle schwarz und sehen aus wie Teufel, die eine Hölle zu heizen haben.

Die meisten Batterien bestehen aus neuen 15-cm-Haubitzen mit Rohrrücklauf. Wir sehen auch eine alte 7,5er Doppelbatterie, alle acht Geschütze haben keinen Rohrrücklauf. Nach jedem Abschuss hüpfen sie wie Frösche zurück und müssen dann immer wieder neu in richtige Stellung gebracht werden.

Die ganz schweren stehen weiter zurück. Wir hören die schweren Kästen graulend über uns hinwegziehen.

Am Waldrand machen wir halt. Unsere Küche ist auch schon da, und Kullicke sehen wir mal wieder. Er hat einen Tornister auf dem Rücken und einen Karabiner in der Hand. Wir erfahren bald, was das zu bedeuten hat. Kullicke ist in besoffenem Zustand dem Major in die Hände gelaufen, der ihn sofort als Kompagniefeldwebel absetzte und nach vorne zu der Kompagnie schickte.

«Also ausgespielt! Nimm dich bei uns in Acht, Bursche!»

Wir haben immer noch keinen Offizier als Kompagnieführer, Hentschel führt die Kompagnie; als solcher bestimmt er Kullicke als unsern Zugführer. Auf den haben wir gewartet.

Unsere Kompagnie zählt noch 45 Mann, unsere Gruppe noch fünf.

Fünf Teufel. Kullicke, nimm dich in acht und werde nicht frech!

Es ist Nacht. In Schützenlinie stehen wir vorm Waldrand im sumpfigen Gelände. Fünfzig Schritte nach links, hundert Schritte nach rechts. Nicht sprechen! Wir fluchen wie die Türken. Verflucht nochmal, was soll denn die verdammte Schieberei?

«Macht doch nicht so 'n Krach!» schnauzt Kullicke.

«Fresse zu!» erhält er zur Antwort.

Beim Vorgehen läuft er links von mir. Den Karabiner hat er weggeworfen, der Dummkopf. Mit schussbereitem Revolver und vorgestrecktem Kopf macht er zaghafte Schritte; das bewirkt, dass ein leises Lachen mir aus dem Munde quillt.

Er hat's gehört. «Was ist?» Flüstert er stockend und kaum hörbar.

«Herr Feldwebel haben Angst?» frage ich laut und lachend, «nicht wahr, Herr Feldwebel, bei der Küche wäre es jetzt doch gemüthlicher?»

«Wenn du deine laute Fresse nicht zumachst, hau ich dir deine Zähne in' Hals,» faucht mich Ruh von rechts an.

«Mal sachte, Ruh, immer mit der Ruhe, ich bin heute nicht zum Scherzen aufgelegt.» Und so war es auch. Macht's der Anblick des verhassten Kullicke oder kommt das von dem heutigen Erlebnis? Ich weiss es nicht.

Vorne steigt eine Leuchtkugel hoch, doch wir liegen schon im Gras auf nasser Erde. Wir rücken noch hundert Meter vor, da fallen kurz vor uns zwei Schüsse. Wir sind auf den russischen Vorposten gestossen. Noch ehe das rasende Feuer der Russen beginnt, habe

ich schon angefangen, mir ein Loch zu graben. Es geht rasch, der Boden ist weich.

Neben mir wimmert Kullicke. «Ihren Spaten!» bettelt er.

«Moment.»

In rasender Eile mache ich noch ein paar Stiche und strecke Kullicke den Spaten aus dem Loch. Er nimmt ihn nicht.

«Herr Feldwebel?»

Keine Antwort.

Ich klettere aus meinem Loch und rutsche an seine Seite.

«Herr Feldwebel?» Er rührt sich nicht mehr, tot.

«Du, Ruh!»

«Was?»

«Kullicke ist tot!»

Keiner sagt etwas. Aller Hass ist verfliegen, zurück bleibt Mitleid und Erbarmen.

Hinten gibt es noch viele Kullickes. Wenn sie nach vorne kommen, werden sie klein und sinken zusammen. Nach wenigen Stunden schon haben sie sich akklimatisiert und fühlen sich als zu uns gehörend. Stumm ergeben sie sich in ihr Schicksal und leiden wie wir.

Unsere Kompanie, wenn man noch so sagen darf, liegt, als der Tag anbricht, in einem Strassengraben, in welchem wir uns nach vorne Nischen gebuddelt haben. Unsere Lumpen, die wir anhaben, sind mit einer schmierigen, hellgrauen Dreckschicht überzogen. Wir sind vollständig ohne Orientierung. Wir wissen nicht, ob der Russe vorn, links oder rechts liegt. Vor uns sich hinziehende Getreidefelder nehmen uns jede Aussicht.

Unser linker Flügel meldet, dass er mit der Anschlusskompanie keine Verbindung mehr habe. Um acht Uhr schlängelt sich eine freiwillige Patrouille – Breuer ist auch dabei – rechts an einem Kornfeld vor. Plötzlich tauchen halblinks Russen auf.

«Hallo. Deckung!» brüllen wir und geben gleichzeitig auf die Russen Feuer ab.

Auch unsere Patrouille liegt feuernd am Boden. Nur Breuer steht mit gespreizten Beinen aufrecht und schießt.

Der Kerl ist toll; nein er ist tot. Denn plötzlich hält er sein Gewehr mit beiden Armen hoch in die Luft und bricht nach vorn zusammen.

Unsere Patrouille erhebt sich und verschwindet im Kornfeld. Breuer bleibt liegen.

Ein unartikulierter Laut lässt mich zu Ruh hinschauen. Da schlag doch ein Millionendonnerwetter drein! Dem ist ja der ganze Unterkiefer zerschmettert.

«Zurückgehen!» rufen sie rechts; von links kommen sie zurückgestürzt; ein paar rennen mich um; endlich komme ich wieder hoch.

Die Russen kommen von vorne und von links. Verdammt nochmal, ich kann doch Ruh nicht zurücklassen! Ich fasse den Wimmernenden bei der Hand und ziehe ihn, so schnell als es geht, nach rechts. Klatschend fahren um uns Kugeln in die Erde.

Hinter einem Kornfeld, von welchem aus Disliug, Julius Bär und Lutz auf die den Strassengraben entlang kommenden Russen schiessen, verlassen wir denselben und gehen, gedeckt durch die hohen Ähren, an denselben entlang zurück. Ruh, der grosse Schmerzen haben muss, haben ich und Disliug in der Mitte. Bär und Lutz halten immer noch die Russen auf. Wir kommen auf die sumpfige Wiese, links und rechts rasseln schon unsere M.G.

«Nicht schiessen! Nicht schiessen!»

«Eilen, eilen!» ruft man uns als Antwort entgegen.

Inzwischen haben uns Lutz und Bär eingeholt. Wir fassen jetzt Ruh an den Händen und Füßen und gelangen mit ihm glücklich in die Löcher, die wir gestern Nacht hier gegraben haben. Sogleich spüren wir, wie uns das Wasser zu den Stiefelschäften reinläuft. Egal. Feuer!

Hol's der Teufel, rechts gehen sie feuernd zurück!

«Neunte Kompagnie, zurück in den Wald!» höre ich Hentschel rufen. Ruh bettelt mit den Augen.

«Ach, Mensch –. Wir kommen zurück oder wir verrecken beide.»

Schwer hängt er auf meinem Rücken. Der Teufel ist mit uns. Am Waldrand nimmt uns ein neuer Graben, der mit Reservetruppen vollgepfropft ist, auf. Die Reserven warten nur, bis die letzten von uns zurück sind, dann knallen sie los. Gleichzeitig heult unsere Artillerie auf. Uns interessiert die Scheisse nicht mehr.

«Neunte Kompagnie zurückgehen!» ruft Hentschel.

Herrgott, was das Menschen kostet. Wir sind noch 28 Mann in unserer Kompagnie. Das ganze Regiment soll nur noch einige Hundert zählen -----.

Die Überwindung der Karpathenberge hat furchtbare Opfer gekostet. Unglaublich sind die Strapazen, welche wir auszuhalten haben. Hunger und Durst, Hitze und Kälte müssen wir über uns ergehen lassen. Nebenbei bringen uns noch die Läuse fast zur

Verzweiflung. Wir sind überhaupt keine Menschen mehr, nur noch wilde, gefährliche Tiere.

Wieviele Kameraden haben wir schon unter grässlichen Umständen sterben, nein, verrecken gesehen? Was macht das uns noch viel, und auf wie lange? Ach, wir sind es gewöhnt, den besten Freund neben uns zerrissen werden zu sehen, andern Tags haben wir ihn schon vergessen.

Krieg, Soldat, du millionenmal verfluchtes Wort. Soldat, Verteidiger des Vaterlandes –, pah, wer lacht da nicht?

Weit von unserem Vaterland sengen und morden wir, mit kalter, ruchloser Hand spalten wir hier mit dem Spaten Schädel.

Für wen, für was? Hm!

Beim nächsten gelegentlichen Feldgottesdienst wird uns der Feldprediger dafür segnen. Segnen in wessen Auftrag und in wessen Namen? Hm!

Seit vier Wochen, oder schon länger, haben wir kein Dach mehr überm Kopf gehabt, und nun liegen wir plötzlich in einem grossen, schönen, unversehrten Dorf in sauberen Quartieren. Heute Mittag haben wir im breiten, am Dorf vorbeifliessenden Fluss gebadet und mal wieder frische Wäsche angelegt, und jetzt sitzen wir rauchend und plaudernd an einer Hauswand. Wir sollen hier Ersatz abwarten. Hoffentlich lässt derselbe recht lange auf sich warten. An Essen mangelt es uns nicht. Der Küchenbulle hat für mindestens sechzig Mann gekocht und wir sind nur noch achtundzwanzig. Dazu bringt die Post noch eine Masse Pakete. Die der Gefallenen und Verwundeten werden unter die Gruppen verteilt. Der Postunteroffizier verliest immer wieder Namen, auf welche sich niemand meldet. Fünfmal ruft er Tullkamp und fünfmal nimmt Lutz schweigend ein Paket entgegen. Auch für Ruh und sogar noch für Sanowsky und Korporal Strange sind Pakete dabei.

Als es Nacht zu werden beginnt, sehen wir auf der andern Seite des Flusses eine lange Reihe von Geschützen von vorne zurückfahren. Soll das etwa heissen –?

Wie wir auf einem schmalen Steg über den Fluss rennen und drüben ankommen, atmen wir erleichtert auf. Unsere Befürchtung, dass das Rückzug bedeute und die kaum angetretenen schönen Ruhestunden schon wieder zu Ende sein sollen, bewahrheiten sich glücklicherweise nicht.

Elf russische Geschütze stehen da in einer langen Reihe, und zwar mit voller russischer Bespannung und Bedienung. Gelassen hocken die Russen auf ihren Gäulen und Kanonen.

«Russki kaput,» sagt einer von ihnen.

Wir geben ihnen Zigaretten und unterhalten uns. Ob sie erschossen werden, will einer wissen. Wir beruhigen sie und lassen uns den Hergang ihrer Gefangenschaft erzählen. Wir erfahren Folgendes:

Sie haben Befehl zum Rückzug erhalten und wollten soeben über eine Brücke das andere Ufer eines Flusses erreichen, als dieselbe von deutschen Granaten zum Einstürzen gebracht wurde. Das erste Geschütz, welches sich seinen Weg durch das Wasser suchen wollte, versank mit Mann und Ross in den Fluten. Somit war die Gefangenschaft der übrigen besiegelt.

Inzwischen ist es völlig Nacht geworden. Einige auf dem Wasser herumschaukelnde brennende Fackeln ziehen uns wieder ans andere Ufer.

Ein paar 14-16jährige Burschen stehen nackt bis zu den Knien im Wasser; während sie mit der einen Hand eine brennende Fackel niedrig über dem Wasser halten, hält die andere einen wurfbereiten dreizackigen Speer. Und sie haben Glück. Wir sehen, wie die Fische, von der Flamme wie hypnotisiert, unter derselben ruhig stehen bleiben, und schon sind sie auch mit sicherem Stoss aufgespießt. Einer der Jungen läuft am Ufer hin und her und fängt die zugeworfenen Fische mit verblüffender Sicherheit in einem Korb auf.

Ob wir gebackene Fische wollen, zwei Stück kosten eine Mark, verstehen wir unsern mit Mund und Händen gestikulierenden Wirt. Und wenn sie fünf kosten, wir haben Geld und sind immer zu haben, wenn es etwas lang Entbehrtes zum Fressen oder sonst etwas Leckeres gibt. Ein schönes Mädels ist auch da, aber die Alte lässt sie nicht aus den Augen. Sie darf uns nicht mal die gebackenen Fische, die ausgezeichnet sind, servieren. Das tut der Alte, und wir tun so, als sei uns das schnuppe.

Aber als wir uns dann zum Schlafen niederlegen, erzählen wir drei, Dissling, Julius Bär und ich (Lutz redet nichts), uns wunderbare Erlebnisse aus der Maienzeit.

«Ach, so 'n Mädels,» seufzt Julius.

«Zum Kotzen!» flucht Dissling.

Lind ich –?

Ach -----

Als wir erwachen, ist unser Ersatz schon da. Viel zu früh, hätte noch einen Monat warten dürfen.

Einen Kompagnieführer haben wir auch wieder, Leutnant Ukenberg. Scheint nicht gerade ein heller Kopf zu sein. Am nächsten Morgen führt er uns zwei Stunden in einem Wald herum und

kann den Ausgang aus demselben nicht mehr finden. Er fährt immer mit den Fingern auf seiner Kartentasche herum.

Endlich kommt ihm unser Hentschel zu Hilfe. Als wir ins Freie gelangen, steht dort der Regimentskommandeur. Der Leutnant will melden; aber der Oberst schneidet ihm das Wort ab und faucht ihn an:

«Wo stecken Sie mit Ihrer Kompagnie? Sofort ausschwärmen und in nordöstlicher Richtung vorgehen!» befiehlt er.

Der Leutnant springt vor die Kompagnie und gibt mit den Armen Zeichen, nach welchen wir uns bewegen.

«Herr Leutnant, wenn Sie nicht sofort mit Ihrer Kompagnie die von mir angegebene Richtung einschlagen, schiesse ich Sie über den Haufen!» brüllt der Oberst. Er hält tatsächlich seinen Revolver in der Hand.

Ukenberg findet sich nicht zurecht, verdattert steht er da, seine Augen ruhen bittend auf Feldwebel Hentschel.

«Lassen Herr Leutnant eine Drittel-Schwenkung nach links machen,» sagt dieser.

Von vorne kommen Verwundete zurück. Über zerstampfte Kornfelder erreichen wir eine Höhe, auf welcher sich eine dünne Schützenlinie eingegraben hat, welche sich bei unserem Näherkommen sofort zurückzieht.

«Ist das noch alles von euch?» fragen wir.

«Ja, die andern liegen vorn am Draht,» erhalten wir zur Antwort.

«Vorgehen!»

Der Boden ist von Granaten durchwühlt; aber der russische Draht, dem wir uns jetzt nähern und vor dem eine erkleckliche Anzahl toter deutscher Soldaten liegt, ist unversehrt. Das rührt wieder mal von so einem berühmten deutschen Angriff ohne Artillerievorbereitung her, bei welchem die Angreifenden wie Ähren abgemäht werden.

Auch jetzt schweigt unsere Artillerie und auch die russische. Vor uns, hoch in der Luft, platzen ein paar Schrapnells, das ist alles. Ohne beschossen zu werden, überklettern und durchkriechen wir den Draht. Der russische Graben ist leer. Die Russen stecken wohl in der Stadt (Kulikow), welche sich vor uns ausdehnt, oder hinter dem halbrechts sich nach der Stadt hinziehenden hohen Bahndamm? So rein wie es aussieht, ist die Luft nicht. Aber wir kümmern uns nicht lange darum. Eine grosse, im Graben gefundene Blechbüchse, gefüllt mit Bonbons, interessiert mich jetzt weit mehr.

«Die sind vergiftet!» warnt mich Otto Wulf, einer von den Neuen. Hm, riechen darf man schon. Gar nicht schlecht, mal probieren.

Ah, fein!

Jetzt wollen alle davon haben. Hambrot, auch einer von den Neuen, scheint ein richtiger Frechdachs zu sein; er will sich gleich eine ganze Handvoll aus der Büchse angeln. Ich gebe ihm eins mit dem Löffel, den ich in der Hand halte, auf seine dreckigen Finger.

«Nur nicht drängeln, es kommt ein jeder dran.»

Eine Gruppe hat einen ganzen Sack voll mit Zucker gefunden. Die neunte Kompanie liegt im Graben herum und schleckt.

«Wenn das nur gut ausgeht,» sagt Hentschel kopfschüttelnd. Von all den Süßigkeiten nimmt er nichts. Zum Erbrechen hat er jetzt noch Durchfall bekommen, auch ein paar andere der alten Mannschaft leiden darunter.

Mit Julius Bär schlängle ich mich, um mal auszutreten, einen Laufgraben entlang. Nach dreissig Metern finden wir zwei tote beieinanderliegende Russen.

«Granatvolltreffer!» sagt Julius.

Nach einer kurzen Sitzung – das Resultat derselben schmeissen wir mit dem Spaten aus dem Graben – machen wir wieder kehrt.

«Der Laufgraben scheint nach der Stadt zu gehen; wenn die Russen angreifen, können sie in demselben gedeckt bis zu uns herankommen,» sagen wir zu Hentschel.

Leutnant Ukenberg glaubt nicht an einen russischen Angriff; aber Feldwebel Hentschel lässt vier im Graben gefundene Drahtrollen entrollen und im Laufgraben auf einen Haufen werfen. Gleichzeitig müssen wir durch den hinter uns sich befindenden Drahtverhau Durchgangslücken schneiden.

Als es zu dunkeln beginnt, fängt der Russe plötzlich an, uns mit Granaten zu bearbeiten. Verdammst nochmal, sind wir hier in einer Falle –?

Besorgt betrachten wir den Draht hinter uns. Wenn es nötig wird, wird in der Aufregung keiner von uns bei Nacht den Durchgang finden. Im Rücken durch einen Drahtverhau blockiert zu sein, ist kein angenehmes Gefühl.

Glücklicherweise hört der Russe nach einer halben Stunde wieder mit seiner Schiesserei auf. Wir gehen sofort daran, die Pfähle auszureissen und den Draht links und rechts zurückzudämmen, was nicht ohne zerrissene Hände abgeht. Aber wir haben jetzt eine breite Gasse, durch welche wir, wenn es nötig wird, türmen

können. Es soll keine Reserve hinter uns liegen, und wir werden uns den Teufel hier abmurksen lassen. Nun wollen wir noch schnell den nur metertiefen Russengraben in besseren Verteidigungszustand umarbeiten; aber es ist schon zu spät. Vom Bahndamm her wälzt sich eine dunkle Masse.

Von rechts rufen sie: «Nicht schiessen, es sind Truppen von uns!»

«Raus hier!» ruft Hentschel.

Wir schnellen aus dem Graben und werfen uns hinter den von den Russen aufgeworfenen Erdwall. Wir haben hier besseren Schutz und besseres Schussfeld.

«Nicht schiessen! Nicht schiessen! Es sind Russen, die sich ergeben wollen!» kommt es wieder von rechts.

Beim Schein unserer Leuchtkugeln sehen wir eine Unmasse Russen ohne Gewehre mit erhobenen Händen auf uns zukommen. Meine Füße bearbeiten vor Aufregung wie Trommelstöcke den Boden.

Hentschel brüllt das erlösende Wort: «Feuer!» Und «Feuer! Feuer!» brüllt es jetzt links und rechts.

Verflucht! Mit Handgranaten, die sie, für uns unsichtbar, auf dem Rücken tragen, und mit Messern wollen sie uns abschlachten. Aber sie sind noch mehr als fünfzig Meter von uns weg. Unsere Kugeln verhindern sie am Werfen.

Mehr zu schaffen machen uns zwei auf dem Bahndamm aufgestellte M.G. Wir feuern, was die Gewehre hergeben mögen.

«Millionen nochmal! Warum arbeiten unsere M.G. nicht?»

«Keine da.»

«Und unsere Artillerie?»

«Nix.»

«Scheisse!»

«Feuer!»

«Nicht zurückgehen!»

Granaten und Schrapnells prasseln auf uns nieder. Die Russen, deren immer mehr werden, versuchen, in den Laufgraben zu gelangen. Derselbe kann nur von einem Mann unter Feuer genommen werden. Schon nach kurzer Zeit dreht der sich auf die Seite. Der neben mir liegende Gupf schiebt ihn vollends weg und schießt an seiner Stelle weiter den Graben entlang.

Die Russen wollen nicht aufgeben. «Hurä, hurä!» tönt's durch den Lärm.

Verwundet kriecht Gupf neben mir zurück. Jetzt schicke ich Schuss um Schuss in rasender Eile den Graben entlang. Die Kame-

raden schieben mir von hinten ein geladenes Gewehr um das andere zu. Meine rechte Schulter schmerzt und brennt wie Feuer. Ich kann das Gewehr nicht mehr anziehen; ich schiebe es vor und feuere mit gestrecktem rechtem Arm.

Ich kann nicht mehr.

«Zurück!» ruft Hentschel.

Nach ein paar Sätzen lande ich in einem Trichter. Dicht daneben steht plötzlich eine Feuersäule. Ich spüre, wie mich eine Masse Erde zu erdrücken droht; aber es ist nicht so schlimm, ich kann mich schnell herausarbeiten.

Endlich sind unsere M.G. da. Links und rechts von mir hämmern und hacken sie. Auch unsere Artillerie hat endlich den Faden wieder gefunden und setzt unter die schwächer werdenden Russen Tod und Verderben.

Nach vollen drei Stunden ununterbrochener Angriffe bricht die über den Bahndamm kommende Menschenflut ab. Reste der Angreifenden versuchen, verfolgt von unserem Feuer, nach der brennenden Stadt zu entkommen.

«Loslassen, du Hund, loslassen!» Mit eisernem Griff hält einer meinen Hals umklammert. Ich bekomme keine Luft mehr; mit der letzten Kraft reisse ich die Hand von meinem Hals und schlage die Augen auf. Sengende Sonnenstrahlen zwingen mich, dieselben sofort wieder zu schliessen.

Wo bin ich eigentlich und was ist mit mir los? Ich greife mir an den Hals, der ist steif und fühlt sich an wie harter Stein. Jetzt werde ich ganz wach. Mit dem Tornister auf dem Rücken liege ich in einem grossen Granatloch, mein Kopf hängt tief hintenüber. Als ich mich aufrichten will, veranlassen mich starke Schmerzen an der rechten Brust und Oberarm, wieder umzusinken. Mit Mühe geb' ich meinem Kopf eine höhere Lage, um besser atmen zu können. Meine rechte Hand tut auch weh; als ich dieselbe hoch halte, sehe ich, wie sie fest den Stiel eines Spatens umklammert hält.

Ach so –, letzte Nacht –, das war grässliche Wirklichkeit, kein böser Traum –. Und die Schmerzen, die sind vom Schiessen, vom Schiessen auf Menschen –.

Die Sonne brennt, aber mich fröstelt. Wie schmutzig und mager doch meine Hände sind –. Ich fahre mir mit der Linken übers Gesicht und spüre nur überall vorstehende Knochen. Irgendwo muss ich doch einen Spiegel haben –?

Bin ich das? -----

Das ist doch ein Totengesicht! Aber die Augen –, ich wusste noch gar nicht, dass ich solch grosse Augen habe. Wenn mich Mutter so sähe, wenn mich -----

Ach Gott, ich bin doch ein Mensch – ein Mensch, und muss hier leben wie ein Tier. Wie Schweine liegen wir ständig in Dreck- und Morastpfützen, anstatt Kleider haben wir stinkende, verlauste Lumpen an unseren Knochengestellen hängen.

Ach, all das Fluchen befreit uns nicht von den schweren Ketten, die uns umschlingen. Doch einmal, einmal wird die Zeit kommen, wo diese chronische Mordpest ihr Ende finden wird, und dann wird unsere Zeit anbrechen, unsere Zeit, in welcher wir der Menschheit die Binde von den Augen und dem Mörder Krieg die Maske vom Gesicht reissen werden.

Himmelfahrt

Hu, ist das ein grauenerregendes Bild! Das ganze Gelände bis zum Bahndamm und bis zur Stadt ist zerstampft und von Granaten durchwühlt. Darüber hingestret liegt blutiger Menschensalat.

Zwei Sanitäter – es sind die ersten, die mir gefallen – erzählen mir, den Russen sei links von der Stadt ihr hinterhältiger Angriff gelungen. Zwei Kompagnien des zweiten Bataillons liegen erdolcht in ihren Gräben. Viel hätte nicht gefehlt, so hätten wir das Schicksal dieser beiden Kompagnien geteilt.

Unser Bataillon ist schon weg; es sei noch während der Nacht in Kulikow einmarschiert. Freilich, damit pressiert es immer! Wenn ich nur wüsste, wo ich jetzt meine Kompagnie zu suchen habe. Ich habe nämlich mächtigen Hunger und anderswo als bei der eigenen Kompagnie kriegt man ja nichts zu fressen. Und auch das andere: sie kommen einem grad mit Erschiessen, wenn man mal etwas zurückbleibt. Wenn das nicht wäre, würde ich mich hier hinhauen und mal gründlich ausschlafen.

Gemächlich trotte ich nach der Stadt, an Leichenbergen vorbei und an Sanitätern, die das Schlachtfeld nach noch etwa lebenden Verwundeten absuchen. Da hätten sie aber schon während der letzten Nacht kommen müssen, da wären sicher noch Dutzende zu retten gewesen; jetzt sind sie natürlich verblutet. Hol' euch der Teufel!

Zwischen rauchenden Trümmern stehen zwei Feldküchen, aber die der neunten ist nicht dabei.

«Kann man hier was zu essen kriegen?»

«Zu welcher Kompagnie gehörst du?»

«Neunte.»

«Die liegt da vorne im Busch; aber gib mal her den Topp, es ist genug da.»

Ich halte das Kochgeschirr hin und lass mir einen Schlag Erbsen mit Speck geben.

«Deine Hände darfst auch mal wieder waschen, Junge,» sagt der Küchenunteroffizier.

«Gebt ihr mir Wasser?»

«Ja, dort, kannst aus dem Fass nehmen und hier ist ein Eimer.»

«Gut, danke, aber erst will ich futtern.»

Dieses grossartige Angebot, mich mal wieder richtig waschen zu dürfen, lasse ich mir nicht entgehen. Ich ziehe Rock, Weste und Hemd ab, dabei entdecke ich, dass am linken Ärmel zwei Löcher sind, welche vor zwei Tagen noch nicht waren. Die genauere Untersuchung ergibt, dass es zwei Kugeldurchschläge sind. Auch meine Seitengewehrtasche ist von einer Kugel zerrissen.

«Da hast du aber Schwein gehabt, Mensch,» sagt der Bulle.

Die neunte Kompagnie finde ich vor der Stadt; in einem zertrampelten Getreidefeld haben sie sich Löcher gegraben. Die Kameraden starren mich an wie ein fremdes Wesen.

«Na, was habt ihr denn?»

Julius Bär findet zuerst die Sprache wieder. «Natürlich, er ist es doch! Wo kommst du denn her, Mensch? Hentschel sagt doch, dass er dich fallen gesehen habe.»

«Bin wieder aufgestanden. Wo ist Lutz?»

«Beim Kompagnieführer.»

«Und Dissling?»

«Dissling ist sicher tot. Noch weitere zwei fehlen, Hambrot und Eckstein, die sind schwer verwundet,» sagt Julius. «Aber wo warst eigentlich du? Ich hab' doch das ganze Gelände nach dir abgesucht?»

«Ich hab' in einem Trichter meinen Rausch ausgeschlafen.»

Seit gestern liegen wir hier hinten, weit ab von der Front, bei der schweren Artillerie in Reserve.

Morgen ist Christi Himmelfahrt. Das ganze Regiment ist chole-raverdächtig. Unser Zug, ein kleines Häuflein, hat sich eine eigene Latrine gebaut, und die ist immer gut besetzt. Otto Wulf sitzt schon bald eine Stunde dort.

«Es hat keinen Wert, von hier wieder aufzustehen,» meint er, und er hat recht. Wenn man schon meint, jetzt gibt es Ruhe und die Hosen hochzieht, muss man dieselben auch schon wieder runter-

lassen und abhocken; im Loch sieht man nur Blut. Müde und schwach liegen die Kameraden in der Sonne oder in den aufgeschlagenen Zelten. Nach der Latrine hin ist ein ständiges Wettrennen im Gang.

Beim Essenausgeben fällt durch eine Granate, welche aber nicht uns, sondern der schweren Artillerie galt, von unserer Kompanie der letzte Mann, welcher im August 1914 mit dieser ins Feld zog. Die vier an die Küche gespannten Pferde reissen mit derselben aus. Unser Essen spritzt links und rechts aus dem offenen Kessel. Doch weinen wir deshalb nicht, zum Essen hat doch keiner Lust. Eine Zigarre zwischen den Zähnen, liege ich in der Nähe der Latrine auf dem Rücken und sehe mir den Eilmarsch, an welchem ich mich von Zeit zu Zeit beteilige, an. Am Nachmittag bei der Postausgabe erhalte ich zwei Pakete mit Rauchfleisch und ein Paketchen Schokolade. Das Fleisch ist ungeniessbar, aber die Schweizer Schokolade ist gut. Julius Bär und Meile helfen mir dieselbe sofort aufessen.

Die vierundzwanziger Batterie, welche hundert Meter hinter uns liegt, bekommt gegen Abend schwer Zunder. Doch gibt dieselbe ununterbrochen Salve um Salve ab. Vorn an der Front muss ein Gefecht im Gang sein: M.G.-, Gewehrfeuer und das Explodieren von Granaten ist zu hören. Ich schlafe trotz des die ganze Nacht andauernden Artilleriefeuers, ohne einmal zur Latrine zu müssen, und fühle mich am Morgen wieder etwas kräftiger. Am frühen Vormittag erhalten wir wieder neues Kanonenfutter. Wieder sind es blutjunge Burschen, von welchen vierzig unserer Kompanie zugeteilt werden.

Kurz vor zwölf Uhr kommt Befehl: «Bataillon zum Feldgottesdienst antreten!»

Unser Kompanieführer flucht, und wir andern, na, wir könnten es so gut wie er, aber es nützt nichts. Wir trösten uns damit, dass wir ja noch zehn Tage, wie uns versprochen worden war, hier liegen bleiben werden und marschieren mit Gewehr und umgeschallt zum Feldgottesdienstplatz, wo sich bereits unsere andern zwei Bataillone befinden. Jetzt erfahren wir tatsächlich erst, dass heute Christi Himmelfahrt ist. Wir wissen nicht mehr, wie wir leben, ob heute Sonn- oder Werktag ist, darauf können wir nicht so ohne Weiteres antworten.

Wir sind zu einem grossen Karree aufgestellt. Den Feldprediger sehen wir wohl den Mund auf- und zumachen, aber hören tun wir ihn nicht. Ist ja auch egal. Was der uns zu erzählen weiss, dafür haben wir nicht das geringste Interesse. Doch der Grund, warum

wir nichts hörten – war der grässliche Lärm der Artillerie: hundert Meter vor und hundert Meter hinter uns steht Batterie an Batterie, und alle feuern mit der grössten Intensität. Zu Ehren von Christi Himmelfahrt? O nein! Sie schiessen zur Himmelfahrt Hunderte und aber Hunderte von Russen, – und im selben Augenblick will uns so ein Feldprediger etwas von Gott und Jesus Christus erzählen. – Prrr! Wenn man uns doch mit solchem Kohl verschonen wollte! Wir im Feld wissen ja, was wir von der christlichen Nächstenliebe zu halten haben. Wir wissen ja, dass man uns nicht als Menschen, sondern nur als Schweine betrachtet, welche man nach Belieben zur Schlachtbank führt.

Eine Stunde später liege ich im Lager auf dem Rücken und lasse mir von den Sonnenstrahlen den entblössten Oberkörper braten. Plötzlich höre ich, wie einer sagt: «Was tun die Leute?»

Ich richte mich halb auf und sehe den Oberst mit seinem Adjutanten bei einem Korporal stehen. Dieser antwortet:

«Auf Befehl des Herrn Bataillonsführers ruhen wir, Herr Oberst.»

«Was? – Die Herren Kompagnieführer!» brüllt er. Die kommen angesprengt.

«Was tun die Leute?»

«Auf Befehl des Herrn Bataillonsführers ruhen, Herr Oberst.»

Der klopf sich mit der Reitpeitsche gegen seine glänzenden Stiefel und sagt: «Lassen Sie die Kompagnien sofort feldmarschmässig zum Exerzieren antreten!»

Wir kochen fast vor Wut, aber wir haben nichts zu sagen. Wir haben kein anderes Recht, als das zu sterben.

Mit schwerem Tornister, umgeschnallt und mit Gewehr exerzieren wir gruppenweise. Nach einer Viertelstunde geht der Oberst wieder in das weit hinter uns liegende Dorf. Kaum aus der Hörweite, ruft der Kompagnieführer: «Runter mit dem Tornister! Alles hinlegen! Das hätte gerade noch gefehlt. Der Teufel soll den Kerl holen.»

Der inzwischen erschienene Bataillonskommandeur befiehlt, sofort das Exerzieren einzustellen.

Eine Stunde später: Alarm! – Fluchend brechen wir in Eile unsere Zelte ab. Währenddessen kommen die Küchen angesprengt, ebenso der Regimentskommandeur. Anstatt dass man uns Zeit lässt, den angebotenen Becher Kaffee in Ruhe zu trinken, müssen wir sofort kompagnieweise antreten. Der Oberst reitet vor die Front und hält uns folgende Ansprache:

«Kameraden! Das ehrenvolle Regiment (ehrenvoll ist gut!) hat den ehrenvollen Auftrag (noch besser!), bis morgen früh sieben Uhr eine von den Russen besetzte starke Waldstellung einzunehmen. Ich erwarte von jedem Mann und Offizier volle Pflichterfüllung. Siegen oder sterben, Kameraden, etwas anderes gibt es für uns nicht. Geben wir mit Freude für unser liebes Vaterland das Leben.»

Wir? Er meint natürlich damit uns. Jetzt legt er einen Finger an die Mütze, schmettert sein «Haltet euch tapfer, Kameraden! Auf Wiedersehen!» heraus und sprengt davon. Nach vorne? I bewahre! Der geht doch nicht dahin, wo Eisenstücke herumfliegen. Das «wir» gilt hier wirklich nur für uns. Pfui, so'n Ekel! Also das ist jetzt unsere versprochene Ruhe! Schwach wie wir sind, erschöpft uns der Eilmarsch in der entsetzlich heiss brennenden Soane noch mehr. Dazu will uns die Wut noch fast ersticken. Ganze Litaneien von Flüchen schwirren durch die Luft. In den Augen unseres jungen Ersatzes kann man das Entsetzen über das, was ihnen bevorsteht, lesen. Julius Bär und ich haben unsere beiden Jüngsten, die kein Wort zu sprechen wagen, in unsere Mitte genommen und sprechen ihnen Mut zu.

Bei Dunkelwerden liegen wir vor einem einen grossen Halbkreis bildenden Waldrand in einem engen, aber sehr tiefen Graben.

Die Nacht verläuft ziemlich ruhig, zu ruhig. Es beginnt noch nicht mal zu tagen, da merken wir schon, dass hier etwas nicht in Ordnung ist. In unserem Rücken fallen einzelne Gewehrschüsse, die wir uns nicht erklären können. Bereits hat einer, der austreten gegangen war, von hinten einen Rückenschuss erhalten. Eine zurückgeschickte Aufklärungspatrouille kommt nicht wieder. Als es Tag wird, haben wir allen Grund, unsere Augen aufzureissen. Die Russen haben es sich in unserem Rücken bequem gemacht. Wir sehen uns von ihnen fast gänzlich eingeschlossen.

«Das wird ein netter Tanz werden.» sagt Hentschel.

Bursch, leichenblass im Gesicht, fragt mich: «Ist es wahr, dass die Russen keine Gefangenen machen?»

Mir ist selbst sehr schwül, aber ich kann den Jungen nicht leiden sehen.

«Hab' keine Angst, Kamerad; es wird schon alles noch gut ablaufen.»

Jetzt fängt zu gleicher Zeit die deutsche und die russische Artillerie an zu schiessen. Die Deutschen bearbeiten die Russen, welche hinter uns liegen, und die Russen uns, und nicht zu knapp. Die Russen arbeiten heute nur mit allerschwerstem Kaliber, sogar mit

zweiunddreissiger Granaten, von weit her, aus auf Eisenbahnwagen montierten Schiffsgeschützen. Mit schrecklichem Getöse kommen die schweren angezogen; bei ihrem Explodieren wankt die Erde. Die Jungen sind halb wahnsinnig und stossen gellende Schreie aus. Die Junges, wie Julius Bär unseren jungen Hans Soldermann mit Gewalt auf den Boden drückt. Soldermann will immer den Graben verlassen, was sein sicherer und sofortiger Tod wäre. Ich selbst habe mit Bursch zu tun: mit beiden Armen hält er meinen Leib umklammert; er kann nicht mal mehr schreien; mit dem Mund macht er japsende Bewegungen. Hentschel zieht ihn von mir weg und drückt ihn auf den Boden. Das Feuer ist heute aber auch aussergewöhnlich furchtbar, und die Russen schiessen gut. Ganze Grabenstücke fliegen in die Luft, und der Pulverdampf erstickt uns fast Auch die russische Stellung hinter uns ist vollständig in Rauchwolken eingehüllt; von dort haben wir vorläufig nichts zu befürchten. Aber es ist hier trotzdem nicht mehr zum Aushalten.

Feldwebel Hentschel sagt: «Wenn wir hier bleiben, lebt in einer Stunde kein einziger mehr von uns; wir ziehen uns nach rechts; vielleicht finden wir im Walde etwas mehr Schutz.»

«Es ist dort nicht besser als hier, Herr Feldwebel. Sehen Sie doch, wie die Bäume in der Luft herumwirbeln.»

«Gott, ist das doch ein Jammer! Hier kommen wir nicht mehr raus.»

«Siegen oder sterben, Herr Feldwebel!» antworte ich ironisch. Hentschel spuckt aus, sagt «Komm!» und geht nach rechts.

Wir andern folgen. Wir kommen aber nur zwanzig Meter weit. Der Graben ist hier dem Erdboden gleich gemacht; alle, die hier standen oder lagen, sind zugedeckt, begraben. Es ist nichts zu sehen als eine aus dem Boden hervorragende welke Hand und der Lauf eines Gewehres.

«Herr Feldwebel, wo ist eigentlich der Kompangieführer? Wir haben doch keinen Befehl zum Vorgehen!» ruft Lutz. Es ist das erste Wort, das ich heute von ihm höre. Hentschel gibt keine Antwort. «Dritter Zug mir nach!» ruft er und springt in den Wald. Ich folge ihm auf dem Fusse.

Nach zwanzig Schritten zwingt mich ein furchtbares Geheul auf den Boden. Mein Kopf berührt die Stiefelsohlen des Feldwebels.

Huuuch! Welteinstürzendes Krachen, ein Haufen Erde und Steine prasseln auf mich nieder. Mit grosser Anstrengung ringe ich nach Luft, welche mir auszugehen droht. Immer wieder kommen neue Granaten und schlagen in unserer Nähe und überall ein. Der

Feldweibel vor mir regt sich nicht. Ich mache mich von Erde und Holzstücken frei und kriechе an seine Seite.

«Herr Feldweibel!»

Er gibt keine Antwort. Ich drehe seinen Kopf, der am Rande eines Granattrichters liegt, in welchem eine ganze Gruppe gut Platz hätte, nach mir und sehe in ein Paar weit aufgerissene Augen.

«Lutz, schnell hierher!» Wir ziehen Hentschel in den Trichter und reißen ihm den Rock auf. Lutz versteht etwas von Wiederbelebungsversuchen. So gut als es das tolle Feuer zulässt, zieht er ihm die Arme immer vor und zurück, aber alle Mühe ist umsonst. Ich mache einen letzten Versuch und lege meinen Mund auf den von Hentschel, um ihm seinen von der Granate zurückgeschlagenen Atem wieder zurückzuholen. Es nützt nichts, erschöpft geben wir unsere Versuche auf. Hentschel, mein im Stillen verehrter Freund, ist tot. Die Granate hat ihn getötet, ohne ihn zu verwunden.

Qualvoll halte ich Hentschels Kopf in meinen Händen. Ein Schluchzen steigt in mir auf, welches ich mit aller Macht nicht zurückhalten kann. Träne um Träne tropft aus meinen Augen auf sein liebes Gesicht. Ein neuer Erdwall, der uns zuzudecken droht, reisst uns aus unserer schmerzlichen Versunkenheit.

«Komm!» sagt Lutz, «wir können nicht hierbleiben. Hentschel können wir auch nicht mehr helfen.»

«Vorgehen! Vorgehen!» ruft einer dicht bei uns; das ist der Kompagnieführer. Wir zeigen stumm auf unseren toten Hentschel, werfen einen letzten Blick auf ihn und stürzen, den verdutzt dreinschauenden Leutnant stehen lassend, davon. Doch wohin wir uns auch wenden, überall heult, kracht und zischt es. Gellende Schreie übertönen den furchtbaren Lärm. Rings um uns steigen schwarze Rauchwolken auf.

Eine Weile liege ich in einem Loch neben einem toten Russen. Weit klafft dessen aufgerissener Bauch auseinander; seine rechte Hand ist in seinen Därmen verkrampft. Ich schliesse mich ein paar von hinten sich vorarbeitenden Kameraden an; Lutz habe ich aus den Augen verloren. Erst nach langer Zeit erreichen wir den Waldausgang. Auf freiem Feld liegen einzelne Gruppen wie mit dem Boden verwachsen. Wir arbeiten uns näher an sie heran und erkennen in ihnen Leute von unserer Kompagnie; auch der Kompagnieführer liegt in der Nähe.

Es ist Mittag. Das russische Artilleriefeuer geht mit unverminderter Stärke weiter. Furchtbar heiss brennt die Sonne, und um das Leiden voll zu machen, überfallen mich heftige Leibschermerzen. Fest drücke ich mein Gesicht auf die Erde und leide. Meine vom

Urin nassen Oberschenkel brennen wie Feuer. Ein plötzlich einsetzender Durchfall verschlimmert die Sache noch mehr. Wie Wasser geht es von mir. Ich schiebe mal die Hand in die Hose und ziehe dieselbe blutig zurück. Ist das nun Cholera?

«Herr Leutnant, ich habe Cholera; darf ich zurückgehen?»

Verdammt! Als ich den Kopf hebe, sehe ich die Gruppe, die vorhin noch einige Meter von mir lag, nicht mehr; an ihrer Stelle klafft ein grosses Loch. Seitwärts davon wälzen sich drei auf der Erde, von den andern ist nichts mehr zu sehen. Volltreffer!

Endlich wird es Nacht. Das Feuer lässt nach. Von hinten kommen Reservetruppen, um uns abzulösen. Die Russen hinter uns sind aufgerieben, sagen sie.

Und wir?

Ich höre unsern Kompagnieführer immer wieder sagen: «Wo sind meine Leute?» Bis zum Morgen finden sich noch ganze neun- und zwanzig Mann zusammen. Von unserer Gruppe fehlen die zwei Jungen, Soldermann und Bursch. Meile ist auch nicht mehr. Von dem jungen Ersatz fehlen neunzehn Mann; sie sind noch nicht mal im Kompagniebuch eingetragen. Man weiss auch nicht, wie alle geheissen.

Siegen oder sterben -----

Um sechs Uhr gibt es Kaffee. An Essen ist kein Mangel, die Küche hat für siebzehn Mann Essen gebracht.

«Wer will noch Brot? Wer will Wurst, Marmelade, Käse?» ruft der Küchenbulle.

«Bring doch den Mist dem Oberst und sag ihm, er soll dran erstickten,» ruft einer.

Ich ziehe mich ganz aus und wasche meinen total beschmutzten Körper mit drei Kochgeschirren voll Kaffee ab. Auch Gesicht und Hals wasche ich mit der schwarzen Brühe. Korporal Lutz hat mir unterdessen aus herumliegenden Tornistern saubere Wäsche bereit gelegt und drängt zur Eile. Wieder angekleidet, fühle ich mich etwas wohler, doch bin ich sehr matt. In meinem Innern fühle ich eine furchtbare Leere. Lutz hängt mir Tornister und Gewehr um und schiebt mich zum Kompagnieführer.

«Herr Leutnant, ich bitte zum Arzt gehen zu dürfen.»

Ukenberg sieht mich eine Weile schweigend an. «Können Sie gehen?»

«Jawohl, Herr Leutnant.»

«Na, probieren Sie's; aber ich sage Ihnen im Voraus, dass Sie der Arzt nicht annimmt.»

Ich kann nur kurze Stücke gehen und muss dann immer wieder vor Mattigkeit abliegen. Bald bin ich nicht mehr allein. Verwundete wanken und humpeln, zum Teil Gewehre als Krücken benützend, ebenfalls nach rückwärts. Volle zwei Stunden brauche ich zum Verbandsplatz. Hier ist Hochbetrieb. Bauernwagen um Bauernwagen fährt mit nur notdürftig verbundenen Elendsgestalten ab.

Was soll ich hier? Ich bin ja nicht verwundet – aber ich bin doch auch am Verrecken. Ich raffe all meinen Mut zusammen und dränge mich in das Haus, in welchem verbunden wird. Wie ich erst mal drin bin, lasse ich mich auch nicht vom Sanitäter mehr rauschmeissen, obwohl er das gerne möchte. Ich muss lange warten. Endlich fragt mich der Arzt, der wie ein Metzger aussieht:

«Was ist mit Ihnen?»

«Herr Doktor, ich bin furchtbar schwach, es geht ständig Blut von mir.»

«Sind nicht verwundet? Was wollen Sie dann hier?»

Ich lasse den Kopf hängen. Mein elendes Aussehen muss ihn dann aber doch erbarmt haben.

«Na,» sagt er, nachdem er mir den Puls gefühlt und meine Zunge angesehen hatte, «so schlimm, wie Sie tun, ist es noch nicht. Haben Sie einen Löffel?»

«Jawohl!»

«Sanitäter!» Der weiss Bescheid und bringt Choleratropfen, von welchen mir der Arzt ein paar in den Löffel gisst.

«Runter damit, – war's gut?»

Ich mache nur «hm».

«So, mein Junge, jetzt machen Sie, dass Sie zu Ihrer Truppe zurückkommen.»

Der Sanitäter schiebt mich eilig zur Tür hinaus. Ich verstecke meinen Tornister und mache einen Gang durchs Dorf. Die Zerstörung in demselben fällt mir schon gar nicht mehr auf. Plötzlich sehe ich den Herrn Oberst. Fein, tadellos gekleidet, mit der Reitpeitsche schwingend, eine Zigarette zwischen den Zähnen, so stolz hier im Dorfe herum. An seiner linken Brustseite sehe ich das Eiserne Kreuz erster Klasse, das hatte er vorgestern noch nicht. Jedenfalls hat er das gestern, während das Regiment vorne siegte und starb, erhalten. Von mir aus kann er sich ja einen ganzen Blechladen an seiner wattierten Heldenbrust aufhängen, wenn nur nicht das viele Blut so vieler meiner Kameraden daran kleben würde.

Da ich inzwischen Hunger gekriegt habe, halte ich nach unserer Küche Ausschau, kann sie aber nicht finden. Langsam mache

ich mich wieder auf den Weg zu meiner Kompanie. An wie toll feuernden Batterien vorbei gehe ich dann rechts, um nicht an die Stellung der zusammengeschossenen Russen zu gelangen, welche ich auch heute früh umgangen habe. Plötzlich sehe ich ein einsam stehendes kleines Haus, aus dessen Kamin sich ein dünner Rauchfaden schlängelt. Wo Rauch ist, da ist auch Feuer, und wo man jetzt Feuer macht, da kocht man sicher etwas. Da muss ich unbedingt mal nachschauen. An der einen Seite des Hauses ist an der Holzwand ein Loch herausgerissen. Ich blicke in einen leeren Raum, kann aber nichts entdecken, und es ist so ruhig hier, das kommt mir etwas unheimlich vor. Die Tür ist verschlossen.

«Hallo, hallo!»

Plötzlich geht die Tür auf. Mit gemischten Gefühlen sehe ich in zwei auf mich gerichtete Gewehrläufe, dahinter stehen zwei grinssende Russen.

Hm, – mein Gewehr hängt an meinem Hals; aber verdammt nochmal, die lachen doch? Ich sehe mich unsicher um. In ziemlich weiter Ferne sehe ich wohl einige Kameraden, aber rufen nützt hier nichts.

«Kamerad, ja Kamerad,» sagt der eine, «komm, haben gutes Essen, haben Tschai, haben Zacker, haben Paprios.» Also zu essen haben sie, Tee, Zucker und Zigaretten haben sie auch! -----

«Komm, Kamerad!»

Zögernd trete ich in die Stube, die Russen nehmen mir Gewehr und Tornister ab. Vorsichtig greife ich in die Tasche und entsichere den Revolver, welchen ich gestern meinem Freund Hentschel abgenommen habe. Aber die zwei sind ungefährlich. Grinsend und lachend stehen sie vor mir.

«Was tut ihr hier?» frage ich.

«Sind sich gefangen,» sagt der eine, wieder im russisch-jüdischen Dialekt.

«So, seid euch gefangen? Aber warum seid ihr hier?»

«Hat sich uns niemand mitgenommen.»

Auf einem Ofen brotzen in einem grossen Hof schwarze Bohnen. «Is sich feines Essen,» sagt neben mir der Jude. Mir scheint das auch so, und wie das gut riecht! Nach kurzer Zeit hocken wir am Tisch wie gute Freunde und löffeln die Bohnen aus der Pfanne. Nach dem Essen gibt es noch richtigen russischen Tschai. Wir unterhalten uns dabei vortrefflich. Die Russen haben vor der Gefangenschaft absolut keine Angst.

«Bin ich schon in Breslau gewesen. Haben mir Daitsche sähr gut gefallen,» meint Itzig.

Auf meine Frage, warum wir Deutsche nur wenige von ihren Offizieren erwischen, antwortet mir Itzig, die Hunde sitzen hinten bei Wutki und schönen Mädchen.

Gerade stecke ich mir eine neue Zigarette an, da wird die Tür aufgerissen, herein tritt ein deutscher Offizier.

«Na, was tun Sie hier?»

Schnell gefasst, melde ich: «Mit zwei Gefangenen auf dem Wege nach, – nach rückwärts.»

Zweifelnd sieht er mich an. Seelenruhig biete ich ihm einen Becher heissen Tee an.

«Der Tee ist gut,» sagt er und dankt. Er nimmt sogar von den Russen eine Zigarette an. Die Sache scheint ihm etwas komisch vorzukommen; wenn er mich nach Kompagnie und Bataillon fragt, sitz ich in der Tinte.

«So, nun macht, dass ihr hier wegkommt. Die Bude hier wird von einer Funkerabteilung belegt.»

Ich hänge Gepäck und Gewehr um und schiebe mit meinen Gefangenen ab. Nach einer kurzen Strecke gebe ich ihnen die zu gehende Richtung an, wünsche ihnen in der Gefangenschaft viel Glück und mache kehrt.

Es dunkelt bereits, als ich wieder bei meiner Kompagnie ankomme. Die Kameraden machen sich gerade fertig, um in Reservequartiere abzumarschieren. Natürlich, jetzt kann ich denselben Weg wieder zurückklatschen. Während wir zurückmarschieren, oder vielmehr von einem Loch in das andere fliegen, verhält sich der Russe merkwürdig ruhig. Unsere Artillerie dagegen arbeitet mit Hochdruck. An Reservetruppen vorbei die nach vorne gehen – und die uns Schlappschwänze heissen, was bald noch zu einer Keilerei geführt hätte –, kommen wir im selben Ort, wo der Verbandsplatz ist, in Quartiere. Auf einer Lage Stroh schlafe ich tief und fest bis gegen andern Mittag. Beim Erwachen höre ich, dass vorne ein schweres Gefecht im Gange sein muss. Gleich darauf höre ich Alarmrufe. Beim Antreten sehe ich, dass unserer Kompagnie neuer Ersatz zugeteilt war. Auch einen neuen Zugführer haben wir, Feldwebel Molde. Wie mir Julius Bär erzählt, soll der schon fünfzehn Jahre Soldat sein. In der Folge stellt sich auch bald heraus, dass Molde unserm Kompagnieführer an strategischen Kenntnissen weit überlegen ist. Nachdem wir zwei Stunden auf der Strasse herumgestanden, werden wir wieder in die Quartiere entlassen; ein Posten sorgt dafür, dass sich keiner von denselben entfernt. Das Getöse vorne geht ununterbrochen weiter. Am Abend werden wir neuerdings alarmiert, und im Eilmarsch geht es wieder nach vorne.

Reste des Regiments X gehen zurück; sie haben die starke russische Stellung eingenommen, sind dabei aber fast aufgerieben worden. Bei der Dunkelheit erkennen wir, dass vor dem russischen Draht ganze Haufen von ihnen liegen.

Nach Mitternacht liegen wir vor einem steil ansteigenden, jedoch nicht hohen Hügel, von welchem plötzlich rasendes M.G.-Feuer über uns hinwegbraust, ohne Schaden anzurichten. In dichten Haufen liegen wir beisammen und kommen hier nicht weg. Erst gegen Morgen wird es ruhig. Bei Tagesanbruch erklettern wir den Hügel. Die Russen sind verschwunden, nur dort liegt noch ein russischer Offizier tot auf einer Tragbahre.

«Erster und zweiter Zug in Schützenlinie vorgehen, dritter Zug folgt in hundert Meter Entfernung als Reserve!» heisst es Nach zwei Stunden sehen wir die Spitze eines Kirchturms. Die Linie vor uns ist in einem Hohlweg verschwunden. Bald darauf haben wir die russischen Schrapnells über uns; wir wechseln immer wieder den Platz; aber wo immer wir auch hintürmen, überall hin verfolgen uns die Schrapnells, geleitet von einem russischen Artilleriebeobachter, welcher im Kirchturm sitzen muss. Die Kirchtürme sind also nicht nur zur Ehre Gottes da. Als ich mich wieder einmal langsam erhebe (die Sache wird mir allmählich zu dumm), um den Platz zu wechseln, explodiert dicht über meinem Kopf so'n Ding. Ergeben senke ich den Kopf. Es zischt, kracht und klatscht um mich herum. Ich spüre ein paar Schläge. Wieder gefasst, renne ich meinen Kameraden nach. Eine Untersuchung ergibt ein zerrissenes Kochgeschirr, einen zersplitterten Spatenstiel und eine Bleikugel im Gewehrschaft. – Glück muss der Mensch harn!

Am Abend liegen wir bei den andern Kameraden im Hohlweg. Ein schweres Gewitter giesst Ströme von Regen über uns aus. Mit dem Rücken an eine Erdwand gelehnt, hocken wir die ganze Nacht und lassen den Regen über uns ergehen. Als wir uns am Morgen erheben und vorgehen, scheint die Sonne wieder. Wir kommen nicht weit. Schon nach fünfzig Metern sind wir gezwungen, uns einzugraben. M.G.-, Gewehr- und Artillerief Feuer lassen uns unsere Körper tief in den nassen Dreck drücken. Dicht vor unseren Löchern schlagen die Granaten ein. Ganze Erdhaufen fliegen über uns hinweg. Der Kamerad links von mir ist verwundet und brüllt entsetzlich. Mir ist bekannt, dass sich im Hohlweg hinter uns zwei Sanitäter befinden.

«Sanitäter!» brülle ich durch die hohle Hand, «Sanitäter, hierher!»

Endlich, und dies ist fast zum Staunen, kommen sie angekrochen. Der Kamerad hat eine zerfetzte Brust. Ich helfe den Mann in ein Zelt packen, und nun fordern die Sanitäter, dass ich helfen solle, den Mann zurückzubringen, was ich ablehne. Ihre Beschimpfungen erwidere ich mit noch gröberen.

«Das nennt man Kameradschaft,» sagt der eine. Dem spucke ich ins Gesicht. Die Sanitäter im Felde sind gerade die Rechten. Von Kameradschaft haben die meisten von ihnen keinen Schimmer. Wenn ich nicht helfe, wollen sie den Kameraden liegen lassen und wieder zurückgehen, und so bin ich eben gezwungen, anzupacken. Wir kommen gut zurück. Zum Dank für meine Hilfe bekomme ich vom Kompagnieführer, der beim ersten und zweiten Zug im Hohlweg liegt, einen Anschnauzer.

«Machen Sie, dass Sie sofort wieder zu Ihrem Zug kommen!» sagt er.

«Ich will nur etwas verschnaufen, Herr Leutnant,» sage ich.

«Wer meldet sich freiwillig, einen Befehl nach vorne zu überbringen?» ruft da einer. Ich schaue nach der Richtung, wo die Worte herkommen und sehe den Bataillonskommandeur, in der Hand hält er einen Zettel.

«Hier liegt einer vom dritten Zug, der muss doch wieder nach vorne,» sagt einer von den Sanitätern. Das ist der, dem ich vorhin ins Gesicht spuckte. Das ist nun seine Rache.

«Weshalb sind Sie nicht bei Ihrem Zug?» fragt mich der Major.

«Half einen Verwundeten zurücktragen,» antworte ich.

«Wissen Sie nicht, dass Sie Ihre Stellung nicht verlassen dürfen?»

«Doch, Herr Major.»

«Hm. Hier ist ein Befehl an die elfte und zehnte Kompagnie, sowie an den dritten Zug der neunten Kompagnie. Wollen Sie den Befehl überbringen?»

Was will ich machen? Ich darf ja doch nicht hier bleiben und sage ja. Vorne bei den Löchern angekommen, ist vom dritten Zug nichts mehr zu sehen. Wo sind die nur? Ich schaue nach vorwärts, kann aber nichts entdecken. Jetzt sehe ich mir erst mal den Befehlszettel an. Auf demselben steht: «Es werden zwei M.G. in Stellung gebracht. Unter ihrem Schutz gehen die zehnte, elfte, sowie der dritte Zug der neunten Kompagnie vor.»

Tja, wo liegt die zehnte und wo die elfte Kompagnie? Und wo erst unser dritter Zug? Ich mache mich im Laufschrift auf den Weg nach rechts. Unter starkem Feuer schnelle ich von Granatrich-

ter zu Granattrichter. Ich sehe, wie man aus einem Loch mit einem Tuch mir zuwinkt, und renne, ohne noch einmal anzuhalten, drauflos, fliege im Bogen ins Loch und quetsche dabei den Kompagnieführer der elften an die Wand.

«Au, verflucht, sind Sie toll?»

Er liest den Befehl und unterschreibt.

«Wissen Herr Leutnant, wo die zehnte Kompagnie liegt?»

«Nein.»

«Und der dritte Zug der neunten?»

«Keine Ahnung.»

Ich renne wieder nach links. Zurückgegangen sind sie nicht, ich muss sie weiter vorne suchen. Von einem Granatloch schiebe ich mich in das andere. Rings um mich flitzen die Kugeln in die Erde; die Granaten heulen und wirbeln Dreck und Steinfontänen hoch in die Luft. Rechts liegen zwei Mann, weiter vorne noch einige andere.

«Hallo!»

Sie regen sich nicht, tot . . .? Sind die vom dritten Zug? Wahrscheinlich. Ich krieche und stürme weiter, an toten Kameraden vorbei und fliege und rolle plötzlich einen tiefen Abhang hinab in einen Hohlweg. Hier liegen sie, Feldwebel Molde hilft mir auf die Beine. Am Ende der Wirbelsäule spüre ich starke Schmerzen.

Molde liest den Befehl und schreibt auf die Rückseite: «Liege hier mit noch sechzehn Mann des dritten Zuges und kann weder vor noch zurück.»

Molde gibt mir den Zettel und sagt: «Wie wollen Sie jetzt wieder zurückkommen?»

«Weiss ich auch nicht, Herr Feldwebel; ich würde am liebsten hierbleiben.»

«Das geht nicht; Sie müssen den Befehl wieder zurückbringen.»

«Ja, und ihr hier, Herr Feldwebel?»

«Wir müssen hier bis zur Nacht liegen bleiben. Hoffentlich macht der Russe inzwischen keinen Angriff. Wenn Sie diesen Graben nach links gehen, stossen Sie vielleicht auf die Stellung der zehnten Kompagnie. Gehen Sie jetzt, und kommen Sie heil zurück.»

«Wiedersehen, Wiedersehen.»

Der Hohlweg macht eine Linkskurve auf unsere Stellung zu, hört aber dann plötzlich auf. Wieder schlängle ich mich von Trichter zu Trichter, und wieder umtosen mich Eisenstücke und Kugeln. Ausgepumpt bis auf den letzten Rest, komme ich im hintern Hohlweg an und lasse mich dort zusammensacken.

Der Major hat meinen Rückzug verfolgt und kommt jetzt mit langen Schritten auf mich zu. «Liegen bleiben, liegen bleiben!» ruft er. Er bückt sich und nimmt mir das Papier aus der Hand, liest das Geschriebene und sagt dann: «Sie sind ein verteufelt guter Läufer. Was sind Sie für ein Landsmann?»

«Badener, Herr Major!»

Auf seiner Stirn zeigen sich Falten, seine Lippen bilden nur noch einen dünnen Strich. Er legt zwei Finger an den Helm, sagt: «Danke!» dreht sich um und geht weg.

Nun ja, ich bin Badener und weiss, dass wir bei dem preussischen Regiment nicht beliebt sind. Übrigens, die Sache beruht auf Gegenseitigkeit. Süddeutsche und Preussen waren noch nie die besten Freunde.

Es kommt heute nicht zum Angriff. Am Abend kommt Molde mit dem Rest des Zuges zurück. Die ganze Nacht arbeiten wir an der Herstellung des Schützengrabens. Wir haben Koppel und Rock abgelegt. Ein paarmal greifen wir zu den Gewehren, aber es ist nichts. Als es Tag wird, sehen wir, dass die Russen noch fleissiger als wir waren. Drüben, auf leicht ansteigendem Gelände, befindet sich Graben hinter Graben. Wenn die Russen beabsichtigen, anzugreifen, machen sie es immer so. Gewöhnlich stecken dann die Gräben voll mit Stosstruppen. Deshalb deckt unsere Artillerie jetzt die Gräben mit mächtigem Granatfeuer ein. Aber wir scheinen uns diesmal geirrt zu haben. Gegen Mittag heisst es, die Russen wollen sich zurückziehen. Wir sollen, sobald Anzeichen dafür vorhanden sind, vorstossen. Träge schleichen die Stunden. Die Hitze und Schwüle im Graben ist fast nicht mehr zu ertragen; dazu das miserable Schrapnellfeuer der Russen. Ich habe den Graben an einer Stelle unterhöhlt und mich in das Loch gezwängt, wo ich eine Weile trotz des Feuers schlafe. Beim Erwachen fühle ich mich am ganzen Körper wie zerschlagen und kann vor Kreuzschmerzen fast nicht mehr stehen. Lutz schiebt seine Hand durch meine zerrissene Hose und reibt mir mit Gewehrfett den schmerzenden Wirbelknochen ein. Darauf machen wir, so gut dies geht, Gehversuche, und es geht immer besser.

Der Kompagnieführer geht durch den Graben und sagt: «Bei Anbruch der Nacht werden wir von Österreichern abgelöst. Die Küchen stehen hinten zum Essenausgeben bereit.»

Endlich kommen die Österreicher, ziemlich spät.

«Servus,» sagen sie gemütlich. «Habt's vielleicht an Tabak?»

«Nee, Hunger haben wir.»

«Ach, ihr Preissn denkt allweil nur ans Fressen. Geht mal aussu' aus'n Strassngraben; oder soll das vielleicht an Schützengraben san?»

«Halt Goschn, du Saubartl, kannst ja an Franzi sein Arsch an d' Wand malen und als Spiegel benützen,» sagt einer der unseren lachend.

Wir sind schon ein Stück vom Graben weg, da ruft uns der Österreicher feixend nach: «An Franzi sein Arsch hinmalen und Wilhelm der Zweite drunter schreiben.» Die ganze Bande bricht in lautes Lachen aus, welches im aufbrausenden russischen Maschinengewehrfeuer rasch verstummt.

Wir marschieren eine halbe Stunde lang nach links. Auf einer Strasse stehen die Küchen der zehnten, elften und zwölften Kompanie, aber die der neunten ist nicht da. Sie sei bereits an unseren Bestimmungsort abgefahren, heisst es. Ich kann vor Wut und Hunger nicht mal fluchen. Zwei Stunden marschiere ich staubschluckend mit. «Achtung!» ruft einer. Schon zu spät. Der Mann vor mir verschwindet in einem Loch; ich muss natürlich auch rein und schlage mir an seinem Gewehrkolben die Nase blutig.

Jetzt hab' ich genug. Marschier doch meinetwegen zum Teufel! Ich mache nicht mehr mit. Wütend werfe ich mich in den Strassengraben und durchsuche meine Taschen und Gepäck nach einer Brotkrume, kann aber nichts finden. Hunger und Wut erschöpfen mich derart, dass ich nach kurzer Zeit, wie ein Häufchen Elend im Graben liegend, fest eingeschlafen bin.

Wagengerassel weckt mich, es beginnt zu tagen.

«Habt ihr eine Truppe die Strasse entlangmarschieren sehen?» frage ich die Wagenlenker.

«Ja, aber die sind schon weit. Mach mal, dass du von der Strasse runterkommst, die liegt den ganzen Tag unter starkem Artilleriefeuer.»

Ich greife tüchtig aus, und doch wird es fast Mittag, bis ich zu meiner Kompanie stosse. Sie sind gerade mit Essen fertig; es ist nichts mehr übrig als ein Becher Kaffee.

«Brot kannst du haben, soviel du willst,» sagt der Bulle.

«So – na, dann gib mir mal zwei Laib.»

«Du bist sehr bescheiden, Junge; hier hast du.» Mit diesen Worten säbelt er mir von einem Brot zwei dünne Stollen ab.

«Ach, ihr seid immer die gleichen Ekel. Wenn nur ihr genug zum Fressen habt.»

«Wo ist Lutz?» frage ich Julius Bär.

«Er ist mit einem Kochgeschirr weggegangen,» antwortet der. Nach kurzer Zeit kommt Lutz und hält mir ein Kochgeschirr entgegen. «Hier, iss dich mal satt.»

Mit wahrem Heisshunger verschlinge ich fast das ganze Geschirr voll Bohnen, und dann bin ich wieder satt und zufrieden.

Inferno

Auf einen weitausgedehnten, von hohem Wald umgebenen Platz schiebt sich Kompanie um Kompanie. Bis um zwei Uhr ist das ganze Regiment hier versammelt. Einmal sehe ich auch den Regimentskommandeur. Wie Donar flitzt er auf seinem Hengst über die Ebene und verschwindet in der fernsten Ecke.

«Was soll es hier eigentlich geben, Lutz?»

«Etwas soll gespielt werden, aber was?»

Es ist heraus, der Regimentsadjutant hat es ausgeplaudert: Der Kaiser will das Regiment besichtigen. Für den Obersten scheint dies ein welterschütterndes Ereignis zu sein; uns selbst lässt es kalt; die Kameraden reissen die kühnsten Witze über Willem, wie sie ihn nennen.

Endlich steht das Regiment in einem grossen Viereck; immer und immer wieder müssen wir «Gewehr über», «Gewehr ab» und «Präsentiert das Gewehr» üben.

«Wie auf'm Jahrmarkt die Affen,» sagt Lutz.

Der Oberst galoppiert noch immer herum. Endlich sprengt er in das Viereck. Einige Minuten vollführt er vor unseren Augen mit seinem Hengst die tollsten Zirkuskunststücke.

«Alles schon dagewesen, Herr Oberst,» sagt Julius halblaut. Lutz boxt ihm dafür in die Rippen. «Halt deine Schnauze, du Kamel!»

Endlich reisst der Oberst sein Maul auf.

«Kameraden! Ich kann euch die freudige Mitteilung machen, dass unser allergnädigster Kaiser und oberster Kriegsherr den Wunsch ausgesprochen hat, das ehrenvolle Regiment X besichtigen zu wollen. Diese ganz ausserordentliche Ehre ist bis jetzt nur wenigen Regimentern zuteil geworden. Ich erwarte, dass jeder, der die Ehre hat, von Seiner Majestät angesprochen zu werden, laut und freundlich antwortet. Ich bitte die Herren Bataillonskommandeure, dafür Sorge tragen zu wollen, dass die Bataillone und Kompagnien tadellos ausgerichtet dastehen. Regiment, rrrt euch!»

Wieder wird ausgerichtet und Gewehr präsentiert. Es vergeht eine Stunde, und von Willem ist noch nichts zu sehen; etwas muss hier nicht richtig sein. Der Oberst sprengt, gefolgt von seinem Adjutanten und noch einem Rattenschwanz anderer Offiziere, immer eine nach rückwärts führende Strasse entlang und kommt im Galopp wieder zurück. Über uns kreisen vier Flugzeuge.

Aha, jetzt kommt's. Wie vom Teufel gehetzt, kommt die Kavalkade angesprengt.

«Regiment, präsentiert das Gewehr!»

Das Regiment steht wie eine Mauer. Zwei hohe Kürassieroffiziere flitzen heran. Laut und deutlich hören wir, wie der eine, zum Oberst gewendet, sagt:

«Seine Majestät der Kaiser bedauert sehr, das Regiment nicht besichtigen zu können. Es ist nicht möglich, mit dem Auto bis hierher zu gelangen, die Strasse ist durch Artillerie gänzlich verstopft. Seine Majestät entbietet dem tapferen Regiment die besten Grüsse und hofft, dass sich dasselbe weiter tapfer und heldenmütig halten werde bis zum siegreichen Ende.»

Mit diesen Worten überreicht er dem Obersten, dessen Kinnbacken vor Wut zittern, ein kleines Päckchen, welches das Eiserne Kreuz für die tapferen – Offiziere des Regiments enthält.

in Begleitung des Obersten und seines Anhangs reiten die beiden Kürassiere wieder weg.

«Habt ihr schon eine solche Köpenickiade gesehen?» feixt Bär wieder halblaut.

«Halt doch die Fresse, Mensch,» haucht Lutz, «wirst bald sehen, dass wir die Blamage des Obersten zu spüren kriegen.»

Das wird stimmen. Der Oberst kommt zurück. Er gebärdet sich wie ein verrückt gewordener Indianerhäuptling.

«Hol der Teufel die verfluchte Artillerie!» schreit er in die Luft. Dabei war es, wie sich herausstellte, nicht mal die Artillerie, welche hinten das Gelände versperrte, sondern unsere eigene Bagage. Die Herren Offiziere vom Train wollten natürlich auch beim Kaiserempfang sein. Sie vergassen, die einzig fahrbare Strasse frei zu halten, liessen Bagage Bagage sein und sprengten zum Kaiserplatz, um dann nachher wieder mit langen Nasen abzuziehen. Wir aber beissen die Zähne zusammen, um nicht laut loszulachen.

«Die Bataillone wegtreten!» heult der Oberst und rast mit seinem Bock davon, nur gefolgt von seinem Adjutanten. Die andern Offiziere verziehen sich stillschweigend, und wir spielen noch eine Weile Kaiserempfang, worüber selbst der hochpatriotische Leutnant Ukenberg lacht. Diese saftige Blamage mögen wir dem aufgeblase-

nen Obersten von Herzen gönnen; aber leider sind wir es wieder, an welchen er seine Wut kühlt. Erst hiess es, wir sollen hier Ersatz abwarten, und jetzt, knapp eine Stunde nach dem so grandios verpfuschten Kaiserempfang, sind wir schon wieder auf dem Marsch.

Es ist ziemlich kühl geworden, die Sonne ist hinter schweren Wolken verschwunden. Vorne muss ein heftiger Kampf im Gang sein. Immer näher kommen wir dem Getöse, und schon sind wir auch wieder gezwungen, auseinander zu spritzen. Lutz hat nur noch einen Fetzen von seinem Tornister auf seinem Rücken, das andere hat ein Granatstück mitgenommen. Am Abend findet sich die ganze Kompagnie an einem Bergabhang wieder zusammen. Wir graben uns hier Löcher und rollen uns darin wie Igel zusammen. Der Himmel hat seine Schleusen geöffnet und schüttet den Regen gleich kübelweise über uns aus. Natürlicher Blitz und Donner, Geschütz- und Mündungsfeuer, Heulen und Krachen der Granaten, alles zusammen ein einziger toller Wirbel. Da wir in den Löchern zu ersaufen drohen, müssen wir dieselben verlassen und werfen uns ein Stück weiter unten in den nassen, klebrigen Erdbrei. Von oben kommen Verwundete; auch wir haben bereits einen Toten und zwei Schwerverwundete.

Der Regen und das Artilleriefeuer, beides hört erst gegen Morgen auf. Der Kampf wird ohne unser Einsetzen zu Ende geführt. Die Russen, verfolgt von unserem Artilleriefeuer, sind wieder im vollen Rückzug.

Um zehn Uhr – wir liegen noch auf derselben Stelle – erreicht uns neuer Ersatz. Ach Gott, was sind das für Kinder!

«Wie alt bist du denn, Junge?»

«Neunzehn,» antwortet mir ein bleiches, zu unserer Gruppe zgeteiltes Büblein. Seine Augen heften sich angstvoll auf zwei in der Nähe liegende, noch nicht beerdigte tote Kameraden.

«Wir sind alles Kriegsfreiwillige,» sagt er schüchtern.

«Den Arsch sollte man euch vollhauen,» schimpft Lutz.

Dem Kleinen laufen die Tränen übers Gesicht.

«Na, heul nicht, Kind! Halt dich mal immer an uns. So schlimm ist die Sache nicht. Wie heisst du eigentlich?»

«Gustav Vogel.»

Gustav Vogel, Leo Friedenberg (ein schöner Name) und Fritz Kaltbrunner heissen unsere drei Jüngsten. Um zwölf Uhr, nachdem wir gegessen und abmarschieren, fühlen sie sich bei uns schon heimisch. Friedenberg trällert sogar ein Liedchen vor sich her. Ach, Junge, das Singen wird dir bald vergehen!

«Sing mal etwas lauter,» sagt Lutz.

Und Leo singt: «Drum Mädel weine nicht, still' deinen Jammer →»

Wir marschieren schon eine Stunde, Leo singt nicht mehr. Die Augen der Jungen stehen wieder voller Angst. Sie sehen in der Ferne, da, wo wir hinmarschieren, explodierende Schrapnells.

Plötzlich gibt es vor uns Halt. «Zweites Bataillon weitermarschieren!» heisst es. Also Spitze. – Schleppend bewegen wir uns vorwärts. Die Sonne hat sich wieder hinter den Wolken versteckt. Ein kühler Wind weht uns entgegen.

Wir sind nicht mehr sehr weit von einem Gebirgszug entfernt. Ob sich der Russe dort wohl festgesetzt hat? Kritisch betrachten wir die Höhe. Die vorderste Gruppe geht weit auseinandergezogen mit schussbereitem Gewehr vorwärts.

«Müssen wir laden?» fragen die Jungen.

«Teufel noch einmal, natürlich, aber sofort!»

Mit flatternden Händen schieben sie die Rahmen in die Magazine.

«Warum geht die vorderste Gruppe nicht weiter? Was ist vorne los?»

«Minengefahr.» kommt es zurück.

Feldwebel Molde geht vor und untersucht die Strasse. Die Gruppe kommt zurück. Molde gibt einen Schuss schräg vor sich auf den Boden ab und wirft sich blitzschnell zur Erde. Krachend fliegt ein Stück der Strasse in die Luft.

Weiter geht es; aber wir wissen, dass der Russe nicht mehr weit ist und strecken unsere Nasen in die Luft, bereit, beim ersten Anheulen der Granaten unsere Leiber mit dem Boden zu vereinigen. Den Jungen geben wir Anweisung, wie sie sich zu verhalten haben. Wir marschieren immer noch in Marschkolonne. Warum man uns nicht ausschwärmen lässt?

Tacktacktacktacktack. M.G.-Feuer – von vorne? Nein, von oben. Mit abgestelltem Motor schwebt hoch über uns ein russischer Flieger. Und jetzt kommt auch schon heulend die erste Granate und haut zwanzig Meter hinter uns in die Marschkolonne. Wie Spreu stieben wir auseinander, herunter von der Strasse, nur ein paar zerfetzte menschliche Klumpen liegen noch dort.

Krachkrach, krachkrach wieder auf der Strasse, doch wir sind bereits über einen rechts sich hinziehenden Bahndamm geklettert und gehen hinter diesem entlang. Leo Friedenbergs hält sich dicht an meiner Seite.

«Na, Kamerad, wie geht's, hat's was gemacht?»

Er kann nicht sprechen, seine Lippen sind blutleer und beben. Ich sehe, dass seine Hosen nass sind, und er sich deshalb schämt.

«Ach, Leo, das macht doch nichts. Den meisten ergeht das ebenso. Reiss dich zusammen und verlier den Kopf nicht. So geht es am besten.»

«Ach, das ist ja so schrecklich,» sagt er jetzt stockend, «müssen wir heute noch angreifen?»

«Nein, wir sind Reserve,» beruhige ich ihn, obwohl ich weiss, dass vor uns keine Truppen mehr sind.

Rechts von uns fliesst ein schmales, aber stark sprudelndes Flüsschen; sonst trennt uns nichts vom Fusse des Berges. Wenn wir da hinüber könnten, wären wir etwas geschützt. Wir versuchen, eine hundert Meter vor uns liegende Brücke zu erreichen, und beinahe hätten wir es auch geschafft; aber plötzlich einsetzendes schweres Schrapnellfeuer treibt uns wieder zurück. Nichts zu machen, da kommen wir nicht hinüber. Eine Untersuchung des Flüsschens ergibt, dass es sehr tief ist und nicht durchwatet werden kann. Aus einem nahegelegenen Dorf werden Wagen und Möbel herbeigeschafft und in das Wasser gestossen. So entsteht eine Brücke, über welche man kommen kann, wenn man etwas von einem Artisten an sich hat. Die meisten kommen gut hinüber, doch ich bin nicht dabei, habe mich zu stark auf mein turnerisches Können verlassen und den letzten Sprung zu kurz genommen. Lutz fischt mich mit einer Stange wieder ans Trockene.

Gut, dass die Sonne jetzt wieder warm scheint; meine Lumpen sind nach kurzer Zeit wieder trocken. Links rattern M.G., doch bei uns hier ist es ganz ruhig.

Post kann abgegeben werden. Ich nehme schnell eine Karte, was haben wir heute?

«Sonntag,» sagt der eine, «Freitag,» der andere.

«Arschloch du, den wievielten Mai wir haben, will ich wissen.»

«Mai, Mai – du bist doof, Mensch, wir haben doch Juni.»

«Den wievielten?»

«Weiss nicht.»

«Neunte Kompagnie, fertig machen!»

Ja, fertig machen! Aber erst muss ich jetzt mal wieder schreiben. Also, Russland, den, den – weissnichten Juni 1915.

Meine Lieben!

«So mach doch mal endlich,» drängt Lutz.

«Lutz, mach mal 'ne Sekunde die Fresse zu.»

«Neunte Kompagnie, antreten!»

Ja, antreten. «Bin gesund und munter, herzliche Grüsse →»
«Au, verfluchter Scheisstopf, nicht mal 'ne Karte kann man fertig schreiben!»

Lutz zieht mich am Rockkragen hoch. «So komm doch, Mensch.» Schnell kritzle ich noch «Euer Fred» auf die Karte und gebe sie dem wartenden Postunteroffizier.

«Nach der Schweiz?» fragt der, auf die Karte sehend.

Doch ich bin schon weg.

Steil geht es den Berg hinan. In Linie, alle zwei Meter ein Mann, ziehen wir uns an den jungen Baumstämmen aufwärts. Einmal werden wir von Schrapnells überschüttet. Wie Regen prasseln die Bleikugeln um uns in den Boden. Einen der Jungen sehe ich mit emporgehobener blutiger Hand bergab rutschen. Ohne weiter beschossen zu werden, kommen wir auf die Höhe. Feldwebel Molde macht mich darauf aufmerksam, dass ich den Anschluss mit der elften Kompagnie aufrecht zu halten habe. Steil, wie der Aufstieg, geht es auf der andern Seite wieder bergab. Bei jedem Schritt müssen wir uns, um nicht ins Laufen zu kommen, mit den Füßen gegen den Boden stemmen.

Leo Friedenbergh hält sich dicht an meiner Seite. Er spricht kein Wort und kann es auch nicht. Die Jungen sind furchtbar aufgereggt. Lutz spricht ihnen fortwährend Mut zu.

«Nur Ruhe,» sagt er, «am Fusse des Berges sind die Russen nicht, wahrscheinlich auf der gegenüberliegenden Höhe, welche wir von hier aus sehen.»

Das Tal zu unseren Füßen scheint sehr schmal zu sein, so dass wir Hoffnung haben, dasselbe in einem raschen Tempo durcheilen zu können. Plötzlich braust von links niederträchtiges starkes M.G.-Feuer aus mindestens drei M.G. durch den Wald. Das Klatschen der Kugeln in die Baumstämme vermischt sich mit den Wehrufen der Getroffenen. Nun gibt es kein Halten mehr. Mit langen Sätzen eilen wir der Tiefe zu, und jetzt geht es plötzlich senkrecht hinab. Ein Anhalten ist nicht mehr möglich. Wie aus Kanonen geschossen plumpsen wir in das Wasser eines Flusses. Bis zur Brust im Wasser stehend, sehen wir uns einen Augenblick verduzt an. Gleichzeitig sehen wir zweihundert Meter links eine Brücke, von welcher aus wir sofort mit rasendem M.G.-Feuer überschüttet werden. Teils unter Wasser, teils mit Kopf und Brust obenauf, jagen wir in Todesangst durch den Fluss. Die, welche auch nur leicht verwundet wurden, mussten hier auf elende Weise ertrinken. Das Entsetzen vor einem solch tollen Flankenfeuer jagt mich aus dem Fluss und mit einem solchen Tempo vorwärts, dass ich in kürzester Zeit das

schmale Tal durchsaust habe. Nach Luft schnappend, werfe ich mich hinter einen dicken Baum. Von hier aus kann ich das Tälchen überblicken. In wilder Eile suchen die Kameraden den schützenden Wald zu erreichen. Da und dort liegen im Todeskampf sich windende Menschen. Wie viele mögen im Fluss liegen? Das Feuer von der Brücke hört auf, aber jetzt kommt es von oben. Doch glücklicherweise viel zu hoch, um uns noch schaden zu können. Nach kurzer Zeit hört es ganz auf.

Von unserer Gruppe fehlen wieder zwei Mann. Otto Wulf ist nicht mehr, Julius zeigt nach der Stelle, wo er ihn mit einem Kopfschuss liegen gesehen habe. Einer der Jungen, Gustav Vogel, muss im Wasser liegen. Viele andere Gruppen sind noch viel schlechter weggekommen als wir. Uns werden zwei Kameraden zugeteilt, deren Gruppe den Korporal und vier Mann verloren hat. Das Abschlagen von Menschen wird hier mit jedem Tag grösser. Wieviel mal haben wir eigentlich schon Ersatz erhalten? Wieviele Kameraden sind schon sterbend an meiner Seite zusammengebrochen? Ich weiss es nicht; ich kann mich nicht an alle erinnern, es sind zu viele. Nur Raimund Buchmüller, Ruh und Feldwebel Hentschel sind mir noch fest in der Erinnerung; die andern schieben sich von Zeit zu Zeit nur noch wie Schatten an meinem Auge vorbei. Es tauchen immer wieder neue Kameraden auf, um nach drei oder vier Tagen wieder zu verschwinden. Unersättlich ist der Moloch Krieg; die Jüngsten und die Besten sind ihm immer die Genehmsten. Wann endlich werde ich an die Reihe kommen? Bin doch auch nicht besser als alle andern; habe doch auch nicht die Fähigkeit, unsichtbaren Kugeln und Granatsplittern auszuweichen?

Muss mich oft selbst wundern, dass ich noch am Leben bin. Das heisst aber nicht, dass ich nach dem Tod Verlangen hätte. Sehr im Gegenteil; ich hoffe noch lange, lange Jahre zu leben. Das tun nämlich alle und wir hier ganz besonders. Einmal wird die Scheisse ein Ende nehmen, und dann wollen wir leben, leben und kämpfen für eine Welt, in der es keinen Krieg, keinen gesetzlich erlaubten Mord mehr gibt. Die Menschen müssen zu der Erkenntnis kommen, dass gesetzlich erlaubter Mord ein Verbrechen ist wie jeder andere gemeine Mord auch. Sie müssen den Krieg zu dem stempeln, was er ist, zu einem gemeinen Verbrechen.

Der Tag geht zu Ende. In nassen, schmutzigen Kleidern arbeiten wir uns, vor Kälte mit den Zähnen klappernd, die Anhöhe hinan. Von rechts seitwärts peitscht uns ein kalter Wind die nassen Lumpen an den Körper. Von oben fällt kein Schuss, dafür kläffen unsere Geschütze wie tausend tolle Hunde.

Ich hätte den Anschluss an die elfte Kompagnie verloren, sagt Feldwebel Molde zu mir. «Suchen Sie sofort die Verbindung mit der Elfsten wieder herzustellen!»

«Wo soll ich die Elfte suchen, Herr Feldwebel?»

«Das ist Ihre Sache. Sie sind Verbindungsmann und haben die Verbindung mit der elften Kompagnie aufrecht zu erhalten.»

Na, meinetwegen. Ich gehe erst eine Strecke nach rechts und dann aufwärts; von der Elfsten ist niemand zu sehen.

Gerade komme ich an eine waldfreie Stelle, als sich die Sonne noch einmal hinter schwarzen Wolken hervorwagt. Von hier aus kann ich weit nach links ins Tal blicken, durch welches der Styr seine Wellen trägt. Da und dort stehen dicke Rauchwolken, welche brennende Dörfer verbergen. Auf einem Baumstumpf hockend, die Augen vor all dem Elend, das sich mir darbietet, geschlossen, ziehen all die vielen brennenden Dörfer, die ich schon gesehen, an mir vorüber. Ich sehe die armen Einwohner, meistens Bauern, händeringend vor ihren brennenden Gebäuden stehen. Machtlos müssen sie zusehen, wie hier all ihr bisschen Hab und Gut zugrunde geht. Ein Rettungsversuch ist zwecklos.

Wie schön wäre es, hier zu sitzen, wenn all das nicht wäre. Anstatt wohlthuenden Abendfrieden, wie er hier vor dem verfluchten Krieg genossen worden sein mochte, sieht man jetzt nichts anderes als brennende Dörfer und Dutzende von Feuersäulen, welche den Kanonenrohren entfahren; hört man jetzt nichts anderes als berstende Granaten, das Rattern der Gewehre und Wehrufe, und anstatt zwitschernder Vögel durchziehen Höllengeschosse heulend die Luft.

Mich friert erbärmlich, nicht nur wegen meiner nassen Kleider, sondern auch vor Elend über all das Grauenhafte, welches man hier sehen, hören und mitmachen muss.

Ich wäre so richtig wieder mal in meine Elendsstunde hineingeraten, wenn mich nicht plötzlich einer bei meinem Namen gerufen hätte. Es ist Lutz.

«Komm!» sagt er, setzt sich aber neben mich, stützt seinen Kopf in beide Hände und stöhnt.

«Was hast du, Lutz?»

Er starrt in die immer dunkler werdende Nacht und sagt gequält: «Neunzehn Mann sind wieder weg, kannst du das verstehen?»

Ich gebe keine Antwort. «Neunzehn Mann,» fährt er fort, «und wir kommen auch bald dran.»

Ohne meinen eigentlichen Willen kommen mir plötzlich die Worte von den Lippen: «Lutz, bist du verheiratet?»

Die Wirkung derselben ist verblüffend. Lutz schnellst hoch und steht mit geballten Fäusten vor mir.

«Halt die Fresse, sag' ich dir!» brüllt er mich an.

«Nanu, Lutz, was hast du plötzlich?»

Er schüttelt mich heftig an den Armen und heult: «Die Fresse mach zu oder ich schlag dir die Zähne in den Hals!»

Da habe ich an eine wunde Stelle gerührt und kann nichts anderes machen als schweigen.

«Wo ist die Kompagnie, Lutz?» frage ich nach einer langen Pause.

«Ja, wir müssen gehen,» sagt er wieder ganz ruhig, «die elfte Kompagnie hat sich schon lange rechts von uns eingegraben. Sie haben auch Verluste. Von da, wo wir liegen, sollen es noch zweihundert Meter bis zu der russischen Stellung sein. Bei Tagesanbruch sollen wir dieselben angreifen.»

«Ist die Küche da, Lutz?»

«Nee, der Kompagnieführer hat gesagt, die eisernen Portionen können angebrochen werden.»

Eiserne Portionen können angebrochen werden! Ach, die Narren, die haben wir doch schon am nächsten Tage, als wir sie erhielten, aufgefressen, und nicht nur wir Alten, auch die Jungen haben nichts mehr. Macht mal Appell mit unseren eisernen Portionen; ihr findet bei der ganzen Kompagnie keine einzige Fleischbüchse mehr und auch kein Stückchen Zwieback. Ach, was doch die uns für Lämmer halten! Seht mal unsere Reservewäsche im Tornister nach, ihr werdet euch wundern: Nichts mehr, wir haben alles weggeworfen, der Tornister ist leer und drückt doch so schwer. Vor Tagen schon habe ich meine total krummgetretenen Stiefel weggeworfen und einem toten Kameraden ein Paar leichte Schuhe von den Füßen gezogen. Er braucht ja dieselben nicht mehr, und mir tun in den Schuhen die Fussknöchel nicht mehr so weh. Ich werd' nun doch auch bald mal einem toten Kameraden seine Hose abziehen; die meine besteht nur noch aus einzelnen, schwach zusammenhängenden Fetzen.

«Soldaten seins schön, sie funkeln von ferne, sie glitzern wie Sterne.» Ach Gott, wenn ich an das Lied denke und meinen äusseren Menschen ansehe . . . Von Kopf bis zu Fuss mit Dreck überzogen, Hose ohne Hintern und nur noch bis zu den Knien reichend; die Zipfel sind in lange Strumpfhöhre gesteckt und mit Tornisterriemen unterhalb der Knie befestigt. Des Kaisers Rock hat keine Ellbogen mehr; den rechten Oberärmel hat ein Granatsplitter aufgerissen, und den linken zieren zwei Gewehrkugellöcher.

Ja, Soldaten seins schön! –

Die Kompagnie hat sich am Waldrand eingegraben. Die meisten Kameraden versuchen, durch rasches Hin- und Herlaufen warm zu werden.

«Das wird eine lausig kalte Nacht,» sagt Julius Bär, «und zu fressen haben wir auch nichts. Ob wir nicht auf Patrouille gehen und beim Russen was zum Fressen holen sollten?»

Um elf Uhr – es ist so dunkel, dass wir, die wir dicht beisammen stehen, kaum einander sehen können – gibt es plötzlich Bewegung.

«Die Küche ist da,» sagt Feldwebel Molde, «schnell von jeder Gruppe zwei Mann mit Kochgeschirren zum Essen holen!»

Mit Losling und Julius schiebe ich ab. Nach kurzer Zeit stossen wir auf drei Maulesel.

«Elfte Kompagnie?» werden wir gefragt.

«Jawohl,» antworte ich, «gebt mal rasch her den Kohl, wir haben Hunger.»

«Reis haben wir, Kaffee gibt's auch.»

«Schön, gut, das lassen wir uns gefallen.»

«Wir müssen warten, bis Feldwebel Beigel da ist,» sagt einer von den Eseltreibern. «Der kommt gleich mit dem ersten Zug,» lügt Bär aufs Geratewohl.

«Ach, gib doch, Mensch; wir werden dann eher fertig,» sagt einer von den dreien. Wir kriegen zwei Kochgeschirre voll Reis und drei Kochgeschirre voll heissen Kaffee und schieben schleunigst ab. Ein paar Kameraden kommen uns entgegen und fragen: «Elfte?»

«Jawohl, müsst noch zwanzig Schritte gehen.»

«Nun aber rasch, sonst kriegen wir als Nachtmisch Prügel.»

«Nanu, schon da?» fragt Lutz.

Wir erzählen, wie wir zu dem Essen gekommen sind. «Los, schnell!» sagt Lutz und geht mit Friedenbergs und drei Kochgeschirren weg. Nach zwanzig Minuten kommen sie wieder und bringen heissen Kaffee und Lebensmittel.

Der Kaffee hat uns etwas erwärmt; aber es hält nicht lange an, es ist zu kalt. Es geht nicht lange, so fangen wir wieder vor Kälte an, mit den Zähnen zu klappern. Vor den scharfen Windstößen müssen wir in den feuchten Löchern Schutz suchen.

Die Russen verhalten sich ganz ruhig. Von ihrer Seite fällt kein Schuss. Nur unsere Artillerie kann nicht unterlassen, ihre Granaten hinüber zu schicken. Dafür werden sie wieder schweigen, wenn wir angreifen.

«Gruppe Iltgen soll das Vorgelände untersuchen!»
«Fehlen uns zwei Mann,» meldet der Gruppenführer.
«Ich gehe mit,» sagt Lutz.
«Ich auch,» werfe ich rasch hin.

«Es ist nicht die Freude am Patrouillengang, sondern wir gehen mit, um uns Wärme und Bewegung zu verschaffen. Drei Stunden bleiben wir draussen, und uns wird warm dabei, sehr warm. Halblinks abwärts stellen wir erst einen Hohlweg fest, schieben uns dann rechts hoch und gelangen nach einer Stunde an einen starken russischen Drahtverhau. Wir halten den Atem an und lauschen. Nicht weit von uns hören wir, wie sich die russischen Horchposten miteinander unterhalten.

Gerade sagt Iltgen: «Vorsichtig zurück!» Da ruft plötzlich einer von seiner Gruppe laut: «Ich gehe nicht mehr zurück.»

Krach, krach kommt die Antwort der Russen in Gestalt von zwei Handgranaten.

«Verflucht, weg hier!» ruft Lutz.

Bis die Leuchtkugeln hochsteigen und ein M.G. einsetzt, sind wir schon ein Stück zurückgeeilt und pressen Gesicht und Körper auf den Boden. Die M.G.-Kugeln segeln ganz dicht über uns hinweg; von irgend woher höre ich einen Aufschrei.

Die Russen beruhigen sich nur langsam. Rechts von mir liegt Lutz. Leise rufe ich ihn an. Er lebt.

«Liegen bleiben, nicht sprechen!» ruft er leise. Ich schiebe mich Zoll um Zoll zurück. Wie ich sehe, macht es Lutz ebenso. Als wir uns ziemlich nahe gekommen, frage ich: «Wo sind die andern?»

«Die müssen auch hier herum sein.»

Links von uns tauchen drei Mann auf. «Halt, wer da?»

«Patrouille neunte Kompagnie,» ist die leise gegebene Antwort.

«Wo sind die andern?»

Otto Blum liegt weit vorne; er scheint schwer verwundet zu sein. Korporal Iltgen stösst noch zu uns.

«Wir müssen Blum holen,» sagt er.

«Wer war denn das, der den Krach machte?»

«Fehrman,» sagt Iltgen, «wenn ich den erwische, hack ich ihm den Kopf ab.»

«Horch – da ruft einer.»

Das ist ganz in der Nähe. Wir gehen nur zwanzig Schritte vorwärts und finden Fritz Schuster.

«Wo hat's dich, Fritz?» fragt Iltgen.

Wir knien rund um ihn herum und sehen, wie er seine Hand auf seine Brust drückt. «Kannst du gehen?»

Es geht. Felm geht langsam mit ihm zurück.

Nach zwanzig Minuten haben wir auch Otto Blum gefunden. Er wirft immer den Kopf hin und her. Soviel wir feststellen können, hat er einen Kopfschuss; er wird nicht mehr lange leben.

Es fehlen noch Fehrmann und Lemke. Fehrmann, sofern er noch lebt, wird am russischen Draht liegen und den Tag abwarten, um sich dann von den Russen gefangen nehmen zu lassen.

Eine halbe Stunde, nachdem wir wieder in der Stellung angekommen sind, stirbt Otto Blum, ohne noch etwas sagen zu können; Fritz Schuster wird in hoffnungslosem Zustand den Berg hinabgetragen. Gegen Morgen kommt Lemke unversehrt zurück. Er sagt, dass er dicht bei einem russischen Horchposten gelegen habe.

Um vier Uhr – wir erhalten gerade nochmals Kaffee – fängt plötzlich unsere gesamte Artillerie an zu schießen. Um halb fünf Uhr fängt es langsam an zu tagen. Hin und wieder rattert ein russisches M.G. Der Himmel zeigt ein finsternes Gesicht, die Sonne will nicht hervor. Schämt sie sich etwa, mitansehen zu müssen, wie sich Menschen bereit machen, um einander abzuschlachten?

Nun setzt auch noch erst leiser, dann stärker werdender Regen ein. Nach fünf Uhr sieht die leichtansteigende Ebene vor uns grau und verschwommen aus. Undeutlich sieht man die russischen Drahthindernisse, in welchen die deutschen Granaten wühlen.

Wie ich mir mal Lutz ansehe, fällt mir sein aufgeregtes Wesen auf.

«Was hast du, Lutz?»

Er gibt keine Antwort, sieht mich nur mit flackernden Augen an.

«Was ist mit dir, Lutz? So sprich doch endlich!»

Jetzt kommt er dicht an mich heran und sagt:

«Wenn ich heute Abend-----«

«Ja, wenn du heute Abend – wenn du heute Abend –?»

«Ich habe eine Frau und zwei liebe Buben.»

«Ja? Und →»

Er spricht nicht weiter, dreht sich um und geht von mir weg.

«Neunte Kompanie fertig machen! Bajonett aufpflanzen!» Der Totentanz beginnt.

«Leutnant Sachs, Sie bleiben mit dem zweiten Zug in Reserve! Dritter und erster Zug sofort sprungweise vorgehen!»

«Die Russen drüben sind jetzt wohl alle tot?» höre ich einen der Jungen fragen.

«Armer Kerl, wirst gleich sehen.»

«Dritter Zug, raus hier, marschmarsch!»

Wir kommen gut fünfzig Meter vor, da fangen die Russen an, uns zum Tanz aufzuspielen. Prasselndes M.G.- und Gewehrfeuer setzt ein. Klatschend werfen wir uns der Länge nach in den Dreck, um nach kurzem Atemholen mit gesenktem Kopf weiter zu rennen. «Stellung!» Klatsch. Mein Gewehr steckt mit dem Lauf tief im Erdbrei. Macht nichts, die nächste Kugel jagt den Dreck mit aus dem Lauf. Verstreut liegen die Gruppen herum und schießen ins Blaue. Eitissetzendes Schneegestöber benimmt uns jede Sicht. Auch der Russe kann nicht sehen; aber er hört auch nicht auf zu schießen. Hageldicht kommen die Granaten und Schrapnells. Ich habe mich in ein Granatloch geworfen und den kleinen Friedenberg mit hineingezogen. Er liegt neben mir, drückt seinen Kopf in den Dreck und stöhnt.

«Komm, Junge, wir können nicht hier bleiben, weiter vorne ist es besser.»

Los! Wir kommen wieder zwanzig Meter weit; auch die links und rechts von uns arbeiten sich vor.

Das Schneegestöber hört auf, und jetzt ist es mit unserem weiteren Vorgehen zu Ende. Orgeln, Jaulen, Krachen und Pfeifen. Wie hingepflanzt stehen Dutzende Rauch- und Feuersäulen um uns herum. Wie mit Riesenschaufeln geworfen, fliegt die Erde über uns und droht uns zuzudecken.

«Neunte Kompagnie, vorwärts!»

«Dritter Zug bleibt liegen!» höre ich Molde brüllen.

Rechts höre ich Lutz rufen: «Herr Feldwebel, wir kommen hier nicht weiter vor. Wenn wir hier liegen bleiben, haben wir in einer Stunde keine Leute mehr.»

«Vorgehen, vorgehen!» brüllt links der Kompagnieführer.

Als Antwort schmettert Feldwebel Molde: «Neunte Kompagnie zieht sich einzeln und gruppenweise links abwärts in den Hohlweg!»

Das Feuer wird immer toller.

«Alle zwei Minuten ein Mann nach links!» ruft jetzt auch der Kompagnieführer.

Hinter mir schreit einer entsetzlich; aber ich kann nicht feststellen, wer es ist. Später sagt mir einer, es sei der erst vor zwei Tagen zu der Kompagnie gekommene Leutnant Sachs gewesen. Unsere Granaten rasen mit ungeheurer Wucht auf den russischen Stellungen herum; aber das russische Feuer will nicht verstummen.

Unsere einzeln springenden Leute werden mit starkem Gewehrfeuer überschüttet.

«Ich erstickte hier,» ruft Lutz und macht einen Sprung nach vorne ins nächste Granatloch, von wo aus er nach der russischen Stellung schießt. Dass er uns andern dadurch am Schiessen hindert, merkt er erst, als ihm einer zuruft: «Runter mit deiner Rübe da vorne!» Sogleich kommt er wieder mit ein paar Sätzen zurück.

Von unserer Gruppe schicken wir als ersten Leo Friedenberg los. Während er wie ein geölter Blitz abwärts saust, schiessen wir was aus den Gewehren heraus mag. Mit Befriedigung sehen wir ihn im Hohlweg verschwinden. Holtiger und Losling folgen und haben Glück. Fritz Kaltbrunner läuft eine grosse Strecke, ohne einmal anzuhalten, macht plötzlich einen hohen Luftsprung und bleibt liegen.

Jetzt ist Julius Bär an der Reihe. Er verschwindet neben Kaltbrunner in einem Trichter. Wir sehen, wie er Kaltbrunner zu sich ins Loch zieht, in welchem ich nach einem tollen Lauf nach fünf Minuten ebenfalls lande.

«Nix mehr zu machen,» sagt Julius, auf den bereits toten Kameraden zeigend. Um unserem anstürmenden Korporal Platz zu machen, schieben wir Kaltbrunner rasch aus dem Graben.

«Hierher, Lutz, rin ins Loch!»

Er springt vorbei; hat er uns denn nicht gesehen?

«Schwein gehabt,» sagt Julius, als Lutz verschwindet.

Wir möchten auch gerne raus hier; aber ein paar Russen scheinen es gerade auf unser Loch abgesehen zu haben. Wir verschiessen ein paar Rahmen; es nützt nichts; sobald wir den Kopf heben, pfeift uns so'n Biest an den Ohren vorbei.

Julius ruft plötzlich in grosser Aufregung: «Weg dort, du Idiot!»

Ich schaue nach derselben Richtung und sehe Lutz in seiner ganzen Grösse am Rand des Hohlweges stehen und uns winken.

«Verflucht nochmal, weg dort, Lutz! Zurück, Mensch!»

«Du bist verrückt, Kerl!» brüllt Julius. Lutz geht nicht weg. Wir sehen ihn zusammenbrechen. Mit einem Satz bin ich aus dem Trichter und renne dem Hohlweg zu. Noch im vollen Lauf kriege ich Lutz an seinem Rock zu fassen und rolle mit ihm den Abhang hinunter. Aber der gute Mensch ist tot. Eine Kugel ist ihm durch den linken Oberarm hindurch ins Herz gedrungen. Ich kann für ihn nichts mehr anderes tun, als ihm seine grossen Augen zudrücken.

Julius Bär, der gut ankommt, gerät in solche Wut, dass er einen um den andern der Jungen, die ängstlich am Boden hocken, verprügelt, weil sie, wie er brüllt, Lutz nicht von der Böschung heruntergezogen haben.

Wieder habe ich einen Kameraden verloren, von dem ich nur Edles und Gutes erfahren habe. Mir war er ein Freund, aber daheim warten eine Frau und zwei liebe Buben auf ihn. -----

Bis zum Abend ist die russische Stellung, durch die Mithilfe eines furchtbaren Artilleriefeuers, welches die russischen Gräben dem Erdboden gleichmachte, in unserem Besitz.

Erbarmungsvoll deckt die Nacht mit ihrem dunklen Schleier das Feld des Grauens.

Wir vier, Leo Friedenberg, Losling, Holtiger und ich, werden der Gruppe Zobel zugeteilt. Unsere neuen Gruppenkameraden heißen Korporal Zobel, Lautenschläger, Schneider, Anton Allmer und Seppel Burdtock.

Unsere Kompagnie steht rechts von einem Wald auf einer Strasse. Von hier aus entwickeln wir uns in aller Ruhe nach rechts zu einer Schützenlinie. Hinter uns hält auf der Strasse schon lange ein M.G.-Zug; ihre M.G. haben sie auf Wagen verpackt. Es scheint also, dass wir vom Russen noch weit weg sind.

Da wir nach rechts noch keinen Anschluss haben, eilt es uns nicht so mit Vorgehen. Wir legen uns auf den Boden und lassen uns von der warmen Sonne bescheinen. Den M.G.-Leuten gefällt dies nicht; frech und kühn sprengen sie über unsere Linie hinaus.

«An der Waldecke halt machen!» hören wir den M.G.-Zugführer rufen. Wir wissen, vor uns sind keine Truppen mehr. Gespannt verfolgen wir mit unseren Augen die dahingaloppierenden zwei Wagen. An der Waldecke wollen sie halt machen, aber sie kommen nicht dazu. Wir sehen nur, wie sie plötzlich von fünfzehn bis zwanzig Kosaken umringt werden, welche wie toll auf die Gespanne der M.G.-Wagen einhauen und mit ihnen in einem Höllentempo davonjagen.

Vier M.G. samt Bespannung und Bedienung sind futsch, das haben sie davon. Wir können ihnen nicht helfen, können nicht mal schießen; wir müssten sie ja selbst auch treffen.

Am Nachmittag machen wir, nachdem wir schon zwei Stunden ausgeschwärmt vorgehen, in einem Walde, der von russischen Schrapnells abgesucht wird, halt. Ich kauere hinter einem Baum und halte Ausschau, nicht nach den Russen, nein, die können mir jetzt gestohlen werden. Ein Stückchen vor mir ist eine freie, sonnige Stelle; von dort leuchten rote Walderdbeeren zu mir herüber.

Schon zweimal hab' ich einen Sprung gewagt, mir ein paar zusammengerafft und bin beim Anheulen einer Granate oder eines Schrapnells wieder hinter den Baum geflizt.

Wieder bin ich dort. Noch diese, noch diese – iitschiii, die grosse, schöne da muss ich noch haben – tschuuurum – ph–phu hatschi –. Teufel nochmal, nicht mal 'ne Erdbeere kann man erlangen, ohne dass einem der Russe dafür gleich anspuckt. Klickernd und klackernd schlagen die Bleikugeln rings um mich in den Boden, auch die Nase hinter dem Abzugsbügel an meinem Gewehr kriegt eins ab. Das Beerensuchen gebe ich jetzt auf. Ich getraue mich nicht mehr, sie sind mir zu teuer.

Befehl: «Von jedem Zug die letzte Gruppe in grossen Abständen ausschwärmen und vorgehen!»

Zwanzig Schritte rechts von mir geht Julius Bär, zwanzig Schritte links Anton Allmar. Ohne beschossen zu werden, treten wir aus dem Wald und gehen im kniehohen Gras mit schussbarem Gewehr langsam vorwärts. Dreihundert Meter vor uns dehnt sich ein grosses Getreidefeld aus, dahinter liegt ein Dorf; wir machen Schritt um Schritt; kein Schuss fällt. Im Kornfeld, dem wir immer näherkommen, scheint sich etw'as zu bewegen. Ich schaue nach Julius und sehe, wie er zögernd stehen bleibt; auch die in Zugkolonnen hinter uns herkommende Kompagnie steht still.

Tacktacktack, ssss. Fest drücke ich den Körper auf den Boden. Dicht streichen die Kugeln über mich hinweg. Das sind sicher die M.G., die uns von den Kosaken heute früh geklaut wurden, und sicher ist es auch nur eine russische Nachhut, welche uns damit beaast und hier aufhält. Lange wird die Sache nicht dauern. Die Kompagnie wird ja auch gleich hier auf gleicher Höhe liegen, da es keinen Zweck hat, sich erst noch lange einzugraben. Einmal rufe ich nach Julius, erhalte aber keine Antwort. Ununterbrochen, in einer ganz bestimmten Höhe, sausen die Kugeln. Solange die M.G. so eingestellt sind, habe ich von ihnen nichts zu befürchten. Aber jetzt, mit einemmal, wird die Sache gefährlich. Hinter mir fängt es an zu knattern; es hört auch nicht auf, nachdem ich meinen Spaten hochgehalten habe.

Verrückt, die Bande. –

Der Boden ist weich. In weniger als zwanzig Minuten habe ich mir Deckung geschaffen. Die blöde Schiesserei will kein Ende nehmen. Hin und wieder fährt japsend eine unserer Gewehrkugeln nahe bei mir in den Boden. Ich hänge meinen Helm an das aufgepflanzte Bajonett und schwenke ihn hochhaltend hin und her. Das scheint den Brüderln dahinten noch Spass zu machen. Klatschend fährt

eine Kugel durch den Helm, worauf ich schleunigst meine Fahne wieder einziehe.

Nix zu machen, abwarten. Solange keine Granaten kommen, ist die Sache weiter ja auch nicht schlimm; nur wird es hier allmählich lausig langweilig. Ich versuche, mich wieder mit Julius in Verbindung zu setzen, aber der gibt keine Antwort.

In der Brusttasche habe ich weich verpackt noch drei Zigarren; Zündhölzer hab' ich auch. Na, dann rauchen wir halt, gibt was Warmes in den Bauch.

Meine Uhr zeigt drei. Da die Kompagnie aus irgendeinem Grund nicht vorkommt und die Schiesserei jedenfalls bis zum Anbruch der Nacht dauern wird, vergrößere ich mein Loch, um es mir etwas bequemer zu machen. In dem sicheren Gefühl, dass mir heute nichts passieren wird, lege ich mich mit angezogenen Knien auf die Seite. Nach kurzer Zeit tönt das Pfeifen der Kugeln nur noch wie aus weiter Ferne an mein Ohr; der Schlaf umfasst mich und lässt mich wohlwollend in das Nichts versinken. Als bei Dunkelwerden die Kameraden, die mich tot wähen, kommen und mich wecken, zweifle ich einen Augenblick an der Zuverlässigkeit meiner Sinne. Der Kompagnieführer sagt zu mir: «Sie sind ein toller Bursche. Fünfzig Meter von hier stand ein russisches M.G., und Sie legen sich hier hin und schlafen. Ich habe den Befehl zum Zurückgehen gegeben, den alle, nur Sie nicht, befolgt haben.»

Nein, ich bin ruhig, wie schon lange nicht mehr, und bei vollen Sinnen. Heute wird mir nichts passieren, das weiss ich nun ganz bestimmt. Diese sichere Ruhe wird mir in den folgenden drei Jahren noch sehr oft zuteil. Es kommt vor, dass mich im tollsten Trommelfeuer eine Ruhe umfängt, die ans Wunderbare grenzt. Aber auch umgekehrt überfällt mich oft plötzlich, wenn auch gar keine Gefahr vorhanden ist, eine Unruhe und ein drückendes Angstgefühl, und es ist stets ein sicheres Vorzeichen, dass ich in grosse Not und Gefahr geraten werde.

Langsam gehen wir vor. Das Dorf vor uns fängt an allen Ecken an zu brennen; die stets sich wiederholende Art der sich zurückziehenden Kosaken, uns auf diese Weise zu zeigen, dass wir nachkommen können. Aber immerhin, zu trauen ist diesen gefährlichen Jungen nicht; mit aller Vorsicht rücken wir in dem brennenden Dorf vor. Wir stossen aber nur auf ein paar Zivilisten, die händeringend vor ihren brennenden Hütten stehen.

Wir wähen den Russen schon weit; aber plötzlich einsetzendes M.G.-Feuer, welches durch das Dorf streicht, sagt uns, dass er noch sehr nahe ist; und doch stellt sich am andern Morgen heraus,

dass es nur eine Nachhut war, welche uns zwang, hinter den brennenden Häusern vor ihren Kugeln Schutz zu suchen. Wohl zieht sich hinterm Dorf ein russischer Schützengraben hin; aber der ist leer und von den Russen ist nichts mehr zu sehen.

Bei unserem Abmarsch ist das Bauerndorf nur noch ein rauchender Trümmerhaufen. Seine Bewohner kommen nach und nach aus ihren Verstecken hervor; stumm, mit leeren Augen die einen, laut klagend die andern, so irren die Armen zwischen der wüsten Trümmerstätte, welche gestern noch ihre Heimat war, herum.

Wir marschieren nicht lange. Neben einer Strasse, auf welcher Geschütze und Munitionskolonnen dahinjagen, schlagen wir unsere Zelte auf; also Regimentsreserve, hoffentlich recht lange. –

Ich begucke mir eine in unserer Nähe auffahrende vierundzwanziger Batterie; dazwischen werfe ich hin und wieder mal einen Blick die sich nach rückwärts ziehende Strasse entlang. Dahinten kommt einer; die Gestalt und der schlenkernde Gang kommen mir verdammt bekannt vor.

«Du, Kamerad, gib mir doch mal geschwind dein Glas,» wende ich mich an einen Artilleriecorporal.

«Fresse nochmal – das ist doch – ’türlich, Peter Sanowsky ist’s.»

«Peter Sanowsky kommt,» brülle ich und laufe Peter entgegen.

«Mensch, Peter, du?» – Die Freude, wieder einen meiner alten Kameraden zu sehen, macht mich fast doof. Mit einem Sprung fliege ich ihm um den Hals, etwas zu stürmisch, wir kugeln beide zu Boden.

«Bleib schön liegen, Peter.» Willig lässt er sich von mir Tornister und Gewehr abhängen. Wie oft hat mich Peter mit seinen dummen Todesahnungen gequält und geärgert; aber jetzt ist mir, als hätte ich noch keinen lieberrn Kameraden als ihn gehabt.

«Na, Peter, warum guckst mich denn so an? Kennst du mich denn nicht?»

«Doch, an der Stimme, aber du bist so mager und alt geworden.»

«Aber, Peter, das macht doch nichts, wenn wir nur gesund sind. Du scheinst dich in der Heimat schön geaalt zu haben. Bist ja kugelrund. Erzähl doch, wie war’s bei Muttern? Was machen unsere Mädels?»

«Hör auf, Mensch, quassle doch nicht so’n Mist! Ich war doch gar nicht in der Heimat. Dahinten in einem Feldlazarett haben sie

mich etwas angeheilt und wieder fortgeschickt, und jetzt bin ich wieder hier und werde von hier nicht mehr lebend wegkommen.»

«Ach, Peter, fang doch nicht schon wieder von diesen Sachen an. Gehen wir! Ich will mal sehen, ob du zu unserer Gruppe kommen kannst. Werde darüber mit Feldwebel – Feldwebel ----- mit Feldwebel Molde sprechen.»

«Wer ist das, Feldwebel Molde?»

«Unser Zugführer.»

Peter hat's jetzt tuf einmal sehr eilig; mir pressiert es nicht.

«Hentschel – ja – Hentschel ist tot, Peter.»

Peter hat's jetzt auf einmal sehr eilig, mir pressiert es nicht.

«Wart mal noch, Peter; es sind nicht mehr alles dieselben Kameraden bei unserer Gruppe. Metzner ist jetzt beim Bataillon, Ruh ist verwundet, und weisst du, wer noch gefallen ist?»

«Korporal Strange?»

«Strange – ja, der auch, der fiel doch an dem Tage, wo du verwundet wurdest, nicht?»

«Nein.»

«Doch, du weisst es nur nicht mehr.»

«Noch einer?»

«Ja, Feldwebel Kullicke.»

«Feldwebel Kullicke – der gehört nicht zu unserer Gruppe.»

Peter springt auf. «Wer ist noch von unserer Gruppe gefallen?»

«Hm – nur Julius Bär und ich sind noch da.»

«Und Breuer und Tulkamp und Dissling?» schreit Peter.

«Tot.»

«Tot?» -----

Ich führe Peter Sanowsky zu meiner Gruppe und lasse ihn mit dem verblüfft dreinschauenden Julius allein. Peters Erscheinen führt mir all die gefallenen Kameraden wieder vor Augen. Mit Feldwebel Hentschel an der Spitze ziehen sie an mir mit auseinanderklaffenden Köpfen, aufgerissenen Leibern und fehlenden Gliedmassen vorbei, eine nicht endenwollende Totenparade.

In trübe Gedanken versunken, entferne ich mich immer weiter vom Lager, ohne es zu bemerken. Nachdem ich wieder dort ankomme, ist es bereits Nacht.

«Halt, wer da?»

«Neunte Kompagnie.»

Es ist ein Posten der Maschinengewehrkompanie.

Von ihren Zelten weht Ziehharmonikamusik und wehmütiger Gesang herüber.

«War der Zug, der gestern vom Russen geschnappt wurde, von eurer Kompagnie?»

«Ja.»

«Und schiesst mich eine Kugel tot, kann ich nicht heimwärts wandern; so wein dir nicht die Äuglein rot und nimm dir einen andern.»

Leise summt der Kamerad die Melodie mit.

«Schon lange im Feld?»

Aus seiner zögernd gegebenen Antwort: «Seit Weihnacht,» höre ich, dass er nicht sprechen will.

«Auf Wiedersehen, Kamerad.»

«Wiedersehen.»

Ich gehe ein paar Schritte und bleibe dann wieder stehen, um dem Gesang der M.G.-Schützen zu lauschen.

«Wir müssen mit der Feinde Macht gar wilde Schlachten schlagen; von einem Wiedersehenstag kann ich dir nicht viel sagen. Vielleicht werd' ich bald bei dir sein, Annemarie; vielleicht scharrt man schon morgen ein die ganze Kompagnie, die ganze Kompagnie.»

Hm. – Ich spüre, wie sich mein Körper mit einer Gänsehaut überzieht – wenn die recht hätten! –

Julius Bär empfängt mich vor dem Zelt. «Wo steckst du denn, Mensch? Ich hab' dir dein Essen aufgehoben, aber 's ist alles kalt. Hier ist auch ein Brief für dich.»

Im Zelt brennen ein paar Kerzen. Peter macht sich gerade neben meinem Tornister sein Lager zurecht.

«Bist du unserer Gruppe zugeteilt?»

«Ja!»

«Peter! Wenn du mir noch einmal vom Sterben erzählst, dann hau ich dir die Fresse kaputt. Verstanden?»

Um nichts mehr zu hören und zu sehen, ziehe ich mir mein Zelt über den Kopf. Ich spüre keinen Hunger und will jetzt auch nicht wissen, was in dem Brief steht. Das Trommeln der weit vorn einschlagenden Granaten klingt mir ständig wie «vielleicht scharrt man schon morgen ein die ganze Kompagnie» in den Ohren.

Herrgott! Ich glaube bald, Peter hat mich angesteckt. Verflucht nochmal! Ich, ich wenigstens will wieder heim und nicht hier verrecken. Erbstoß werfe ich mich auf die andere Seite und bin auch bald darauf trotz dem Granatenlärm eingeschlafen.

Die Nacht verläuft ohne Alarm. Den Tag über liegen wir wieder untätig in der Sonne herum. Noch bevor es Nacht wird, werden wir wieder in Marsch gesetzt. Man betrachtet uns als gut ausgeruhte und wieder kampffähige Truppe.

Der Marsch dauert bis gegen elf Uhr; dann heisst es: «Zigarren und Zigaretten weg!» Vor uns erhebt sich ein steiler Berg, auf dessen Kamm die deutschen Granaten eine Feuersäule neben die andere setzen. Jeder hat sich ein Loch in den Boden gegraben. So erwarten wir den Tag. Der Berg sieht wunderbar aus: der ganze Wald ist umgelegt, die Bäume liegen kreuz und quer übereinander, und als wir dann unter dem Feuer der russischen Artillerie anfangen zu stürmen, sehen wir, dass durch das Gewirr von Baumstämmen, Ästen und Sträuchern noch Stacheldrähte gezogen sind.

Die Geschosse der russischen M.G. und Gewehre gehen alle über uns hinweg. Schwer zu schaffen machen uns dagegen die russischen schweren Granaten und Schrapnells. Mühsam überklettern und durchkriechen wir die Hindernisse, reissen uns am Stacheldraht Hände und Beine blutig. Zu all dem kommt noch von links die Meldung: «Vorsicht! Tretminen und Wolfsgruben.»

Nach der Schlacht habe ich mir eine solche Wolfsgrube angesehen. Viereckige tiefe Löcher, schwach mit Ästen und etwas Erde bedeckt. Geht man darüber, so saust man in die Tiefe und wird auf die unten stehenden spitzen Pfähle aufgespiesst. Vier Mann der Kompagnie hatten das Unglück, in solchen Gruben elend zu verrecken. Vier Tage nach dem Gefecht verrät mir einer, dass er seinen besten Kameraden, der unten durchbohrt an einem Pfahl hing, erschossen habe, weil er nicht mehr mitansehen konnte, wie er leiden musste.

Tränenden Auges steht er vor mir und macht sich schwere Selbstvorwürfe. Ich kann ihn nicht verurteilen; für viele Hunderte, die hier langsam verrecken müssen, wäre ein erlösender Schuss, von einem Kameraden abgegeben, eine Wohltat. Aber es ist verboten. Man darf seinen getroffenen Freund, den schnelle Hilfe vielleicht noch retten würde, nicht zurückbringen, weil es in den Kriegsgesetzen heisst: Man darf sich nicht von der kämpfenden Truppe entfernen; man darf ihn, der sterben muss, auch nicht durch einen Schuss von seinen Qualen befreien. –

Rechts, dicht bei mir, schreit einer entsetzlich. Er liegt auf der Seite und hält beide Hände auf seinen Bauch. Julius Bär, der bei ihm liegt, ruft mir zu: «Komm mal her!»

Während wir das kaum zwanzigjährige Bürschchen, das erst einige Tage bei uns ist, untersuchen, aber keine Verwundung entdecken können, brüllt er fortwährend, dass er einen Bauchschuss habe.

All unser Zureden nützt nichts.

«Du, hast du schon mal einen Wahnsinnigen gesehen?»

Nach einem erneuten Bleikugelregen, vor dem ich hinter einem dicken Baumstamm Schutz suche, sehe ich mir den schreienden Jungen etwas genauer an. Julius hat recht: das Grauen und die Angst haben dem jungen Kameraden den Verstand geraubt. Von seiner geistigen Umnachtung werden wir vollends überzeugt, als er unserer Aufforderung, sich zurückzuziehen und verbinden zu lassen, sofort nachkommt. Ohne unsere Hilfe springt er auf und eilt, gewandt Baumstämme überkletternd, den Berg hinab. Lange noch hören wir ihn kurze Schreie ausstossen. Ich habe nichts mehr von ihm gehört. In irgendeiner Irrenanstalt wird er die Hände auf den Leib halten und behaupten, dass er einen Bauchschuss habe.

Es ist nachmittags drei Uhr. Wir liegen fast schon eine Stunde vor der russischen Stellung, können aber nicht in dieselbe eindringen, weil unsere Artillerie nicht mit Schiessen aufhören will; wir sind deswegen sogar gezwungen, wieder ein Stück zurückzugehen. Vor uns wirbeln Menschen und Gewehre durch die Luft.

Endlich springt das Artilleriefeuer zu den russischen Reserven; kurz darauf sind wir in der russischen Stellung.

Mein Gott, wie sieht es hier aus!

Zwei zertrümmerte Gräben liegen dicht hintereinander. Draht, Gewehre, Patronen, zerfetzte Menschen vermischen sich mit Erde, Blut und Regen zu einem grauenerregenden Salat. Mich überfällt eine Schwäche, die mich in die Knie zwingt.

«Gott, das ist zum Wahnsinnigwerden,» stöhnt Korporal Zobel.

«Ich scheiss dir was auf deinen . . .!» brüllt Julius. «Warum lässt er all die Menschen hier so elend verrecken? Es gibt nur eine Hölle, tausendmal verflucht, verfluuucht! →»

Julius bricht wimmernd zusammen.

«Beruhige dich doch endlich, Jul.»

«Beruhigen, beruhigen, – ich kann es nicht mehr länger ertragen, ich kann nicht mehr. Wenn mich nicht bald eine Kugel trifft, jag' ich mir selbst eine in den Kopf.»

Tschiiii, tschiiii, tschiiii, tschiiiiuuuch----- krachkrach, krachkrach! Die Russen überschütten uns in ihrer verlorenen Stellung mit schweren Granaten. Julius Bär hinter mir herziehend, renne ich nach links. Ein furchtbarer Anblick lässt mich zum zweitenmal zusammensinken.

Vor mir sind die Umrisse von einem grossen viereckigen Loch; es muss ein M.G.-Unterstand gewesen sein, mit einem leichten Bretterdach und etwas Erde darüber. Das furchtbare Feuer zwang eine Anzahl Russen, in dem engen Raum Schutz zu suchen. Jetzt ist nichts mehr zu erkennen; es ist nur ein Haufen sich bewegenden Menschen-

fleisches. Dicht bei mir einschlagende Granaten lassen mich dahinter Schutz suchen. Der Haufen wallt, das daraus hervordringende Stöhnen bringt mich an den Rand der Verzweiflung.

Ach Gott! – Nein, ich will nicht wahnsinnig werden!

Ich versuche, mich von dem stöhnenden, stinkenden Haufen wegzuwälzen. Aber es geht nicht. Hageldicht schlagen die Granaten rings herum ein. Etwas Schweres fällt mit Wucht auf meine Füße. Mit Entsetzen spüre ich, wie einer seine Hände in meine Oberschenkel krallt. Ich werfe mich auf den Rücken und stosse dem nach mir greifenden verstümmelten Körper mit meinen Füßen mitten ins Gesicht. Im Innern meines Kopfes sticht es plötzlich wie mit hundert Nadeln.

«Ich will nicht wahnsinnig werden!» heule ich, «Julius, Hilfe!»

Etwas Kaltes, das meine heisse Stirne berührt, bringt mich wieder zur Vernunft. Erstaunt betrachte ich meine rechte Hand, die mit einem Revolver in meinem Gesicht herumfährt. Den Teufel werd' ich mich selbst umbringen, ich will leben!

Mit einem Sprung bin ich auf den Füßen. Aber noch einmal will mich Verzweiflung überfallen, der ich mich mit aller Willensanstrengung entgegenstemme. Mein ganzes Äusseres ist mit blutigem Schlamm überzogen, meine, von der zerrissenen Kleidung entblössten Beine und meine Hände sehen wie in Blut getaucht aus. Ich habe meine Umgebung völlig vergessen. Bei strömendem Regen reibe ich mir das Blut von den Gliedern. Erst der Ruf: «Feuer! Feuer!» versetzt mich wieder in die Wirklichkeit zurück, und erst jetzt merke ich, dass die Russen ihr Feuer nach hinten verlegt haben.

Hundert Meter vor uns, im husch- und baumfreieu Gelände, wimmelt es von Russen; auf ihren Köpfen haben sie aufgeplusterte Pelzmützen. Das sind Sibirier. Links und rechts von mir liegen viele feuernde, mir unbekannte Kameraden. Während ich in fieberhafter Eile das Gewehrschloss vor- und zurückreisse, beschäftigen sich meine Gedanken immer mit der Frage, wo die vielen Kameraden so plötzlich hergekommen sind? Wie durch einen Nebel sehe ich vor mir Menschen fallen, wie von unsichtbaren Sensen gemäht; immer neue Scharen kommen herangestürmt und brechen zusammen. Einer neuen Welle gelingt es, sich bis auf dreissig Meter an uns heranzuarbeiten. Wir verdoppeln unser Feuer und sehen, wie sich jetzt die Kosaken zur Flucht wenden. Wie wildgewordene Bestien jagen wir hinterher. Bajonette durchstossen menschliche Körper. Krachend zertrümmern Gewehrkolben und Spaten Kosakenköpfe. Wie die Krallen wilder Tiere umschlingen Hände den

Hals des Gegners. Dort holt einer aus, um eine Handgranate zu werfen; er lässt dieselbe fallen und bricht mit ausgebreiteten Armen langsam nach vorne zusammen. Gellende Schmerzensschreie durchschneiden die Luft. In sinnlos tierischer Wut schlagen die eigenen Kameraden aufeinander ein.

Allmählich bringt uns der niederprasselnde, starke Regen wieder zur Besinnung. Was für ein Blutbad haben wir da angerichtet! Es gibt nichts mehr totzuschlagen. Zu Dutzenden liegen die schlanken sibirischen Schützen um uns herum; auch nicht wenig von den unseren sind dazwischen, haben ihr allen Sinnen bares Draufgängertum mit dem Leben bezahlt.

Bei Anbruch der Nacht hat sich der Rest unserer Kompagnie wieder zusammengefunden. Von unserer Gruppe fehlen vier Mann. Holtiger und Schneider sind tot, Seppel Burdtock hat einen Granatsplitter im rechten Oberarm. Wo Losling verblieben ist, wissen wir nicht; er kommt nicht mehr zum Vorschein. Seiner Mutter wird man schreiben, dass er vermisst sei. Mutter, warte nicht auf ihn, er kommt nicht mehr!

Unser Zugführer, Feldwebel Molde, muss auch abtransportiert werden; er läuft im Kreis herum und murmelt fortwährend: «Mörderregiment, Mörderregiment!» – Stimmt, etwas anderes sind wir nicht; Feldwebel Molde ist während der Grossschlächtereie verrückt geworden und jetzt kann er nichts anderes mehr als die Wahrheit sagen: «Mörderregiment!»

Die Nacht ist ruhig; nur der Himmel giesst unaufhörlich seine Tränen über uns aus. Kopf und Schultern mit meinem Zelttuch überdeckt, hocke ich mit angezogenen Knien an einen Erdhügel gelehnt und lasse den prasselnden Regen über mich ergehen. Wie wilde Tiere haben wir heute gehaust und wie solche liegen wir nun hier im Dreck und Schlamm herum und ruhen auf den erschlagenen Kadavern aus.

Ja «du mein Deutschland», du kannst stolz sein auf deine Söhne; sie gehen nach der Parole ihres Kaisers und obersten Kriegsherrn immer feste druff!

Man nennt die Russen dumm und feige, weil es vorkommen soll, dass sie mit M.G. in den Kampf getrieben werden müssen. Sie sind klüger, Kinder, und haben weit hellere Augen als wir. Sie haben erfasst, dass dieser Krieg ein Krieg der Grossen ist, jener Grossen, die ständig nach mehr Land schreien und den Bodenschätzen, welche es darin auszubeuten gilt, und die ihnen, wenn der Coup gelingt, reiche Profite versprechen. Diese Grossen gehen nach dem Spruch, der in dem Buche «Der deutsche Aufsatz in den

höheren Lehranstalten» steht: «Mancher tätige Mann findet während des Krieges Gelegenheit zu reichem Erwerb.»

Gewiss, solche tätige Männer hatte es während des Krieges mehr als genug. Sie erwerben Reichtümer, indem sie hinter der Front und in der Heimat die Lebensmittel, die für uns «Frontschweine» bestimmt sind, verkaufen und verschieben, und wenn Pastor Falk von der deutschen Kirche in Berlin-Treptow in einer Schrift «Der Germane» zu den Soldaten sagt: «Der Germane wird immer beten: Gott! Gib mir Feinde!» so sind wohl eben diese betenden Germanen unter den Schiebern zu suchen. Der Pastor wird sie wohl kennen. Ich möchte gern mal seinen Keller und sein Lebensmittellager ansehen, das er sich hat zuschieben lassen. Ich will ihm seine Kenntnisse über diese Art von Germanen nicht absprechen; er hatte wohl während des Krieges in Berlin genug Gelegenheit, Erfahrungen über diese Drückeberger zu machen. Aber eine starke Tunke ist es, wenn Falk schreibt: «Mit brausenden Liedern auf den Lippen sind die deutschen Soldaten in den Tod gegangen (haste Töne?). Das ist Germanenart, das ist das Ziel, zu welchem wir die deutschen Menschen hinführen möchten (glaub' ich), das ist das Wunschbild, das uns vorschwebt.»

Hm, mit brausenden Liedern auf den Lippen in den Tod? – Nee, wir sind dumm, das wissen wir aliéné; aber so dumm denn doch nisch, Herr Pastor Falk; das glauben dir die Germanen, aber nicht die Deutschen.

Und übrigens war der Mann noch nie an der Front, sonst würde er nicht so'n Kohl verzapfen. Er hat nicht die verzweifelten Mienen derer gesehen, die zum Sturm bereit in den Gräben standen. Er hat nicht die Flüche der Stürmenden und der Sterbenden gehört. Das Wunschbild, zu dem er alle Deutschen hinführen möchte, sah ganz anders aus, als es sich dieser Urgermane in seinem urgermanischen Schädel vorstellt. Die Russen trieb man schon mit M.G. in den Kampf, bei den Deutschen ist dies nicht nötig. Von den ersten Bubenjahren an schon auf den Krieg hin erzogen, vollführen sie im Felde jeden Befehl ihrer Offiziere. Das selbständige Denken war vollständig ausgeschaltet. In den Instruktionsstunden hat man uns eingepaukt: Jeder Befehl ist heilig. Jaja, hast, wenn es dir befohlen wird, sogar auf Vater und Mutter zu schiessen. Verletzest du diesen heiligen Befehl, so stellt man dich dafür einfach an die Wand. Hier im Feld wirkt sich das in der Kaserne Gelernte auf niederträchtige Weise aus. Auf Befehl greift man an und stürmt. Einmal mitten drin, legt man den letzten Rest deut-

scher Zivilisation ab und kehrt zum Germanentum zurück. Zufrieden, Pastor Falk?

Pastor Falk schreibt: «Unsere vorchristlichen Eltern leben in unserem Blute weiter.» Damit stellt er den heute lebenden Deutschen das denkbar schlechteste Zeugnis aus. Hoffen wir, dass die Deutschen beweisen werden, dass sie mit unseren vorchristlichen Eltern nichts mehr gemein haben. Hoffen wir, dass ihnen der vergangene Weltkrieg eine nicht misszuverstehende Lehre war, dass man die deutschen Menschen nicht auf eine höhere kulturelle Stufe führt, indem man von der Kanzel herab predigt, dass wir zum Kriege geboren seien. Verlieren wir Deutsche unsere Vernunft und lassen uns von einem Böhmen leithammeln, so gehen wir mit tödlicher Sicherheit in absehbarer Zeit und nicht erst in tausend Jahren dem völligen Untergang entgegen.

Kann uns Deutschen das gleichgültig sein? –

Nein.

Kann es denn schnuppe sein, wenn ein Berliner Pastor den Krieg als artgemässe Religion der deutschen Nation erklärt? Zu was würden solche bodenlosen Verrücktheiten führen? Zu einem neuen Krieg. Und den wollen wir nicht!

Probiert's und ihr werdet sehen, dass die zwölf Millionen im Weltkrieg gemordeten Kameraden gegen euch aufstehen werden. Die Söhne eines Landes zum Kriege erziehen, ist keine Ehre, sondern eine Schmach und dem zivilisierten Christentum ein Schlag ins Gesicht. Man nannte die Russen dumm. Aber sie haben sich die grosse unvergängliche Ehre errungen, als die Ersten eingesehen zu haben, welche Schindluderei mit den Namen «Christentum» und «Vaterland» getrieben wurde und nach dreieinhalb Jahren Krieg erklärt: «Schluss! Lange haben wir uns an der Nase herumführen lassen und für die Güter unserer grossen Herren und Fürsten gekämpft. Nun ist's genug.» Sie warfen ihre Waffen weg und gingen nach Hause. Das waren die grössten Helden des ganzen Weltkrieges. Wir Deutsche rebellierten erst, als wir ganz nahe am Verhungern waren.

* *

*

Bei anbrechendem Morgen hocke ich immer noch an dem Erdhügel. In dünnen Fäden rieselt der Regen auf uns herab. Ich fühle mich am ganzen Körper wie gebrochen; mit grosser Mühe muss ich erst mal meine erstarrten Beine aus dem Schlamm ziehen, bevor ich mich aufrichten kann, und das geht auch nicht leicht; meine

Hüftgelenke sind steif und schmerzen sehr. In meiner Nähe hockt Julius Bär und flucht wie ein Türke.

«Kaffee empfangen!» ruft einer. Mit Behagen schlürfen wir die heisse, schwarze Brühe; das bringt wieder etwas Leben in uns. Allmählich kehrt auch meine Gelenkigkeit wieder zurück, aber die gänzlich durchnässten Kleider lassen das sonst frohe Gefühl, wieder einmal mit dem Leben davongekommen zu sein, nicht aufkommen. Frierend und vor Kälte am ganzen Körper schlotternd, stehen wir herum, und die Leichenhügel und herumliegenden zerfetzten Körper sind auch nicht dazu angetan, uns von dem furchtbaren Druck, der auf uns lastet, zu befreien.

Von den Russen ist nichts mehr zu bemerken als weit vor uns liegender Rauchqualm brennender Dörfer. Zeichen des russischen Rückzugs. Unser Kompangieführer sagt uns, dass wir in eine Ruhestellung kommen und neuen Ersatz abwarten sollen. Unsere ganze Kompagnie zählt noch einundzwanzig Mann.

Auf dem Schlachtfeld entwickelt sich eine rege Tätigkeit. Wir raten hin und her, was das für Leute sind, die jetzt hier eine schwere Arbeit beginnen.

«Das ist eine Totengräberkompagnie,» sagt Julius.

Totengräberkompagnie – gibt es denn so was? Hab' ich noch nicht gehört. Auch Sanitäter, mit der mit rotem Kreuz geschmückten weissen Armbinde, laufen herum und finden nichts mehr zum Verbinden. Gestern Abend, ja, da hätten noch viele gerettet werden können, aber da waren keine Sanitäter zu sehen.

Von links höre ich, wie mir Julius ruft. Beim Näherkommen sehe ich einen Russen in einem Granatloch sitzen. Vom Gesicht sind nur noch die Augen unverletzt, alles Übrige ist zerrissen; seine Hände sind ein unförmiges blutiges Etwas. Ich rufe einem Sanitäter, gleichzeitig mit diesem kommen noch ein paar Kameraden.

Es ist erschütternd, zu sehen, wie der Russe mit seinen zerrissenen Händen zum zerfetzten Munde fährt; seine Augen flehen um Wasser. Der Sanitäter weigert sich, dem russischen Kameraden etwas Trinkbares zu reichen. Julius setzt dem Kerl seinen Revolver an den Kopf und brüllt: «Hund, gib dem Kameraden sofort zu trinken, oder ich lege dich um!» In den Augen von uns anderen, die der Sanitäter anschaut, ist auch nichts Besseres zu lesen, und so bequemt er sich und hängt seine Flasche ab. Am ganzen Körper zitternd, führt er diese zum Mund des Russen. Der nimmt lange Züge aus der Schnapsflasche. Der Sanitäter will absetzen.

«Alles geben!» befehlen wir. Die Flasche ist leer bis auf den letzten Tropfen. Der Russe sinkt bewusstlos hintenüber; das ist gut so, er wird nicht mehr erwachen.

Der Sanitäter entfernt sich schimpfend und krakeelend. Julius wirft ihm seinen Spaten nach, zum Glück trifft er ihn nicht. Schade, dass wir nicht jeden dieser Etappenbrüderln etwas zwiebeln können!

Nachdem wir zum xtenmale geimpft sind und eine Masse neuen Ersatz erhalten haben, marschieren wir Mitte Juni, wieder eine stattliche Kompagnie von neunzig Mann, Lemberg zu, vorbei an der von den Österreichern wieder zurückeroberten Festung Przemysl. Eingekeilt zwischen Artillerie und Munitionskolonnen, bewegen wir uns auf glühend heißen, festgestampften Feldern vorwärts. Peter Sanowsky, der vor mir marschiert, habe ich wieder mal angefahren. Seitdem spricht er nicht mehr mit mir; er hat jetzt einen vom neuen Ersatz gefunden, der, wie es scheint, willig Peters Todesahnungen anhört. Julius Bär neben mir flucht von Zeit zu Zeit: «So 'n Mist!» und wirft sein schweres Gewehr auf die andere Schulter. Rechts von mir aber geht einer, ein neuer, fünfunddreissig Jahre ist er. Sein Kopf ist gesenkt, Träne um Träne tropft aus seinen Augen auf die heisse galizische Erde. Gestern erhielt er vom Bürgermeister seines Wohnorts ein Telegramm des Inhalts, dass er sofort heimkommen solle, seine Frau sei gestorben. Unser Kompagnieführer schickt den Mann zum Bataillonsführer.

«Bitte Herrn Major um Heimaturlaub, habe vier kleine Kinder zu Hause, denen soeben ihre liebe Mutter gestorben ist.»

Und die Antwort des Majors?

«Wo denken Sie hin! Es gibt keinen Urlaub. Hier sterben ja auch jeden Tag Leute, zu deren Beerdigung ihre Angehörigen nicht kommen können.»

Tja, Oberst von hatte vor noch nicht gar langer Zeit einen dreiwöchigen Urlaub in der Heimat verbracht, und ihm war nicht mal jemand gestorben. Aber wohin versteige ich mich? Oberst von ist doch Offizier, hoher Offizier, und hohe Offiziere haben den Urlaub doch nötig, um sich von den furchtbaren und gefährlichen Strapazen, die sie hinter der Gefechtsfront auszuhalten haben, zu erholen. Wir ganz vorne brauchen keine Erholung; wir sind es gewohnt, in jedem Schlammlloch zu liegen, und wenn es gut geht, erholen wir uns mal in einem Stall auf Pferdemit.

Mitten in Brody, einer schönen galizischen Stadt, machen wir halt. Juden in langen Kaftanen bieten uns Weissbrot, das Stück

zu einer Mark, an. Auch ich kaufe mir ein Brot und gebe fünf Mark. Sofort läuft der Kerl mit dem Geld davon. Es ist uns verboten, von den Gewehren wegzugehen; aber ich muss doch mein Geld wieder haben.

«Halt, Bursche, ich kriege noch vier Mark!»

Der kümmert sich aber nicht um mein Rufen und läuft weiter.

Mir reisst der Faden, meine Hand greift nach dem Gewehr, ein Schuss kracht. Diese Sprache versteht mein Jüd, im Laufschrift kommt er zurück und empfängt von mir als Quittung eine Ohrfeige und ich vom Major für den abgegebenen Schuss, der eine kleine Verwirrung anrichtete, ein ziemlich salziges Donnerwetter und das Versprechen, bei Wiederholung des Aktes vor ein Gericht gestellt zu werden. Wie nett!

Wir marschieren weiter. Aus der Richtung von Lemberg ist schweres Trommeln zu hören, überall, links und rechts, marschierende Infanteriekolonnen und Batterien allen Kalibers.

Um Mitternacht des zwanzigsten Juni erstürmt unser Bataillon – diesmal mit nur wenig Verlusten – einen stark befestigten und gut besetzten Bahndamm. Derselbe bildet eine Flanken- und Riegelstellung, doch zum Abriegeln kamen die Russen nicht mehr. Sie verliessen sich zu sehr auf ihr gross angelegtes Minenfeld. Jedenfalls durch den Verrat eines russischen Offiziers gelangen wir in der Nacht ohne besondere Mühe durch das Minenfeld und die Gassen der Drahthindernisse bis dicht an den Bahndamm. Noch ehe sich die Russen von ihrer Verblüffung erholen können, haben wir ihre zahlreich aufgestellten M.G. auf den Kopf gestellt und die Besatzung nach kurzem schwerem Kampf überwältigt.

Am andern Tag sagt man uns, dass wir mit unserem gelungenen Sturm den Weg in das Vorwerk Mosciska für bayrische Truppen freigemacht hätten. Für uns selbst ist ein weiteres Vorgehen in dieser Nacht unmöglich; Minenfelder und ein feuriger Vorhang verhindern dies. Den Rest der Nacht verbringen wir tief unter dem Bahndamm in guten Unterständen und tun uns an den hier aufgehäuften russischen Lebensmittelbeständen gütlich. Dabei haben wir nur einen Wunsch, dass die Nacht noch mindestens vierundzwanzig Stunden dauern möchte.

Die Einwohner Lembergs werden wohl nicht den gleichen Wunsch gehabt haben. Die deutschen Granaten fallen zu Hunderten in die Stadt. Die Bayern versuchen die ganze Nacht hindurch, von zwei Seiten in dieselbe einzudringen, was auch zu verschiedenen Malen gelingt. Doch wenn sie auf der einen Seite vordringen,

werden sie auf der andern von russischen starken Kräften wieder zurückgeworfen.

Bei Tagwerden arbeiten auch wir uns unter schwerem Feuer stückweise vor, aber erst gegen Mittag des einundzwanzigsten Juni dringen wir endgültig in die Stadt ein. Die Russen, von drei Seiten eingeschlossen, entweichen zum grössten Teil auf der vierten. Unsere Division mit noch anderen wird sofort zur Verfolgung der Russen angesetzt.

Das Ende der neunten Kompanie

Unser Regiment ist am Kampf, der sich in den Strassen Lembergs bis zum Abend des einundzwanzigsten Juni abspielt, nicht beteiligt; immerhin, es fehlen von unserer Kompanie sechzehn Mann. Von unserer Gruppe fehlen Lautenschläger und unser Jüngster, Leo Friedenberg; keiner weiss, wo sie geblieben sind. Als Ersatz werden uns Faht und Wollental von irgendwoher zugeteilt.

Seit drei Tagen haben wir mit dem Russen keine Fühlung mehr. Wir wissen nicht, ist er zwei oder zwanzig Kilometer von uns entfernt. Unsere ganze Front scheint etwas in Unordnung geraten zu sein. Wir wissen nicht mal, ob vor uns noch eigene Truppen sind oder nicht.

Mit Julius Bär liege ich an einem Nachmittag auf Vorposten in einem Strassengraben. Links und rechts von uns ist dichter Wald. Befehl: Sobald sich von vorne etwas bemerkbar macht, Feuer eröffnen! Eine kitzlige Sache. Wir können nur etwa dreissig Meter weit vor uns die Waldstrasse übersehen; zweimal kommt unser neuer Zugführer, Feldwebel Gelpens, und empfiehlt uns äusserste Aufmerksamkeit.

Es ist Tag, die Sonne scheint, und doch ist es so unheimlich still hier, wie auf einem Friedhof. Ich und Julius liegen dicht beisammen, sehen uns scheu nach allen Seiten um und horchen angespannt nach allen Richtungen. Aber wir sehen nichts und hören nur unsere eigenen rasenden Herzschräge. Wenn man nur wüsste, ob etwas in dem uns umgebenden Walde steckt –

Plötzlich wird die Stille durch Motorgeräusch unterbrochen.

«Flieger,» flüstert Julius.

«Nee, Auto. Teufel nochmal! Das kommt von vorne.»

Ich flitze über den Weg und werfe mich drüben mit schussbarem Gewehr in den Graben. Da biegt auch schon, mit mässigem Tempo, ein offenes graues Auto vorne um die Wegbiegung.

Inhalt: ein deutscher Wagenführer, ein deutscher General und sein Adjutant. Verblüfft sehen wir einander an.

«Was seid ihr für Leute und was tut ihr hier?» fragt der General.

Wir melden: «Auf Vorposten.»

Der General fängt laut an zu lachen. «Auf Vorposten? Wo liegt euer Bataillon?»

«Hundert Meter weiter zurück.» antworten wir.

Alle drei im Wagen lachen. Der General sagt: «Die Russen liegen achtzehn Kilometer weiter vorne.» Er legt die Hand an die Mütze und sagt: «Weiterfahren!»

«Kennst du den Kerl?» fragt Julius.

«Wenn das nun verkleidete Russen wären?»

«Du bist doof, Juli; es war doch einer unserer Generalstabswagen.»

«Ach, die Russen können auch mit unseren Generalstabswagen fahren.»

«Dann sind sie aber schon dumm, wenn sie weitergefahren sind, wo wir ihnen doch sagten, dass da hinten ein Bataillon liegt. Aber so dumm sind die Russen nicht, Jul.»

Wir haben unsere Umgebung vergessen und streiten uns darüber, ob es möglich wäre, dass russische Offiziere sich in unserer Linie bewegen.

«Unmöglich ist das nicht, Jul; aber die im Auto waren Deutsche.»

«Weisst du das sicher, du Arschloch?»

«Das weiss ich 80 sicher, wie ich weiss, dass du ein Dreckhammel bist.»

«Sag nochmal Dreckhammel, und ich schlag dir mit dem Gewehrkolben auf'n Kopf.»

«Es waren Deutsche.»

«Nein, Russen waren's!» brüllt Julius.

«Deutsche waren es, du Nudelkopf,» sagt da einer.

Wir schnellen mit den Köpfen herum. Zobel ist's, der lachend hinter uns steht. «Schöne Vorposten ihr, macht ja 'n Krach hier vorn wie zwei Schaubudenbesitzer auf der Leipz'ger Messe.»

«Führ mal keine freche Lippe, Zobel, sonst hauen wir dir deine Fresse kaputt,» haucht ihn Julius an.

«Derselben Meinung?» wendet sich Zobel an mich.

«Na, frech werden darfst du bei uns nicht, Korporal, wir haben Damennerven.»

«Na, kommt zurück, Kinder; es ist zwecklos, dass ihr hier liegt, wir sind ja von den Russen noch weit weg.»

«Wissen wir schon lange vom General,» sagt Julius und bietet Zigaretten an.

«Von russischen oder vom deutschen?» fragt Zobel.

Julius lacht, der Frieden ist wiederhergestellt.

Wir haben heute den dreissigsten Juni. Bei strömendem Regen bewegen wir uns müde vorwärts. Von meinem Helm läuft mir ein kleines Bächlein den Hals hinunter, vereinigt sich auf meinem Körper mit dem übrigen Wasser, das meine quitschnasse Kleidung abgibt, und tritt oberhalb der Knie, wo meine Hosenbeine aufhören, als Bach zutage.

Am Vormittag um zehn Uhr schlagen wir im Busch unsere Zelte auf. Wie der Kompagnieführer sagt, sind wir Reserve und sollen hier ein paar Tage liegen. Den Boden in den Zelten bedecken wir mit Tannenästen; aber wie kann man auf nassen Ästen und in tropfnassen Kleidern ruhen oder schlafen? Wenn man wenigstens etwas Warmes zu trinken hätte!

Frierend hocken wir unter den Zelten, da – gegen zwölf Uhr – kommt unsere Küche angefahren; aber gleichzeitig brüllt der Kompagnieführer: «In zehn Minuten steht die Kompagnie marschbereit!»

Fluchend brechen wir unsere Zelte ab. Gleich darauf befinden wir uns mit hungrigem Magen im Eilmarsch.

Um zwei Uhr schlagen wir wieder Zelte auf, und um zwei Uhr zwanzig marschieren wir abermals an der dampfenden Küche vorbei. Man hat mit uns kein Erbarmen, nur der Himmel hat jetzt ein Einsehen, stellt den Regen ein und lässt warm die Sonne auf uns herabscheinen. Um fünf Uhr, als wir an diesem Tag zum drittenmal – diesmal in einem Dorf – unsere Zelte aufschlagen, sind unsere Lumpen bereits wieder trocken. Aber auch jetzt sollte es mit der Ruhe und mit dem Essen nichts werden. Schon haben wir unsere Kochgeschirre abgeschnallt, um warmes Essen zu empfangen:

«Alarm! Kompagnie antreten!»

Die Küche verschwindet. Wir reißen unsere Zelte auseinander und heulen vor Wut, aber das nützt nichts. Befehl ist Befehl, und jeder Befehl ist heilig, und wenn er noch so sinnlos ist.

Vorm Dorf schaukelt eine schmale Hängebrücke, nur für Fussgänger, über einen ziemlich breiten Fluss. Einer hinter dem andern balancieren wir darüber und sammeln uns auf der anderen Seite des Flusses, was über eine Stunde geht. Währenddessen sehen wir,

wie sich die Küchen bemühen, durch den Fluss zu kommen; aber als wir abmarschieren, ist dies den Scheisskerlen noch nicht gelungen.

In ziemlicher Entfernung stehen zahlreiche Schrapnellwolken am Himmel. Mir wird mit einemale eigenartig zumute; eine starke Unruhe beherrscht meinen ganzen Körper und will nicht mehr weichen. An einem Waldrand angekommen, machen wir halt und schwärmen in Schützenlinie aus. Obwohl es mir sonst beim Vorgehen im stärksten Feuer mit Eingraben nie so sehr pressierte, habe ich es diesmal damit sehr eilig, und dabei sind wir noch nicht mal in der Feuerlinie angelangt. Nach sehr kurzer Zeit habe ich mir ein Loch in die Erde gegraben, in welchem ich verschwinde. Beim weiteren Vorgehen überlege ich mir erst, ob ich aus dem Loch will oder nicht; ich ärgere mich ob meiner unerklärlichen Angst.

«Du bist doch sonst nicht so,» stichelt Julius.

«Halt die Fresse!»

Die Nacht über liegen wir, durch Vorposten gesichert, in einem Kornfeld. Um zehn Uhr gibt es endlich warmes Essen und Kaffee, aber mir schmeckt es nicht; ich habe Hunger und kann doch nicht essen. Ich frage mich schon zum hundertstenmale, was eigentlich mit mir los ist, kann aber keine befriedigende Antwort geben. Obwohl die Nacht sehr ruhig ist, kann ich kein Auge zutun.

Ängstlich fange ich jeden Laut auf, der von vorne kommt, und Unruhe treibt mich einigemale zu den Vorposten; aber es ist nichts zu sehen und nichts zu hören. Gegen Morgen der leise Ruf: «Kaffee empfangen!» ist mir eine Erlösung. Ich erhalte mit der Post, die gleichzeitig angekommen ist, einen Brief. Der anbrechende Tag erlaubt zu schreiben; aber ich bringe meine Gedanken nicht in geordnete Bahnen und stecke deshalb das Schreiben wieder auf. Auf dem Boden hockend, knicken meine Hände nervös Strohhalme, einer derselben fühlt sich etwas rauh an. Beim Nachsehen entdecke ich, dass ich einen weissen Feldtelegraphendraht in der Hand halte. Russischer Draht. Vielleicht geht in diesem Moment eine Meldung über unseren Standort durch denselben. Wer weiss das? Es wäre nicht das erste Mal. Mit meinem Spaten schlage ich den Draht entzwei. Und jetzt bin ich plötzlich wieder ruhig. Merkwürdig!

Es ist halb sechs Uhr. Langsam gehen wir vor. In einem Dorf, das wir ausgeschwärmt passieren, fragen wir die Zivilisten nach den Russen. Mit finsternen Gesichtern bedeuten sie uns, nichts von den Russen zu wissen.

Um halb sieben Uhr haben wir wieder ein Dorf vor uns. Wie Hunde mit einer feinen Spürnase das Wild wittern, so wittern wir

jetzt die Nähe der Russen. Schon sehen wir auch, wie Bauern ihr Vieh, das im Freien nächtigte, ins Dorf treiben. Wir gelangen in die Ortschaft, ohne beschossen zu werden. Langsam und zögernd geht es weiter. Ich habe die Verbindung mit der elften Kompagnie aufrecht zu erhalten und befinde mich deshalb einig Meter rechts ausserhalb des Dorfes.

Rrrrr, räng räng. Ich lasse elfte Kompagnie elft*) «ein und bin mit ein paar Sätzen hinter den Häusern. Klatschend schlagen die Kugeln in das Gebälk. Mit einem Schlag entsteht im Dorf unter der Bevölkerung eine furchtbare Panik. Schreiend und heulend rennen Männer, Frauen und Kinder durcheinander und wissen nicht, was und wo anfangen.

«Nehmt eure Kinder und geht zurück, aber rasch!»

Die wenigsten kommen unserer Aufforderung nach. Sie können nicht begreifen, dass sie so plötzlich Haus und Hof verlassen sollen. Auch mit Gewalt und Kolbenstossen sind sie nicht wegzubringen. Sie kehren immer wieder zurück und bedeuten für uns ein schweres Hindernis. Und als jetzt russisches Artilleriefeuer einsetzt, ist es für sie zur Flucht zu spät. Jammernd und laut betend verkriechen sie sich in die vor den Häusern befindlichen Erdgruben, welche für sie so viel wie unsere Keller bedeuten.

Wir schlängeln uns bis zu den letzten Holzbaracken des Dorfes. Schlagartig, wie das russische Artilleriefeuer einsetzte, so hört es jetzt wieder auf. Hoffentlich benützen die Bauern diese Gelegenheit und verschwinden, bevor es erneut einsetzt. –

Mit Julius Bär stehe ich an einer Hausecke; der Boden unter unseren Füßen ist mit Federn bedeckt. Jedenfalls haben hier in der Nacht für das Wohl der Russen ein paar Gänse ihr Leben lassen müssen. Etwa zweihundert Meter vorm Dorf erkennen wir einige mit Rasen gut verdeckte Gräben. Von einem Drahtverhau ist nichts zu sehen. Doch die einzelnen Kugeln, die an uns vorbeiflitzen, kommen nicht von dort her. Vorsichtig strecken wir die Köpfe hinter der Ecke vor und suchen das nähere Gelände ab.

JuLus gibt mir plötzlich einen Rippenstoss, der mich fast umlegt.

«Nanu, du bist wohl →»

«Mach jetzt keen Sums, Mensch. Kieck doch mal dorthin, grad vor uns in dem grossen Busch.»

Richtig, aber das nenne ich frech, sich gerade vor unsere Nasen hinzulegen und zu pulvern; ganz deutlich sehe ich drei Köpfe samt Schultern.

«Mal 'n Schuss dorthin abgeben,» sagt Julius.

«Klar, aber wenn ich hier die Ecke verlasse, hab' ich so 'n Ding weg.»

Vorsichtig schiebe ich das rechte Bein vor und lege mein Gewehr, auf den Busch zielend, auf den beim Hause sich anschliessenden Lattenzaun. Mein Schuss kracht. Im gleichen Augenblick schlägt mir einer mit aller Wucht mit einer schweren Axt gegen das rechte Knie, so dass ich seitwärts in die Federn fliege. Erstaunt sehe ich mich nach dem Täter um; aber vor mir steht nur Julius, der mich etwas blöd anschaut, und fragt: «Wo hat's dich?»

«Wo hat's dich? – Ach so.»

Ich betrachte mein Knie und sehe genau auf der Mitte der Scheibe ein kleines Loch; ein ähnliches befindet sich etwas unterhalb der Kniekehle. Das war also der Axtschlag.

Ein freudiger Schauer durchfährt meinen Körper, ich kann es fast nicht fassen. «Mensch, Julius, ich hab' 'n Heimatschuss!»

Ich springe auf, um einen beschleunigten Sturm nach rückwärts anzutreten, lasse mich aber sofort wieder in die Federn fallen. Verdammt, wie das mit einemmal weh tut! Julius schleift mich zu einem Kellereingang. Hilfreiche Hände strecken sich mir aus dem Keller entgegen; eine ganze Bauernfamilie hat darin Schutz gesucht.

Julius verbindet mir die fast gar nicht blutende Wunde und gibt mir dann abschiednehmend zum letztenmal die Hand.

«Glückauf, Julius!» Doch er ist schon weg.

Inzwischen beginnt die russische Artillerie mit einer starken Bombardierung des Dorfes; immer zahlreicher und immer näher schlagen die Granaten und Schrapnells bei uns ein. Die mich umgebende Familie fängt an zu heulen und zu jammern; meine Aufforderung, zu flüchten, nützt nichts, und bereits ist dies auch zu spät. Die Russen decken das ganze Dorf mit einem furchtbaren Feuerorkan ein.

Eine vorm Kellerloch angebundene Kuh, die sich vergebens loszureissen versucht, bricht unter der ganzen Ladung eines Schrapnells zusammen. Brandgeruch macht sich bemerkbar; es müssen schon einige Häuser in Flammen stehen. Ich kann es vor Schmerzen in dem Loch nicht mehr aushalten und arbeite mich heraus. Dicht vor mir am Dorfrand liegt unsere Kompagnie und unterhält ein starkes Feuer; einzelne Gruppen schießen aus den Häusern. Ich werde gerade Zeuge, wie eine der besetzten Hütten unter der Wucht einer einschlagenden schweren Granate zusammenbricht; gleich darauf schlagen Flammen aus dem Gebälk. Vor dem entsetzlichen Geschrei, das aus den Flammen gellt und welches das Ber-

sten der Granaten übertönt, ziehe ich mich mit den Händen und meinem gesunden Bein wieder in das Loch zurück.

Die Familie bildet einen übereinanderliegenden, klagenden Haufen. Wer von ihnen und all den Zivilisten, die noch im Dorf sind, wird heute Abend noch leben? Was so ein kleines Loch, das eine Flintenkugel bohrt, doch für Schmerzen hervorrufen kann; die tief in das geschwollene Bein einschneidende Binde vergrössert den Schmerz noch bedeutend. Gerade bin ich dabei, dieselbe zu entfernen, als das Getrappel vieler flüchtender Füsse zu hören ist. Es sind Kameraden von meiner Kompanie, die in voller Flucht zurückstürmen. Sie hören mein Bitten und Flehen nicht und lassen mich liegen.

Eine unheimliche Angst überfällt mich. Es geht schon lange das Gerücht, dass die Nummer unseres Regiments den Russen sehr gut bekannt sei, man nenne uns nur die Teufel der zehnten Armee und jeder, der von uns in Gefangenschaft gerate, werde sofort erschossen.

Unzählige Male schon befand ich mich in der grössten Gefahr, mein Leben zu verlieren; aber niemals noch hat mich die Angst so geschüttelt wie am ersten Juli 1915 in dem brennenden Dorfe Sielec. Trieben mich vor kurzer Zeit die Schmerzen aus dem Kellerloch, so tut es jetzt die tolle Angst, in die Hände der Russen zu geraten. Zoll um Zoll arbeite ich mich zwischen aufsteigenden Dreckfontänen und brennenden Häusern nach rückwärts; dabei drehe ich ständig den Kopf und atme jedesmal erleichtert auf, wenn keine Russen zu sehen sind. Nach etwa dreissig Metern, zu welchen ich lange, lange Zeit brauche, ist es mit meiner Kraft zu Ende. Die Schmerzen werden so rasend, dass ich nicht mehr weiss, was ich tue. Angst, Wut, Heulen und Lachen lösen einander ab. Mit dem Kopf beuge ich mich über das Knie und lecke die brennende Wunde mit ausgetrockneter Zunge ab. Stärker und stärker wird das russische Artilleriesfeuer; heulend und krachend schlagen die Granaten in die Häuser und schleudern brennende Holzhaufen überallhin.

Ich habe das Gefühl, bei lebendigem Leib gebraten zu werden. Die heissen Sonnenstrahlen vereinigen sich mit dem Flammenmeer und steigern die Hitze bis zur Unerträglichkeit. Allmählich gelingt es mir, hinter ein noch unversehrtes Haus zu gelangen. Hier liegen zwei mir unbekannte Kameraden; der eine hat eine klaffende Wunde an der Brust, der andere hält einen mit vielen blutigen Binden umwickelten Arm steif in die Luft.

«Wasser! Wasser!» stöhnen beide.

Ach, das Elend! Von hinten tauchen jetzt ein paar Kameraden auf; sie sind von der Elften. Einer davon, Heinrich Eller, ist aus meinem Heimatort. Ich bitte ihn um Wasser; er hat nichts und kann nichts geben. Er legt mir eine Binde um das Knie und will weiter. Ihn am Bein festhaltend, frage ich nach der neunten Kompanie.

«Die liegt allein vorne in der russischen Stellung. Sind allein vorgegangen und sollen bereits aufgerieben sein.»

Ich mag mich nicht erinnern, sie wieder vorgehen gesehen zu haben; möglich, dass ich eine Zeitlang bewusstlos war. –

Nachdem ich aus meiner kurzen Grübeleien über die neunte Kompanie erwache, ist Heinrich fort. In das Krachen der Granaten und das Prasseln der Flammen mischt sich jetzt ein nicht mehr endenwollendes Gewehrfeuer.

Wie spät ist es eigentlich? Meine Uhr steht still; die andern geben auf Fragen keine Antwort. Langsam und qualvoll verrinnen die Minuten.

«Sanitäter, hierher!» brüllt da einer unweit von mir.

Keine zwanzig Schritte von uns entfernt, entdecken wir an einer ziemlich geschützten Stelle zwei Sanitäter.

«Hierher! Hierher!» Aber die kommen nicht. Ach, die verfluchten Hunde! Hätten wir doch noch unsere Gewehre, euch würden wir trotz der Schmerzen noch sicher treffen! Alles was sie tun, ist, dass sie uns eine Feldflasche zuwerfen, die aber soweit rechts von uns zu liegen kommt, dass wir sie nicht erreichen können. Wir fluchen, bitten und betteln; aber sie helfen uns nicht.

Das Artillerief Feuer, das eine Zeitlang etwas nachgelassen hatte, kehrt jetzt mit verstärkter Wucht wieder. Die Sanitäter verschwinden; wir aber bleiben liegen.

Huhuuuu . . . krach! Balken und Bretter türmen sich über uns; an der Hauswand klafft ein grosses Loch.

Huuuuuu . . . Während ich meinen Kopf auf den Boden presse, sehe ich den Kameraden mit der Brustwunde aufspringen. Wupp, krach! Ich schnappe nach Atem. Als sich der Pulverdampf verzogen, sehe ich den aufgesprungenen Kameraden mit halb abgerissenem Kopf ein paar Meter von mir weg liegen. Der hat keine Schmerzen mehr.

Das russische Artillerief Feuer verlegt sich mit einem Male nach hinten, wo unsere Reserve sich befinden soll. Aber soviel ich weiss, haben wir keine. Von vorne kommend, stürzen Kameraden mit entsetzten Gesichtern an mir vorbei. Flehend bitte ich sie, mich nicht liegen zu lassen; aber keiner achtet auf mich. Auch rechts von mir

sehe ich zurückstürmende Gruppen. Sie machen halt, drehen sich um, geben irgendwohin einige Schüsse ab und setzen dann ihre rückwärtige Flucht fort. Hier überschlägt sich einer, dort lässt einer sein Gewehr fallen und bricht in sich zusammen.

Jetzt deckt uns auch der Rest des Hauses nicht mehr vor den Kugeln. Von rechts rast ein starkes Gewehrfeuer über uns hinweg.

«Erbarmen!»

Die Russen kommen wie Wilde angestürmt. Ich versuche zu fliehen. Mit einem Schmerzensschrei breche ich wieder zusammen. Mit weit aufgerissenen Augen sehe ich wie ein Russe im Begriff ist, einen am Boden liegenden Verwundeten mit dem Bajonett zu durchbohren; doch bevor er zustossen kann, wird er von einem anderen Russen daran verhindert. Also auch bei den Russen gibt es gute Menschen.

Das Weitere sehe ich nicht mehr; vor mir stehen zwei Russen, der eine davon zeigt nach der russischen Seite und brüllt: «Pascholl, Pan.»

Ich zeige ihnen mein schon lange wieder von der Binde entblösstes, arg geschwollenes Bein und bitte sie, mich nicht zu töten. Ohne mich noch weiter zu beachten, stürmen sie weiter.

Eine Unmasse Russen stürmt Hurrä brüllend an mir vorbei. Ich bleibe regungslos wie tot am Boden liegen.

Indessen fängt die deutsche Artillerie an, ihre Granaten ins Dorf zu schicken. Ringsum Krachen und Heulen. Die Unseren müssen schon sehr weit zurückgetrieben sein, denn unweit von mir, mitten im brennenden Dorf, fährt russische Artillerie auf und fängt an zu schießen. Einzeln und in kleinen Trupps kehren die verwundeten Russen zurück. Zwei von ihnen, die in meiner Nähe ausruhen, fordern mich auf, mit ihnen zu kommen; aber ich kann nicht gehen.

Eine Freude darf ich an diesem schrecklichen Tage noch erleben. Ein am Arm verwundeter Russe nimmt einem seiner gefallenen Kameraden sein Verbandszeug, welches der nicht mehr braucht, ab und bietet es mir zur Verwendung an.

In einer Blechbüchse mit abschraubbarem Deckel befinden sich zwei Binden in einer rosaroten, kühlen Flüssigkeit. So etwas kennen wir bei unserer Armee nicht; wir haben nur zwei trockene Verbandspäckchen. Wie das wohltut, als ich die nassen Binden um das Bein lege! Gerne hätte ich diesem guten Menschen durch eine kleine Gabe gezeigt, wie dankbar ich ihm sei. Zigaretten, um welche er mich fragte, hatte ich leider keine.

Nach einiger Zeit nimmt er fluchtartig von mir Abschied. Die Russen scheinen von den unseren wieder zurückgedrängt zu werden. Die schiessende Russenbatterie zieht sich wieder zurück; das Geknatter der russischen Gewehre, vermischt mit dem der unseren, kommt wieder näher. Kommandos und Befehle in russischer Sprache schwirren durch die Luft. Das grausame Spiel von vorhin wiederholt sich: Russische Gruppen gehen zurück, nehmen Stellung, schiessen und wenden sich wieder zur Flucht. Das gelingt nur einem Teil, die andern brechen unter dem deutschen Feuer zusammen. Neue, zur Unterstützung heranstürmende Russenmassen werden von der Verwirrung angesteckt und machen ebenfalls wieder kehrt.

Ich habe mich bereits schon mit der Gefangenschaft abgefunden, und nun sieht es fast so aus, als sei dies doch noch nicht so sicher. Mit Mühe und Schmerzen schiebe ich mich unter Balken und Bretter und verstecke mich, so gut es geht. Von hier aus beobachte ich, wie sich die Russen wieder zum Widerstand sammeln. Bald liege ich inmitten schwersten Getümmels. Hin und her wogt der schwere Kampf; Rauch, Feuer, Knallen, Fluchen und Schreien. Über das Ganze ziehen heulend die Granaten und suchen sich ihren Weg zur gegnerischen Artillerie. Ich bin nur noch ein Bündel Aufregung.

Noch einmal ziehen sich die Unseren zurück, und wieder rasen die deutschen Geschosse ins Trümmerfeld des Dorfes.

Herrgott, will denn dieser Tag kein Ende nehmen?

Ich muss mich schon eine ganze Zeit in einem halben Ohnmachtszustand befunden haben. Eine Begebenheit, welche mir vollständig neu ist, lässt mich plötzlich ganz wach werden. Ich sehe, wie ein dichter Haufe deutscher Kavallerie am Dorfrand mit langen Säbeln auf die Russen einschlägt; aber der Spuk ist bald wieder vorbei. Die abermals neu heranstürmende russische Reserve macht aus dem kämpfenden Haufen von Pferden, Deutschen und ihren eigenen Kameraden einen blutigen Salat.

Noch einmal stürmt deutsche Kavallerie vor und erleidet das gleiche Schicksal wie ihre Kameraden. Furchtbar schreiende, sich am Boden wälzende Pferde erdrücken ihre Reiter.

Es war das erste und letzte Mal, dass ich Kavallerie im Kampf gesehen habe. Vielleicht hat ihr Eingreifen für diesmal den Zweck insofern erreicht, dass es unserer Infanterie ermöglichte, den russischen Ansturm links vom Dorfe von der Flanke abzufassen und so den russischen Durchbruch zu verunmöglichen. Aber der Einsatz an Menschenleben war zu furchtbar, eine Schlächterei im

wahrsten Sinne des Wortes. Der Einsatz von Kavallerie in einer Schlacht, bei welcher sich in der vordersten Linie der gegnerischen Infanterie zahlreiche M.G. befinden, wie es hier der Fall war, ist nichts anderes als Donquichottismus (überspannte Abenteuerei).

Der Tag geht endlich seinem Ende entgegen, und immer noch tobt der Kampf. Längst schon bin ich aus meinem Versteck hervorgekrochen; der Durst quält mich fast furchtbarer als die Wunde, und mein Kopf droht vor Schmerzen zu zerspringen. Ich bin so weit, dass ich für ein Sprengstück oder für eine erlösende Kugel dankbar wäre.

Meine rechte Hand umklammert in der Tasche den Revolver; aber der ist wertlos, ich habe keine Patronen dazu. Hätte ich solche gehabt, so hätte es heute früh schon ein Scheibenschiessen auf die zwei Feiglinge von Sanitätern gegeben.

Ich weiss nicht mehr, was um mich herum vorgeht. Ich höre nur furchtbaren Lärm und sehe, wie der Tag immer mehr und mehr abnimmt und an seiner Stelle die Flammen die Dämmerung erhellen.

Wie von weit her höre ich meinen Namen rufen, und dann kommt eine Zeitlang nichts mehr.

Jemand gibt mir etwas Kaltes zu trinken.

«Noch mehr, noch mehr, Kamerad!» bitte ich.

«Kennst du mich nicht?»

Das ist die Stimme, die vorhin schon meinen Namen rief; aber jetzt tönt eine andere dazwischen.

«Alles hier bleiben!» schreit einer, «auch die Verwundeten!»

Ich drehe meinen Kopf nach der Stelle, wo diese Stimme herkommt, und sehe, wie durch einen Nebel, unseren Regimentsadjutanten; mit gespreizten Beinen und mit zum Schlag erhobenem Karabiner steht er da und brüllt: «Nicht zurückgehen! Ich schlage jedem, der es noch einmal versucht, den Schädel ein!»

Im gleichen Augenblick sehe ich, wie das Gewehr seinen Händen entgleitet; langsam bricht er in die Knie und fällt dann vornüber aufs Gesicht. —

Wie ich den Kopf von dieser Szene abwende, erkenne ich mit einemmale Peter Sanowsky, mein alter Plagegeist, der sich über mich beugt. «Peter, du? Ach!»

Langsam gleite ich in einen Abgrund. Nachdem ich wieder die Augen aufschlage, ist die Nacht, die von Flammen erhellt wird, hereingebrochen. Peter sitzt an meiner Seite; er sagt mir, dass die Russen schon weit zurückgetrieben seien.

Die Stunden verrinnen, es ist schon nahezu Mitternacht, und es haben sich immer noch keine Sanitäter gefunden, die mich zurückbringen.

«Wir müssen erst die Schwerstverwundeten zurückbringen!» erklären die wenigen, die sich allmählich eingefunden. Ich muss mich vorerst mit einem Becher Tee und einem frischen Verband zufrieden geben.

Auf meine Bitte versucht Peter mich zurückzutragen, aber wir kommen nicht weit. Peter ist zu schwach, auch sind die Schmerzen, die ich bei dieser Art Transport auf Peters Rücken in meinem Bein empfinde, nicht zu ertragen.

Am Dorfrand, etwas ausserhalb der Flammenglut, wo wir uns niedergelassen haben, rasseln Geschütze und Fuhrwerke vorbei; etwas weiter weg schieben sich Infanteriekolonnen nach vorne, von wo dumpfe Kanonenschläge und kaum noch hörbares schwaches Gewehrfeuer zu uns dringt.

«Peter, wo ist die neunte Kompagnie? Warum bist du allein hier?»

«Die neunte Kompagnie? Leutnant Ukenberg wurde schon um acht Uhr verwundet. Ich sah ihn mit zerrissenem Gesicht am Boden liegen. Die Hunde von Russen haben mit explosiven Gewehrkugeln auf uns geschossen. Die Kompagnie hatte keinen Zusammenhang mehr. Während der erste Zug schon dicht vor dem russischen Graben lag, erhielten wir von irgendwoher den Befehl, uns hinter das Dorf zurückzuziehen, wurden aber durch das starke Sperrfeuer, welches die Russen vor unsere vermeintlichen Reserven legten und die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren, gezwungen, umzukehren. Zwei Stunden später drangen wir mit der von hinten kommenden elften Kompagnie in den vordersten, nur schwach besetzten russischen Graben ein, wurden aber sofort von allen Seiten stark beschossen. Vom ersten Zug war nichts mehr zu sehen. Gegen drei Uhr hatten wir keine einzige Patrone mehr. Dann kam das Ende. Die meisten von der elften und neunten Kompagnie sind tot, der Rest vielleicht auch.»

«Und du lebst, Peter? Erzähl mir doch, wie du das gemacht hast!»

«Ich weiss nicht mehr viel davon. Habe nur gesehen, wie die Russen auf die Kameraden einstachen, und weiss nur noch, dass ich mich ein paar flüchtenden Kameraden anschloss, von welchen einer um den andern um mich herum fiel.

«Da hast du aber Schwein gehabt, Peter.»

«Ja, ich bin jedenfalls der einzige, der von der Kompagnie zurückgekommen ist. Bis jetzt habe ich nur einen von unserer Küche, die hinterm Dorf stehen soll, gesehen.»

Nach kurzem Schweigen fährt Peter fort: «Ich weiss, dass du mich für einen Narren hältst; aber ebenso sicher weiss ich, dass ich nicht mehr lange lebe, ich muss hier sterben.»

Sein altes, ewiges Lied; ich sehe ihn von der Seite an, sage aber nichts. Neben den in voller Tätigkeit sich befindenden Sanitätern bewegen sich noch andere Gestalten im Dorf. Es sind die übrig gebliebenen Zivilisten, die nach ihren Angehörigen suchen; da müssen sie schon warten, bis die glühenden Trümmerhaufen von selbst verlöschen, und erst dann werden sie vielleicht ihre gebratenen und verbrannten Lieben finden.

Das ist Krieg, und so sieht der Krieg aus.

Ihr von der neuen Generation, die ihr das nicht erlebt und gesehen: am Morgen habt ihr ein blühendes Dorf vor euch, und am Abend ist es ein mit Leichen übersätes, rauchendes, stinkendes Jammerfeld. Quasselt also nicht immer von siegreichem Krieg, von Ruhm und Heldentod. Es ist ja alles Quatsch.

* *
*

Mit zwei Gewehren als Krücken und mit Peters Hilfe versuche ich, den Verbandsplatz zu erreichen; aber wir kommen nur ganz kurze Strecken weit. Mein rechtes Knie ist ein unförmlicher dicker Klumpen, in welchem ein Teufel mit glühenden Zangen und Nadeln sich nach aufwärts zu meinem Leib arbeitet.

Wir haben schon viele Sanitäter angebettelt, erhalten aber immer die gleiche Antwort: «Erst die Schwerstverwundeten.»

Ja, es liegen noch viele herum, die es nötiger haben als ich, zurückgebracht zu werden; aber achtzehn Stunden qualvolle Schmerzen sind eine Ewigkeit und lassen einem die Not des Nächsten vergessen.

Endlich – es wird wohl nahezu morgens zwei Uhr sein – erbarmen sich zwei Sanitäter und bringen mich zur Verbandsstelle.

Vor einem grossen Haus, wohl ein Schulhaus, steht eine lange Reihe von kleinen Bauernwagen, auf welche Verwundete, die man aus dem Hause trägt, verladen werden.

In einem grossen Raum sitzen und liegen auf Tischen und Bänken, auf dem Boden und an der Wand viele Verwundete mit schmerzverzerrten Gesichtern – auch Russen sind darunter – und warten auf den Arzt.

Ich sitze nahe an der Tür auf einem niedrigen Tisch. Immer, wenn einer an mir vorbei zum Verbandszimmer getragen wird, forsche ich in seinem Gesicht, ob es einer von der neunten Kompanie ist; aber es sind alles fremde Gesichter.

Habt ihr schon mal einen Gaug durch ein Verwundetenlazarett gemacht? Schrecklich, was man dort alles sehen kann, nicht wahr? Aber weit fürchterlicher ist es hier, wo die frisch Verwundeten sich sammeln und herbeigetragen werden. Am erbärmlichsten sind die mit Bauchschüssen daran. Sie krümmen sich vor Schmerzen und stossen von Zeit zu Zeit grelle Schreie aus. Es gibt auch viele stille Dulder. Einer liegt am Boden. Offenbar hat er einen Lungenschuss. Seine Mundecken sind blutig, er drückt beide Hände auf die Brust, mit gefletschten Zähnen wirft er lautlos seinen Kopf hin und her. Einer mit einem dick verbundenen Oberschenkel macht aufrecht sitzend mit dem Oberkörper wippende Bewegungen nach vorn; mit den Händen fährt er über den blutigen Verband; dabei sagt er immer, mit den Zähnen knirschend: «mhaa, rnhaa.»

Ein Russe wiegt seinen zerfetzten Arm hin und her wie eine Mutter ihr Kind; sein Oberkörper macht, weit ausholend, diese Bewegungen mit. Dazwischen sieht man noch steil in die Luft gehaltene Arme und blutige Verbände um Köpfe.

Am schweigsamsten sind die, die hinterm Haus aufgeschichtet sind, und das werden nicht wenige sein. Sie warten nur noch darauf, verscharrt zu werden.

Ein zum Umfallen müder, aber immer noch freundlicher Arzt gibt mir eine Spritze in den Rücken. «Für dich ist der Krieg zu Ende, Junge; das Bein wird steif bleiben,» sagt er zu mir. Und der mich verbindende Sanitäter sagt mir, dass ich Schwein hätte, so billig vom Krieg wegzukommen. Ich könnte ihm für seine vielleicht gutgemeinten Worte eins in die Fresse hauen. An den Krieg denke ich jetzt nicht mehr, sondern nur noch an das steife Bein, das ich jetzt mein Leben lang herumschleppen soll.

In einer Scheune werde ich auf Stroh gebettet und erhalte einen Becher voll Tee. Links und rechts und überall Stöhnen und Fluchen. Um die Schmerzen weniger zu spüren, verkrampfe ich meine Hände im Stroh. Dabei kommt mir etwas Hartes in die Finger. Bei dem trüben Schein einer brennenden Laterne sehe ich, dass es ein blutbefleckter Brustbeutel ist. Zwei Fünfmärkstücke sind darin. Den Kameraden links und rechts von mir gehört das Geld nicht.

«Behalte du das,» sagt einer. «Der, welcher es verloren hat, kriegt es doch nicht, wenn du es abgibst; der ist vielleicht schon tot.»

«Wer ist vor mir hier gelegen?» frage ich einen die Scheune durchgehenden Sanitäter. Er gibt mir nicht mal Antwort.

Peter Sanowsky, der sich am Morgen zur Scheune hereindrückt, beauftrage ich, bei den verwundeten Kameraden nachzufragen, wer das Geld verloren hat. Er bringt den Bescheid, dass die Scheune seit gestern schon einigemale von Verwundeten geräumt worden sei. Ich solle doch das Geld für mich behalten.

Mein Anerbieten, ihm die Hälfte davon zu geben, lehnt er mit den kurzen Worten ab: «Ich brauche kein Geld mehr.»

Ohne dass er es merkt, schiebe ich ihm fünf Mark in seine weiten Stiefelschäfte; er wird sie schon finden.

Von Peter erfahre ich, dass ausser ihm noch ganze vier Mann von der Kompagnie übrig sind. Der Kompagniefeldwebel, der Kompagnieschreiber und die zwei Küchenbullen seien noch im Dorf und wüssten nicht, was anfangen. Fenz, der Küchenunteroffizier, wolle nicht glauben, dass die Kompagnie vernichtet sei, und warte immer noch auf Befehl, seinen gefüllten Kochkessel nach vorne zur Kompagnie zu fahren.

Weiter erzählt mir Peter, dass unser Kompagnieführer Ukenberg hier in einem Hause liege; er sei nicht transportfähig, seine beiden Augen seien verloren.

Ich vergesse für einen Augenblick meine Schmerzen. Leutnant Ukenberg war ein Offizier, der mit seinen Leuten immer auf gutem Fusse stand. Wenn eine Sache ohne allzugrosse Opfer nicht ging, liess er sich überreden, sie zu unterlassen. – Die Besten trifft immer das härteste Schicksal.

Es wird früh neun Uhr sein. Als wir aus der Scheune getragen werden, steht die Strasse wieder voll mit kleinen Bauernwagen. Auch eine Reihe grosser Autos ist zu sehen. Mit noch einem Kameraden werde ich auf einen mit Stroh ausgelegten Wagen gelegt. Peter gibt mir noch rasch die Hand.

«Leb wohl, Peter; mach's gut.»

Er gibt mir keine Antwort. Ich sehe Tränen in seinen Augen. Dann fährt der Wagen ab. Peter bleibt zurück.

Vor uns kniet ein galizischer Bauer und treibt sein kleines, struppiges Pferdchen an.

Wir sind schon eine gute Strecke gefahren, da taucht plötzlich Peter wieder neben dem Wagen auf. Er gibt mir die fünf Mark zurück

und sagt nochmal: «Ich brauch kein Geld mehr, ich muss hier sterben.»

«Quatschkopf!» entfährt es wider Willen meinen Lippen, aber Peter hört nicht mehr, was ich ihm noch weiter sagen will, er ist schon weg. Ich habe Peter zum letztenmal gesehen.

Nach der Heimat

Die Strasse ist furchtbar schlecht und voller Löcher; wir werden in dem Wagen hin- und hergeworfen. Aber ich beginne mich, trotz der Schmerzen, doch zu freuen. Immer weiter rücken wir von der Front ab. Endlich ist die Stunde, nach der ich mich so lange sehnte, gekommen: es geht heimwärts.

«Du, Kamerad,» wende ich mich zu meinem Leidensgenossen, «wir haben es geschafft. Freust du dich nicht auch, von dem Mist wegzukommen?»

Er antwortet nur mit einem Stöhnen und hält seine beiden Hände auf die Brust. Der ist schlimmer dran als ich. Sein Kopf ist ganz hintenüber gesunken. So gut ich es vermag, gebe ich ihm eine bessere Lage.

«Danke,» sagt er schwach.

Gegen Mittag treffen wir bei einer Sanitätskompagnie ein. Wir werden in grossen Zelten untergebracht und frisch verbunden. Die, welche essen können, bekommen einen Teller Suppe.

Nach zwei Stunden geht es schon wieder weiter, diesmal in Sanitätsautos. Nach kurzer Fahrt gibt es eine Stockung; ein Auto ist in den Strassengraben gefahren und umgefallen.

Zarte Behandlung sind wir ja nicht gewöhnt, erwarten sie auch nicht. Aber man dürfte von den Etappenmenschen doch erwarten, dass sie ihre verwundeten Kameraden nicht in den Dreck schmeissen.

Am Abend erreichen wir eine Stadt. In einem grossen Gebäude werden wir in scheinbar saubere Betten gelegt. Zum erstenmal seit langer, langer Zeit, bis aufs Hemd ausgekleidet, wieder mal in einem Bett! Herrgott, ist das ein Gefühl.

Wenn die eigenen Schmerzen und das Stöhnen der andern einem nicht an den Krieg erinnert hätten, hätte man meinen können, man befinde sich daheim bei Mutter.

Ein gellendes Geschrei lässt mich auffahren. Es ist Tag. Man sagt mir, es sei schon zehn Uhr.

Ein freundlicher Mensch von einem Sanitäter bringt mir eine Tasse Kaffee; ich staune! Kaffee mit Milch und ein weisses Brötchen! «Was ist das für ein Lärm, Kamerad?»

Ich sehe ihm an, dass er nicht gerne antwortet; aber er verrät mir doch, dass sie nebenan einem Russen ein Bein abgenommen hätten, ohne denselben zu chloroformieren. Und weiter sagt er: «Wir haben hier Transport über Transport abzufertigen, seit gestern fehlen uns verschiedene Arzneimittel.»

Er fordert mich zum essen auf; aber der Appetit ist mir vergangen. Die Angst legt sich wie ein Panzer um meine Brust. Was wird mit mir geschehen? Ich greife nach meinem Bein; ich kann es kaum bewegen, fühle aber fast gar keine Schmerzen. Und nun kommt mir auch die Freundlichkeit des Sanitäters ganz verdächtig vor. Ist der Kerl falsch? –

Warum erzählt der mir nur, dass sie kein Chloroform mehr hätten? Will der mich quälen? Ich habe schon derartiges gehört.

«Was habt ihr mit mir vor?»

«Habe keine Angst, Kamerad, es geschieht dir nichts. Iss jetzt etwas, du wirst gleich zur Untersuchung abgeholt.»

Ich schiebe das Brett mit dem Kaffee und Brötchen weg und gebe keine Antwort mehr. Gleich darauf werde ich auf eine Bahre gelegt, in das Zimmer nebenan getragen und vollständig nackt auf einen Tisch gelegt. Schon stehen auch drei in weisse Mäntel gehüllte Männer vor mir. Sie lösen den Verband und untersuchen die Wunde, die Geschwulst ist ziemlich zurückgegangen. Was die Herren miteinander sprechen, kann ich nicht verstehen; aber jedenfalls merke ich, dass es mit mir nicht so schlimm steht, als ich angenommen hatte; und als sie mir jetzt einen frischen Verband anlegen, nehme ich im Stillen die Anschuldigung, dass der Sanitäter ein falscher Kerl sei, wieder zurück.

Noch bin ich nicht fertig. Ein Arzt untersucht den ganzen Körper, horcht auf Herzschläge und fühlt den Puls. Alles, was er sagt, schreibt ein Assistent auf ein Blatt Papier. Plötzlich fahre ich hoch; ohne mir etwas zu sagen, sticht er mir mit einer Nadel tief in den rechten Oberschenkel.

«Sehr empfindlich,» sagt er gelassen, und der Assistent schreibt. Aber es hätte gar nicht viel gefehlt, so hätte ich dem Herrn Doktor gegen den Bauch getreten. Ich fluchte eine halbe Stunde später noch wegen dieser unnötigen Schinderei. Die Untersuchung der Wunde ging auch nicht ohne verstärkte Schmerzen ab; warum dann nachher noch eine Nadel ins Fleisch bohren?

Am Nachmittag liege ich im Bett. Die Schmerzen sind zum aushalten. Träumerisch sehe ich nach dem nahen Fenster. Meine Finger spielen mit den Knöpfen meiner am Bettpfosten aufgehängten Hose. Ein Kribbeln an den Handgelenken lässt mich diese beschauen und ich sehe, dass meine Hände über und über mit Läusen aller Altersklassen bedeckt sind. Schnell streife ich sie auf den Boden ab. Meine Hosenträger sind die reinsten Läusepyramiden; in den aufgehängten Hosen ist eben nichts mehr zum beißen und kein Blut mehr zu saugen, und da sagten sich die Läuse: «Wir ziehen um.»

Der freundliche Sanitäter will mir ein Paar andere Hosen verschaffen; aber ich lehne ab. Wenn ich das gewollt hätte, dann hätte ich schon vorne einem toten Kameraden ein Paar abziehen können.

Um für einen neuen Transport Platz zu machen, werden wir um vier Uhr wieder in Autos verladen. Nach zwei Stunden kommen wir in der halb zusammengeschossenen Stadt Ratsiwilow an und werden an ein bayrisches Feldlazarett abgeliefert.

Ich habe eine gute, fast schmerzlose Nacht; von dem Stöhnen der andern Kameraden höre ich nicht viel.

Am Vormittag gibt es in unserem Saal einen Heidenspektakel. Der Sanitäter, so'n richtiger grober Bayer, will einem Kameraden mit einem Bauchschuss auf dessen flehendes Betteln und Stöhnen, er verbrenne, nichts zu trinken geben.

«Gib doch dem Mann etwas zu trinken, er verreckt ja doch!» rufen ein paar.

Einem andern Kameraden, der eine Zigarette raucht, bietet der Bayer eine Ohrfeige an.

«Raus, du Saubayer mit deinem dreckigen Bierbauch!» ruft einer. Ein paar andere brüllen: «Licht aus! Messer raus! Gib ihm Saureres, dem Bierkopf!»

«Seid's stad, ös Saubarteln; ös Malefizbande, ös dalkige, woll'n ma schon zeig'n, dass ma hier in an bayrischen Lazarett san und nicht bei den Preiss'n!»

Die Antwort bleiben wir ihm nicht schuldig; um Kosenamen sind wir nicht verlegen.

Wütend und fluchend verlässt der Sanitäter den Saal und schlägt krachend die Tür hinter sich zu. Gleich darauf tritt der Arzt ein. Er nennt uns eine unvernünftige Gesellschaft, die auf Schwerwundete keine Rücksicht nehme.

«Heute noch schmeissen wir euch hier raus!» sagt er.

Ein Feldweibel, der unter uns ist, klärt den Arzt über das Geschehene auf und meint, dass wir für Ohrfeigen von einem Sanitäter nicht sehr empfänglich seien; er verlangt, dass der Sanitäter den Saal nicht mehr betreten dürfe.

Der Sanitäter kommt nicht mehr; aber am Nachmittag um zwei Uhr kommen ein paar andere und helfen uns, nicht gerade zart, beim Anziehen unserer Lumpen. Zwei Offiziere stehen an der Tür und schauen dem Ganzen wortlos zu.

«Aha, wir fliegen! Gottseidank, dass wir hier von dieser Lausebude wegkommen!»

«D' Goschen halt's, ös saudumme Dackeln!»

Ruck, ruck, ruck, ruck, geht's mit mir der Treppe hinab. Ich halte mich an den Seiten der Tragbahre fest, um nicht herunterzufallen. Mit Schwung werden wir in die Autos geschupst.

«Fahrts zum Teifl, ös Preissenpack!»

«Leb wohl, du vollgefressener Bierbayer.»

Die Stoffseiten an den Autos sind hochgeschlagen; ein hübsches Mädels will uns Zigaretten hereinreichen, wird aber von den Sanitätern weggewiesen. Unter einem Schwall von Sonntagsnamen, die wir den Bayern zurufen, fahren wir ab.

Nach zwei Stunden Fahrt kommen wir in Zollkiew an. Nahe den Bahngleisen sind grosse Berge von Granaten allen Kalibers aufgestapelt. Dahinter reiht sieb ein grosses Zelt an das andere; eines derselben nimmt uns auf. Hier steht Bahre an Bahre; die meisten, die hier liegen, sind transportfähig. Die Schwerverwundeten sind in einem andern Zelt untergebracht.

Zum erstenmal sehe ich hier weibliches Pflegepersonal, junge, hübsche Mädels in Schwesternkleidung. Geschäftig eilen sie, von unseren Blicken verfolgt, hin und her; aber wir merken bald, dass sie sich mehr um die anwesenden Offiziere als um uns schmutzige und verlauste Soldaten kümmern, und ich muss gestehen, einen appetitlichen Anblick bieten wir skelettartigen, in zerrissenen Lumpen steckenden Burschen nicht, und Parfümdüfte gehen auch keine von uns aus.

In der Nacht bittet der neben mir liegende Kamerad eine Schwester um die Bettschüssel. Bereitwilligst bringt sie ihm die Schwester und hilft ihm, der sich mit seinem Hüftenschuss nur schwer und nur unter grossen Schmerzen bewegen kann, darauf. Ich hatte es auch nötig gehabt; aber ich bringe es nicht fertig, die Schwester um so etwas zu bitten. In einem sicheren Augenblick wälze ich mich von der Bahre, krieche auf Händen und meinem

gesunden Bein unter der Zeltwand hindurch und verrichte dort, was zu verrichten ist, so gut es eben geht.

Meiner Schmerzen wegen könnte ich schon schlafen. Wenn ich ruhig liege, spüre ich nicht mehr viel davon; aber das Stöhnen der andern und der Lärm vor dem Zelt, wo ständig Züge rangieren und Lokomotiven heulen, macht dies zur Unmöglichkeit.

Es ist Tag. Von Zeit zu Zeit hebe ich die Zeltwand hoch und schaue sehnsüchtig zu, wie Verwundete in einen Lazarettzug verladen werden. Auch von unserem Zelt werden einige hinausgetragen; soviel ich sehen kann, sind es Offiziere, die kommen natürlich immer zuerst dran. Wir sollen morgen verladen werden, heisst es.

Langsam vergehen die Stunden. Im Zelt ist eine furchtbar schwüle, von pharmazeutischen Gerüchen durchschwängerte Luft, die einem fast den Atem nimmt. Um die Luft um mich herum zu verbessern, rauche ich Zigaretten, die mir eine Schwester auf mein Bitten hin schenkte.

Am Nachmittag kommt ein neuer Transport. Um für die Leidensgenossen Platz zu machen, werden die Bahren besser zusammengerückt. Erhöhtes Stöhnen und Jammern durchzieht das Zelt. Es sind meist Schwerverwundete, ganz in Binden eingehüllte Köpfe, fehlende Arme und Beine. Ein Feldprediger verschwendet Trost- worte, die nicht gehört werden wollen, weil sie die fehlenden Glied- massen nicht ersetzen.

Eine furchtbare Nacht liegt hinter mir. Die Gewissheit der im Zelte liegenden Verstümmelten, ihr Leben lang Krüppel zu sein, wirkt stärker als alle beruhigenden Einspritzungen und Schlaf- mittel. Die Schwester und starke Männer haben eine schwere Arbeit. Das Zelt ist von Schreien, Heulen und Fluchen erfüllt. Dazwischen gellt von Zeit zu Zeit ein schauriges Lachen, das meinen Körper er- zittern macht. Das ist ja schrecklicher als vorne im tollsten Feuer. Ich halte mit den Händen meine Ohren zu, um nichts mehr zu hören. Dort rennen sie hinter einem her, der einen dick verbundenen Arm- stummel in die Luft streckt.

«Ich kann doch nicht ohne Beine leben,» gellt es von irgendwo her.

«Lasst mich doch sterben,» bittet einer, der immer wieder versucht, seine Verbände abzureissen.

«Nein, dieser Jammer, ich werde verrückt,» stöhnt der Kamerad neben mir.

Am frühen Morgen werden wir aus den Zelten getragen. In langen Reihen liegen wir auf Tragbahren in der schon heiss bren-

nenden Sonne, und dann kommt Befehl: «Wieder zurück in die Zelte!»

Ein gefüllter Sanitätszug – alles schöne Wagen – ist soeben abgefahren; aber auf der andern Seite steht noch einer, der besteht meistens aus Viehwagen, aus welchen Kameraden Abschied winken. Ich denke an die vergangene Nacht; wenn ich eine solche nochmal erleben muss, bin ich reif für ein Irrenhaus.

Gar nicht weit von mir liegt ein Haufen russischer Gewehre. Jetzt heisst es handeln. Mittels Zigaretten, die ich in die Höhe halte, locke ich einen russischen Gefangenen, der sich in meiner Nähe aufhält, heran.

«Schnell, Pan, bring mir zwei von den Gewehren, die dort liegen.» Er tut es sofort.

Die Luft ist rein, die Sanitäter haben alle Hände voll zu tun und können nicht auf jeden Einzelnen achten. Der Russe hilft mir auf den gesunden Fuss; ich nehme die Gewehre wie zwei Krücken unter die Arme und arbeite mich, so gut und rasch es geht, zum Zug.

«Rasch, Kamerad, hierher; hier ist noch Platz!» Hände strecken sich mir entgegen. Vor meine Augen legt sich ein Schleier, ich spüre, wie ich in den Wagen gezogen werde. In meinem rechten Bein wühlt ein Teufel; aber gleichzeitig merke ich auch, dass der Zug rollt, und das ist die Hauptsache. Weg von dem Elend, der Heimat entgegen!

Der Viehwagen ist mit zwei übereinander liegenden strohbedeckten Pritschen ausgestattet. Ein Kamerad mit einem Achselschuss tritt mir sein Lager ab, weil er, wie er sagt, doch nicht liegen könne.

«In Jaroslau werden wir ausgeladen und kommen in Reserve-lazarette,» höre ich einen sagen. Verdammt nochmal, da habe ich mich ja schön in die Tinte gesetzt! Ich denke an Peter Sanowsky, den sie auch in einem solchen Lazarett ein wenig angeheilt und dann wieder nach vorne geschickt haben. Ach, was bin ich doch ein Esel.

In Jaroslau halten wir lange auf dem Bahnhof. Ängstlich beobachte ich durch das kleine Fenster, ob Anstalten zum Ausladen gemacht werden. Einmal sehe ich, wie eine mit einem Tuch zugedeckte Bahre an unserem Wagen vorbei getragen wird.

Ein Sanitäter steigt in den Wagen und fragt, wer es vor Schmerzen nicht mehr aushalten könne, soll sich melden. Aber es meldet sich keiner. Die mit den grössten Schmerzen beißen vor Angst, ausgeladen zu werden, die Zähne zusammen und schweigen.

In unserem Wagen riecht es furchtbar schlecht. Einigen Kameraden, die seit gestern nicht mehr verbunden wurden, tropft der Eiter unter den Verbänden hervor.

In Tarnow erhalten wir gute österreichische Verpflegung: Bohnen und zwei Würstchen und dann noch Tee mit Rum.

Zwei in unserem Wagen müssen sich jetzt doch ergeben und sich ausladen lassen. Sie sehen schlecht aus und stöhnen schwach. Ob sie noch lange leben? Zwei weitere müssen, weil sie im Fieber wild um sich schlagen, ebenfalls auswaggoniert werden. Dadurch erhalten wir etwas mehr Platz.

Die Fahrt dauert endlos lange; in Krakau wird der ganze Zug revidiert und es werden neue Verbände angelegt, was einen halben Tag in Anspruch nimmt. Einige Kameraden haben keine neuen Verbände mehr nötig. Sie sind schon tot oder werden als hoffnungslos aus den Wagen genommen. Dass nicht mehr von den Schwerverwundeten auf der langen Reise in den nicht federnden Viehwagen starben, ist geradezu als ein Wunder anzusehen.

Endlich sind wir am Ziel. In Königshütte in Oberschlesien ist die Fahrt zu Ende. Der Bahnhofplatz ist durch dicht nebeneinander stehende Polizisten abgesperrt; dahinter staut sich eine grosse Menschenmenge, welche, als wir zu den bereitstehenden Wagen getragen werden, in Hurra und Hochrufe ausbricht.

Also hier herrscht immer noch Begeisterung, die haben noch nicht genug vom Krieg.

Im Wagen befindet sich ein Sanitäter, der fragt mich, ob ich keine Stiefel oder Schuhe hätte. Für mich antwortet ein Kamerad:

«Er hat sie im Schlafsalon an der Front stehen lassen; dafür hat er aber 'ne Menge Läuse mitgebracht.»

Der Sanitäter, ein geschniegelter Bursche mit gepflegtem Gesicht und Händen, macht ein schiefes Gesicht und rückt von mir ab, was mich zu einem lauten Lachen reizt.

Mit vielen anderen Kameraden komme ich nach Königshütte-Lipine in ein Knappschaftslazarett (Bergwerkslazarett). Im Korridor werden wir vollständig entkleidet, die Lumpen werden sofort in einen Sack gesteckt; meine Habseligkeiten, Andenken und Wertgegenstände halte ich in meinem Brotbeutel aufbewahrt. In einem Waschraum werden wir gründlich abgeschrubbt und kommen dann in einen grossen, hellen Saal, in weisse, mollige Betten. Eine gute Suppe wird uns verabreicht, und nachdem ein Arzt meine Wunde untersucht und frisch verbunden hat, falle ich sofort in einen tiefen Schlaf, aus welchem ich nach vierzehn Stunden geweckt wer-

den muss, um frisch verbunden zu werden und etwas essen zu können. Kaum damit fertig, versinke ich wieder in das Nichts und erwache, nachdem ich nochmal zehn Stunden geschlafen habe, von selbst. Mir ist wohl wie schon lange nicht mehr. Schmerzen spüre ich fast gar keine. Ich bin besser daran als fast alle bei mir liegenden Kameraden. Neben mir liegt einer, dessen Arm mit einem Band gegen die Saaldecke hinaufgezogen ist. In seinem Oberarm sitzen ein paar Granatsplitter, die ihm furchtbare Schmerzen verursachen. An seiner Schulter ist ein Becken angebracht, in welches ständig Eiter aus den Wunden hineinläuft. Von meinem Kameraden rechts von mir sehe ich nur eine grosse weisse Kugel, die sich unablässig hin und her bewegt. Mir gegenüber liegt still und ergeben ein junger Bursche ohne Beine. Einen sehe ich mit zur Decke gezogenem Bein, der stösst von Zeit zu Zeit Schmerzensschreie aus.

Barmherzige Schwestern gehen hin und her und erfüllen ihre schwere Pflicht. Um ein Bett ist ein Wandschirm aufgestellt. Gegen Abend trägt man von dort einen seinem Bauchschuss Erlegenen aus dem Saal. In der vierten Nacht springt der rechts von mir aus dem Bett. Mit Gewalt wird er wieder darauf gelegt und festgebunden. Er erschöpft sich in Befreiungsversuchen. Die beruhigende Einspritzung kommt viel zu spät; am Morgen ist er tot, es hat ihn niemand sterben gesehen. Ich kann es hier nicht mehr aushalten und bitte den Arzt, in einen ruhigeren Saal zu kommen. Mein Wunsch wird erfüllt. Mitbestimmend war mein hohes, mehr durch die Aufregung als durch meine Wunde verursachtes Fieber.

Hier ist es, wenn auch nicht ganz ruhig, so doch viel ruhiger. Die hier im oberen Saal liegen, sind zum grossen Teil schon länger hier als wir andern und in der Genesung schon ziemlich weit vorgeschritten.

Schon nach zehn Tagen bin ich soweit, dass ich nur noch bei Nacht im Bett bin. Auf Krücken mache ich, obwohl das verboten ist, ausgedehnte Spaziergänge. Die hohen Schutthalden und die Fördertürme der Bergwerke erwecken mein Interesse. Mit von der Schicht kommenden Bergwerksarbeitern, Männern und Frauen, pflege ich lange Unterhaltungen. Alle klagen über zu wenig Essen; sie sehen aber auch alle mager, bleich und abgehärmt aus. Einmal treffe ich einen vierzehnjährigen Jungen mit einer Grubenlampe. Ich frage ihn:

«Woher, Junge?»

Mit dünner, müder Stimme antwortet er freundlich: «Von der Arbeit.»

«In der Grube?»

«Ja,» antwortet er.

Ich treffe ihn jetzt jeden Tag. Heute fragt er mich, ob icli einmal mit ihm nach Hause kommen wolle; er habe seiner Mutter von mir erzählt. Ich sage sofort zu. Wir verabreden uns für den nächsten Tag. Nach der Schicht um vier Uhr steht er vor dem Lazarett und wartet. Das ist ein Fehler. Es ist uns streng verboten, ein Haus zu betreten. Ich verständige mich mit ihm. Nach zwanzig Minuten treffen wir uns am gewöhnlichen Ort. Der liebe Kerl geht mit glänzenden Augen neben mir.

«Wie sich meine Mutter freuen wird,» sagt er.

Ich selbst bin meiner nicht so ganz sicher; ich komme mir etwas frech vor.

In geraden Reihen stehen kleine Hütten, nicht viel besser als die in den polnischen Bauerndörfern. In eine derselben führt mich mein junger Freund. Hier herrscht Armut, anders habe ich es auch nicht erwartet, doch die Stube ist sauber und heimelig. Eine richtige Mutter empfängt mich herzlich. Ich erfahre von ihr, dass ihr Mann im Felde ist. Eine neunzehnjährige Tochter arbeitet in einem Walzwerk an einer Drehbank. Nach einer Stunde verabschiede ich mich.

«Kommen Sie doch nächsten Sonntag wieder,» bitten Mutter und Sohn. Ich sage zu, die Leute gefallen mir; sie sind arm, aber ehrlich und aufrichtig.

In den ersten Tagen meines Hierseins erkundige ich mich brieflich bei meinem Ersatzbataillon in Swinemünde nach der neunten Kompagnie. Die neunte Kompagnie bestehe natürlich nach wie vor, erhalte ich zur Antwort. Kompagnieführer sei ein Leutnant Bingerbach. Momentan kämpfe das Bataillon vor der Festung Brest-Litowsk. Am gleichen Tag noch schreibe ich eine Karte an Peter Sanowsky und bitte ihn, mir mitzuteilen, wie es ihm geht und ob noch andere Kameraden von der neunten Kompagnie nach meinem Abtransport zum Vorschein gekommen seien.

Gestern nun erhalte ich die Karte zurück, auf der Adressseite ein Kreuz: «Gefallen auf dem Feld der Ehre am 6.7.1915.»

Also Peter hat recht behalten. Er hat sein ewiges Lied, dass er in Russland sterben müsse, ausgesungen und liegt nun dort irgendwo verscharrt. Armer Peter!

Mir geht es immer besser. Ich kann zwar das Bein noch nicht recht gebrauchen, aber Schmerzen verspüre ich nicht mehr. Es geht in unserem Saal schon ziemlich ausgelassen zu; die frommen Schwestern haben mit uns ihre liebe Not. Jeden Morgen um sieben Uhr ist bei uns Tagwache. Eine Schwester tritt um sieben Uhr zur Tür

herein und fängt laut an zu beten. In der ersten Zeit konnte sie dies ungehindert tun, aber jetzt ist jeden Tag etwas anderes los. Ist die Schwester schön, so fliegen ihr Scherzworte zu; ist es eine andere, so schimpft irgendeiner wegen der Ruhestörung. Der Doktor sagt: «s ist Zeit, dass ihr raus kommt.»

Heute laden uns die Schwestern freundlich ein, morgen früh an einer Primizfeier, die in der Knappschaftskapelle stattfindet, teilzunehmen.

«Um sechs Uhr kann ich noch nicht aufstehen, Schwester.»

«Schwester,» ruft einer, «wenn Sie ein anderes Kleid anziehen, komme ich mit Ihnen.»

«Ich auch – ich auch,» tönt's aus allen Ecken. Die Schwestern werden von unserem Lachen angesteckt; aber sie entfernen sich, ohne noch etwas zu sagen.

Es geht keiner von uns an die Primiz; aber wir hören so noch genug davon. Singen und beten, sogar den neugebackenen Pfarrer hören wir sprechen. Und jetzt kommt ein Lied, das ich zum erstenmal höre. Es kommt darin folgender Satz vor: «Höre auf mit diesem Krieg, schenk, o Jesus, uns den Sieg!»

Das heisst doch: Lass, o Jesus, die andern kaputt gehen, damit wir Deutsche den Krieg gewinnen!

Ach, was ist doch die christliche Moral für ein schrecklich Ding! Jesus hat doch die Liebe gepredigt, und hier bitten fromme Menschen um Vernichtung des Gegners; das ist zum schütteln.

Heute Mittag ist in unserem Saal grosse Galavorstellung. Jeder muss dazu etwas beitragen: einen Scherz, einen Witz, ein Lied oder sonst etwas. Die Stimmung ist fröhlich und ausgelassen. Ich erinnere mich meiner Turnkunst. Der erste Versuch, auf den Bettpfosten einen Handstand zu drücken, gelingt nicht. Die Kameraden binden mir einen Besenstiel auf den Rücken, der mir bis zum Fuss reicht, und befestigen daran das rechte Bein. Jetzt geht es so gut, als hätte ich meinen Lieblingssport, das Turnen, noch nie unterbrochen. Da geht die Tür auf.

«Achtung!» brüllt einer.

«Runterhelfen!» rufe ich.

Als Antwort ertönt schallendes Gelächter. Ich lasse mich rückwärts auf das Bett fallen und schaue verdutzt in das lachende Gesicht des vor mir stehenden Arztes, neben dem drei Damen stehen.

«Fabelhaft,» sagt der Doktor, «wo haben Sie das gelernt?»

Ich war zu verblüfft, um Antwort geben zu können. Eine der Damen legt mir lachend zwei Schachteln Zigaretten neben den

Kopf. Spät in der Nacht unterhalten wir uns noch über diese lustige Begebenheit.

Sonntag ist's! Heute werde ich zu meinem jungen Freund Alexander, seiner Mutter und deren Tochter Mania gehen. Ich bin gespannt, wie sich das Mädels mir gegenüber verhält. Alexander sagte mir nämlich, dass Mania nicht gut auf die Deutschen zu sprechen sei.

Alfred Jahn, einer von der zwölften Kompagnie, der bei mir im Saal liegt und mit dem ich Freundschaft geschlossen habe, will mich ausgerechnet heute mit ins Kino schleppen. Wenn ich ihm sage, was ich vorhabe, will er mitkommen, und das will ich nicht. Um ein Uhr lege ich mich mit einem Buch im Garten auf einen Liegestuhl. Dem neben mir stehenden Alfred, der mich, weil ich nicht mitkommen will, einen Ochsenschädel nennt, sage ich, dass ich es satt habe, mit Krücken in der Stadt herumzulatschen.

«Aber du bist doch gestern auch nur mit einem Stock herumgelaufen!»

Ich gebe keine Antwort.

Endlich schiebt Alfred wütend davon. Ich gehe in den Saal zurück, vertausche die Krücken mit einem Stock und mache mich auf den Weg. Mit einem Papiersack voll weisser, frischer Brötchen – etwas anderes kriegt man hier ja nicht – und zwei grossen Tafeln Schokolade treffe ich bei Familie Lonazow ein. Alex empfängt mich schon vorm Haus. Er ist erfreut, mich ohne Krücken zu sehen. Er kommt mir heute verändert vor, seine Augen sind tränenfeucht.

«Was ist mit dir, Alex? Du hast geweint, warum?»

«Sie kommen so spät, und ich muss um vier Uhr zur Arbeit.»

«Heute am Sonntag? Nicht möglich! Kann nicht ein anderer für dich mal in die Grube gehen und für dich die Weichen stellen?»

«Nein, das ist nicht erlaubt.»

Ich gebe ihm den Papiersack zum Halten, suche in meiner Tasche im Portemonnaie nach einem Markstück und schiebe es ihm mit den Worten: «Kauf dir was Gutes, Alex, und nimm es mit in die Grube,» in seine Tasche.

Als ich in die Stube trete, merke ich gleich, dass noch etwas anderes an Alexanders Tränen schuld sein muss als das, dass er heute am Sonntag zur Arbeit muss. Mutter Lonazow empfängt mich heute nicht so freundlich wie das erstemal. Mania, die Tochter, für mich eine Schönheit, sieht mir mit kühlem Blick fest in die Augen « und sagt auf polnisch »guten Tag«. Meinen Händedruck erwidert sie nicht. Allem Anschein nach ist hier vor meinem Eintreffen ein Meinungsaustausch ausgetragen worden.

Ob ich wohl die Ursache dazu war? Es scheint so.

Mutter Lonazow serviert einen Kaffee. Die weissen Brötchen liegen auf einem Teller. Zu viert sitzen wir am Tisch; aber es will keine Unterhaltung in Fluss kommen. Ich biete Mania, die mir gegenüber sitzt, ein Brötchen an; aber mit einem polnischen Tschenguie (Danke) lehnt sie ab. Mir ist unbehaglich zumute. Alexander stört das nicht, er verschlingt schon das dritte Brötchen, auch die Mutter kaut zögernd an einem solchen herum.

Unvermittelt sagt Mania: «Sprechen Sie polnisch?»

«Blocho, Madga Mania.» (Schlecht, Fräulein Mania.)

Schweigen.

«Sprechen Sie nicht deutsch, Fräulein?»

Bevor sie antworten kann, sagt Mutter Lonazow: «Sind Sie verheiratet?»

Das Gesicht, das ich auf diese mir ungewohnte Frage gemacht haben muss, muss nicht sehr geistreich ausgesehen haben; denn Mania bricht plötzlich in lautes Lachen aus, und lachend sage ich, dass ich noch ledig und erst vierundzwanzig Jahre alt sei.

Der Bann ist gebrochen. Mania geht endlich aus sich heraus und richtet ein paar Fragen in weit freundlicherem Ton als vorher an mich.

Ich erzähle von meiner Heimat und der Schweiz.

«Schweiz, ist das weit?» fragt Mania.

«Sehr weit.»

Alex will wissen, ob es da auch Kohlenbergwerke gibt.

«Nein.»

Ob ich ihm nicht helfen kann, nach der Schweiz zu kommen.

«Das ist schwer, Alex; du bist noch viel zu jung, und überhaupt musst du hier bleiben und deiner Mutter helfen.»

«Aber vorhin haben Sie doch gesagt, dass Sie auch in die Schweiz gegangen sind, ohne ihrer Mutter etwas davon zu sagen.»

«Hm, da war noch nicht Krieg.»

Mania lässt wieder ihr Lachen hören. «Sie sind daheim durchbrannt, und jetzt wollen Sie nicht, dass es andere ebenso machen.»

«Aber, Fräulein, ich war damals schon achtzehn.»

«Und ich bin neunzehn.»

«Aber Sie wollen doch nicht -----?»

«Nein, und auch Alex nicht.»

«Aber wenn ich zwanzig bin,» schliesst Alex.

Mania hat jetzt alle Reserviertheit abgelegt und erzählt:

«In der Schule wurden wir in deutscher Sprache unterrichtet, aber unsere Umgangssprache hier in Lippine ist polnisch; wir sind

hier alles Polen, keine Deutschen. In den Fabriken und Bergwerken bekommen wir weniger Lohn als die aus dem Innern Deutschlands Zugewanderten. Uns nennt man nur verächtlich Polaken.»

Das Mädel hat Temperament; äusserst heftig und scharf verurteilt sie die Frauen (Swininks, wie sie sich ausdrückt), die am Abend mit deutschen Soldaten spazieren gehen, während ihre Männer selbst im Felde sind.

Ich muss ob ihrem Eifer lächeln. Das sieht sie und sagt: «Ja, Sie sind eben auch so ein Deutscher. Mit euch kann man nicht über etwas Ernstes sprechen.»

«Ich könnte schon, aber ich will jetzt nicht,» antworte ich lachend, «vielleicht ein andermal. Mit mir selbst ist noch keine Frau spazieren gegangen.»

Alexander macht sich zur Arbeit fertig. Angetan mit seinem Grubenanzug, in der Hand seine Lampe, kommt er zur Tür herein, um seinen Angehörigen und mir «auf Wiedersehen» zu sagen. Meine Begleitung lehnt er mit der Bemerkung ab, dass es schon ziemlich spät sei und er, um nicht zu spät zu kommen, eilen müsse. Seiner und auch Manias Aufforderung, doch noch da zu bleiben, komme ich mit einer stillen Freude sehr, sehr gerne nach.

Alex gibt seiner Mutter und Schwester die Hand. Zu mir sagt er: «Wiedersehen morgen.»

«Wiedersehen, Alex.»

Ich verbringe noch zwei weitere schöne Stunden in Gesellschaft von Mania und ihrer Mutter. Mania hat alle Schroffheit abgelegt und entpuppt sich jetzt als sehr gute Gesellschafterin. In gewissen wichtigen Lebensfragen ist sie mir weit über; ohne jede Zierelei spricht sie über die heikelsten Probleme auf sexuellem Gebiet. Mit hasserfüllten, glühenden Augen schildert sie die Leiden, welche sie in der Fabrik zu erdulden hat, weil sie sich nicht, wie viele ihrer Kolleginnen, in nähere Beziehungen mit den Deutschen einlassen will.

«Es sind alles verheiratete Männer; sie sollen doch ihre Frauen kommen lassen und uns Polenmädchen in Ruhe lassen.»

Während sie erzählt, enthalte ich mich jeder Äusserung; aber ich glaube alles, was sie mir sagt, und ich sehe, dass sich das Mädel für viel zu gut hält, um sich mit deutschen Soldaten in Tändeleien einzulassen. Mit Stolz betont sie ihre polnische Abstammung, und mit blitzenden Augen erklärt sie mir: dem Aufseher Tachelan einen bereitliegenden Drehstuhl in den Hals zu bohren, wenn er sie noch einmal antaste.

Allmählich gelingt es mir, sie von diesem streitbaren Thema abzulenken. Wir unterhalten uns nun über die Möglichkeiten der Kriegsbeendigung, aber leider ist hier die Aussicht düster und verworren.

«Würden Sie den Schritt, den Sie 1914 im August taten, indem Sie sich zum Kriegsdienst stellten, heute nochmal tun?»

«Kaum, Fräulein Mania, ich bin auch damals nicht ganz freiwillig gegangen. Einesteils waren meine Militärpapiere, die mich verpflichteten, am ersten Mobilmachungstage einzurücken, Schuld; zum grössten Teil aber war es die herrschende Kriegstollheit und meine Unerfahrenheit in solchen Dingen, die mich bewogen, nach Deutschland zu gehen.»

«Bereuen Sie es heute?»

«Hm. Bereuen? – Man sollte eben vorher seine Augen auf tun.»

«Warum taten Sie das nicht?»

«Sie fragen viel, Fräulein. Es wird wohl so sein, dass mir sie niemand geöffnet hat, und ich selbst war dazu noch zu jung und leider auch zu dumm. Und das ist ja eben das Schicksal der Jugend und ganz besonders das der proletarischen, zu spät zu erkennen, wie viel sie versäumt hat zu lernen und zu sehen, um das richtige Leben zu erfassen. Tritt dann plötzlich die rauhe Wirklichkeit an sie heran, dann werden die Augen gross und weit, das Kartenhaus bricht zusammen. Alle schon seit Jahren gebauten Luftschlösser zerrinnen, und übrig bleibt nichts als ein Proletarierleben mit all seinen Leiden und Nöten, für die Erhaltung des kärglichen Lebens kämpfend, um schlussendlich, seiner ungenützten Jugendjahre fluchend, von Gott und niemand gehalten, im Meer der Millionen Darbenden unterzutauchen.»

Wir unterhalten uns noch über Verschiedenes; aber endlich wird es für mich Zeit zum Gehen. Zu meiner Überraschung fragt mich Mania, ob sie mich ein Stück weit begleiten dürfe; sie wolle noch zu ihrer Freundin Nascha und habe denselben Weg.

Ich bin ein Glückspilz! Das hätte ich mir nicht träumen lassen, dass Mania mich unansehnlichen, immer noch skelettartigen Menschen begleiten will.

Nachdem mich Mutter eingeladen, bald wieder zu kommen, verlasse ich mit Mania das gastliche Haus. Die Freude, neben ihrer schönen Gestalt hergehen zu dürfen, verschliesst mir für eine Zeitlang den Mund, auch sie schweigt. Endlich sage ich unvermittelt: «Fräulein Mania, was denken die Leute über Sie, wenn Sie sich mit einem deutschen Soldaten auf der Strasse zeigen?»

Sie wird über und über rot, und mir kommt – leider zu spät – meine ungehörige Frage zum Bewusstsein; sie wird mich stehen lassen und zurückgehen, denke ich. Ohne meine Frage zu beantworten, geht sie ruhig weiter, und ich humple glücklich neben ihr her.

Jetzt ist sie es, die das Schweigen bricht und fragt:

«Sie sind doch nicht verheiratet, wie Sie mir vorhin sagten.»

«Ich bin nicht verheiratet,» antworte ich lachend.

«Und ich bin noch keine Frau; deshalb ist es auch keine Schande, wenn wir zusammen laufen.»

«Aber ich bin Deutscher, und Sie haben doch für Deutschland, wie Sie sagten, keine Sympathie.»

Wieder wird sie rot und bleibt stehen. Sie sieht mir voll ins Gesicht. Ich sehe ihr an, dass sie antworten möchte; doch tut sie es nicht und geht schweigend weiter. Beim Abschiednehmen bittet sie mich herzlich, erst am nächsten Sonntag, wenn sie daheim sei, wiederzukommen, sie wolle mir dann etwas sagen. Zum Schluss fragt sie mich, ob sie mich durch ihre oft heftigen Worte beleidigt habe.

«Ach woher, Fräulein Mania. Sie haben mir grosse Freude bereitet und gefallen mir sehr gut. Ich freue mich aufrichtig auf den nächsten Sonntag.»

Für einen Augenblick gibt sie mir lachend die Hand, sagt in deutscher Sprache: «Auf Wiedersehen am nächsten Sonntag!» und geht dann rasch davon, denselben Weg zurück, den wir gekommen sind. – Ich dachte, sie wolle zu Nascha? -----

«Auf Wiedersehen am nächsten Sonntag,» rufe ich ihr mit frohem Gefühl nach, dann ist sie für immer meinen Augen entschwunden.

Es ist Donnerstag. Soeben haben wir unser Mittagessen beendet, als es heisst, die Lazarette von Königshütte müssten sofort für die Aufnahme neuer Verwundetentransporte geräumt werden. Zwei Stunden später sitze ich mit noch vier anderen Kameraden schon auf einem Landauer und fahre dem Bahnhof zu. In der Stadt schliessen sich uns noch viele solcher Wagen mit transportfähigen Verwundeten an. In einem bereitstehenden langen Zug werden wir in Personwagen verstaubt, und alsbald geht auch schon der Zug ab.

Mit Bedauern denke ich an Mania, Alex und ihre Mutter. Hatte ich mich doch die ganze Woche schon auf den nächsten Sonntag, den ich mir schon im Voraus so schön ausmalte, gefreut.

Was wollte mir Mania sagen?

Schade. Es wär' so schön gewesen, -----es sollte nicht sein.

Es wird uns mitgeteilt, dass wir eine lange Reise zu machen haben, und wir machen es uns deshalb im Wagen so bequem, als es bei dem beschränkten Platz möglich ist.

Es ist schon Nacht, als es den ersten Halt gibt. Ein Sanitäter sagt uns, wir seien in Oppeln. Neben den Bahngleisen ziehen sich von Bogenlampen taghell erleuchtete Baracken hin.

«Es gibt hier Verpflegung!» wird gerufen. «Die gehen können, sollen aussteigen, den andern wird es gebracht.»

Die Hälfte unseres Wagens leert sich. Als nach etwa zwanzig Minuten niemand etwas bringt, probiere ich auch herauszukommen. Vom untersten Trittbrett aus habe ich einen Sprung auf einen halben Meter tiefer liegenden steinigen Abhang zu machen.

Ob ich's wage? Natürlich!

Knacks macht's in meinem linken Fuss, und ich sitze auf dem Hintern. Ich vermute, dass in meinem Fuss etwas nicht mehr ganz richtig ist, aber mehr als ein winziges Zucken spüre ich nicht. Mit Hilfe von zwei Krücken, die mir einer aus dem Wagen reicht, gelange ich zur ersten Baracke. Es gibt Suppe und Reis mit zwei Würstchen.

Unser Zug rollt wieder mit grosser Geschwindigkeit durch die Nacht. Eingekeilt zwischen Alfred Jahn und noch einem anderen Kameraden, gebe ich meinem linken Fuss jeden Augenblick eine andere Lage. Es zieht und sticht, und ich merke, wie der Schuh immer enger und enger wird, so dass ich ihn ausziehen muss. Beim Aufflackern eines Zündholzes sehe ich, dass der Fuss um den Knöchel herum schon stark geschwollen ist und die Haut glänzt. Nette Sache!

Wie die Nacht doch lang ist! Fred Jahn gibt mir mal einen Rippenstoss, weil ich auf der harten Bank immer hin und her rutsche.

Es ist endlich Tag. An einer Station gibt es Kakao und Brot. Die Kameraden raten mir, mich zu melden, um in einen Wagen mit Betten zu kommen. Ich lehne ab und melde mich auch dann nicht, als ein Sanitäter fragt, wer Schmerzen habe. Auch die Kameraden schweigen auf einen Wink hin von mir.

Wir befinden uns im Riesengebirge, aber was soll ich hier? Unsere Fahrt soll, wie es heisst, bis nach dem Rheinland gehen, und von dort aus ist es nach meiner Heimat nicht mehr weit. Um dorthin zu kommen, will ich mich schon zusammennehmen und die Schmerzen verbeissen.

In Naumburg in Sachsen werden zwei Wagen abgehängt, und weiter geht die Fahrt. Apolda, Erfurt, Eisenach, unser Zug wird

immer kürzer. Alfred Jahn erklärt, da er doch nicht nach seiner Heimat Pommern kommen könne, einfach dort auszusteigen, wo ich ausgeladen würde. Fulda. Wieder verschwinden ein paar Wagen. Der nächste Halt muss in Frankfurt am Main sein. Geht von dort aus der Zug nach Darmstadt, dann ist es richtig; geht er aber in der Richtung nach Mainz, dann muss ich, allen Anschauern zum Trotz, aus dem Wagen. Langsam fährt der Zug in die Bahnhofhalle von Frankfurt ein.

«Wohin geht der Zug?» rufe ich einen auf dem Bahnsteig stehenden Eisenbahner an.

«Nach Mainz!» tönt's zurück.

«Raus hier!» Ein Zivilist, den ich anlüge, dass ich von Frankfurt sei, ist sofort bereit, mir aus dem Kasten zu helfen. Kaum liege ich auf dem Bahnsteig, da sitzt auch schon Jahn neben mir.

Es geht alles gut. Der Zug setzt sich schon wieder in Bewegung.

«Wiedersehen, Wiedersehen,» ruft's aus den Wagen. Als letzter Gruss fliegt mein Schuh, den ich vergessen hatte, aus einem Fenster.

Ein Sanitätsoffizier fragt uns, warum wir ausgestiegen seien. «Er kann es vor Schmerzen nicht mehr aushalten,» antwortet Jahn für mich.

«Und Sie?» fragt der Offizier Jahn.

«Wir sind Kompagniekameraden,» lügt der.

Der Offizier ist, wie es scheint, ein guter Mensch. Er sagt lachend:

«Na, dann bleibt mal beisammen.»

Ein anderer hätte uns wahrscheinlich hart angefahren.

Im und vor dem Bahnhofgebäude steht eine Menge andächtig schauender Menschen. Alfred geht lachend neben mir her, der ich auf einer Bahre zu einem Wagen getragen werde.

«Du,» sagt er zu mir, «die Leute hier glauben alle, du seiest schwer verwundet.»

«Und von dir glauben sie wahrscheinlich, dass du 'nen Span hast, weil du so lachst.» Jetzt lacht er noch mehr: «Ha, ha, ha, zum Kugeln, nicht wahr?»

Es werden ziemlich viele hier auswaggoniert. Mit noch anderen kommen wir nach Frankfurt-Bockenheim in das zum Reserve-lazarett umgewandelte Hotel «Rheingauer Hof». Auch dort haben sich sehr viele Menschen angesammelt, die schweigend und teilweise mit nassen Augen zusehen, wie wir aus den Wagen gehoben werden. Mein Fuss tut mir weh; ja, aber ich kann mich doch eines Lächelns nicht erwehren, wie ich all die bedauernden Gesichter

sehe. Die halten mich wirklich für sehr schwer verwundet, und ich bin doch mit meiner verhältnismässig sehr leichten Wunde auf dem Wege der Besserung; der übertretene Fuss ist ganz nebensächlich. Zum Bedauertwerden liegt also gar keine Ursache vor; aber wenn es die Herrschaften eben wollen, dann kann es mir auch Wurst sein.

An die Reihe des Untersuchens gekommen, fragt mich der Arzt: «Was haben Sie?»

Ich zeige auf meinen geschwollenen Fuss.

«Ist das alles?» fragt er erstaunt.

Ich zögere mit meiner Antwort. Gerne hätte ich dem mich mit bösen Augen Anschauenden meinen erwachenden Trotz entgegengesetzt und ihn ein wenig an der Nase herumgeführt; aber ich bin jetzt nicht zum Grobheitenempfangen aufgelegt und sage ihm deshalb, dass ich noch einen Knieschuss habe.

Nach drei Tagen schon kann ich wieder auf meinem linken Fuss stehen. Mit meinem rechten Bein werden täglich Beugeübungen gemacht, die sehr schmerzhaft sind. Nach ihrer Beendigung sind auch immer wieder die Schmerzen vorbei.

Die Behandlung durch das männliche Pflegepersonal ist mit einer Ausnahme gut; aber das Essen ist äusserst mager; wir müssen es selbst am Küchenschalter abholen. Um sieben Uhr gibt es Kaffee, eine Scheibe Brot mit wenig Butter bestrichen, zum Frühstück Brot mit einem Stückchen nicht immer einwandfreier Wurst; zu Mittag gibt es einen Teller Suppe, einen zweiten Teller voll darf man sich nicht holen; in denselben Teller lassen wir uns dann noch Gemüse und Fleisch geben, alles sehr wenig. Um vier Uhr holen wir uns ein Tässchen Kaffee, dazu gibt's eine Scheibe Brot und ein wenig Wurst oder Käse. Abends Kaffee oder Kakao mit Brot und der zu dieser Zeit schon bekannten Rübenmarmelade. Dafür bekommt der Hotelbesitzer für jeden von uns (und wir sind im Saal über sechzig Mann) pro Tag neun Mark. Es lebe der Krieg!

Wir haben uns beim Arzt schon verschiedenemal über das schlechte und unzureichende Essen beklagt. «Ja, darum kann ich mich nicht auch noch bekümmern.» ist seine einzige Antwort.

Den Hotelbesitzer bekommen wir nicht zu Gesicht. Es wird mit dem Essen erst ein klein wenig besser, nachdem wir eines Tages mit den Brot- und Wurstportionen auf das Küchenpersonal durchs Fenster hindurch ein Trommelfeuer veranstalten.

Zur Strafe hierfür gibt es zwei Tage Ausgangsverbot, und die nach der Strasse gehenden Fensterläden werden zugemacht und festgeschraubt, so dass sie nicht mehr aufgemacht werden können.

Als wir uns über die letzte Massnahme beschwerten, erklärt uns der Arzt:

«Zahlreiche Bürger von Frankfurt beschwerten sich darüber, dass man an den Fenstern immer verbundene Köpfe und auch entstellte Gesichter sehe, was für die Damen kein erfreulicher Anblick sei.» (Voilà!)

Ach, uns kann nichts mehr verblüffen. Wir wissen längst, dass uns die Frankfurter bessere Gesellschaft zu allen Teufeln wünscht. Siege feiern sie gerne; aber der Anblick der tausend auf den Strassen herumhumpelnden Feldgrauen ist ihnen verhasst. Das passt nicht in ihr Stadtbild und stört sie in ihrer gewohnten behaglichen Ruhe.

Eine Dame der besseren Frankfurter Gesellschaft setzt sich in einem Vergnügungsetablisement nicht neben einen Feldgrauen, wenn dies kein Offizier ist. Wenn ihr kein anderer Platz zur Verfügung steht, verlässt sie lieber das Lokal.

Mein Ausgang gilt fast täglich dem reichhaltigen und sehr schönen zoologischen Garten, den ich teils zu Fuss, teils mit der Elektrischen erreiche. Mein Weg dorthin führt mich jedesmal an einem sechs Meter hohen hölzernen Hindenburg vorbei, welcher beständig von den Frankfurtern mit Schuhnägeln, das Stück zu einer Mark, vernagelt wird. Unter den Naglern sieht man viele starke, elegant gekleidete junge Männer, die ernageln sich hier jedenfalls ihre Felddienstunfähigkeit. -----

Im Zoo besitze ich zwei Freunde, die mich mit grosser Freude erwarten. Ein buntgefiederter Papagei fängt, sobald er mich kommen sieht, einen hellen Spektakel an. Wenn ich bei ihm ankomme, öffnet er weit die Schwingen, gerade als wolle er mich umarmen; dann wird er ganz ruhig und legt seinen Kopf in meine offene Hand. Für ihn habe ich immer allerlei Leckerbissen, die ich mir selbst am Mund abspare oder von andern erbittle. Der Abschied vollzieht sich immer mit demselben Geschrei wie die Ankunft.

Unterdessen fühle ich schon zwei andere Augen auf mich gerichtet; alle andern Beschauer ausser Acht lassend, steht ein sibirischer Wolf in seinem Käfig und beobachtet mich. Sobald er merkt, dass mein nächster Gang ihm gilt, beginnt er jaulend einen Freudentanz; er springt immer am Gitter hoch und überschlägt sich. Reichlich bringe ich ihm Fleischbeine und andere Abfälle, die ich nach dem Mittagessen für ihn sammle. Beim Abschied steht er hochauferichtet am Gitter und verfolgt mich mit den Augen, bis er mich nicht mehr sehen kann.

Ein einziges Mal bin ich hier in einem anderen Lazarett gewesen, um einen dort liegenden Schulkameraden zu besuchen; aber ich gehe nicht wieder hin. Es sieht dort nicht viel besser aus als in einem Schlachthaus: an Köpfen, Schultern, Armen und Beinen aufgehängte menschliche Körper; in Schalen tropfender Eiter – nein, ich kann das nicht mehr gut ertragen. Bei uns sieht es nicht ganz so schlimm aus; wir sind hier fast alles Genesende. Es sind allerdings zwei mit je nur einem Bein und einer mit nur einer Hand dabei; aber man gewöhnt sich daran. Ein halbes Dutzend haben wir mit heilenden Kopfschüssen; einige davon machen uns hin und wieder des Nachts etwas zu schaffen. Entweder werfen sie Betten samt Inhalt um oder sie fahren mit einem Bett im Saal herum, was natürlich immer Krach absetzt.

Mit Alfred Jahn will ich heute das historische Museum besuchen. Unterwegs wird ihm unwohl. Ich schleppe ihn in einen nahegelegenen Milchkiosk. Dort erholt er sich etwas und nimmt eine Asperinpille, ohne die er, wie er sagt, nicht mehr leben kann.

«Fred, es ist am besten, wenn ich dich heimbringe, ja?»

Er ist einverstanden.

Bevor wir gehen, legt uns ein nettes Fräulein eine Schachtel mit zweihundert Zigaretten auf den Tisch.

Auf unser «Danke, danke!» sagt sie nur: «Kein Anlass!» und geht rasch weg. Es ist dies die einzige Liebesgabe, die ich in dem schwerreichen Frankfurt erhalten habe.

Auf dem Weg nach dem Lazarett hält uns ein Feldweibel an, weil wir ihn nicht grüssten. Um in den Strassen die vielen uns beegnenden Offiziere nicht grüssen zu müssen, tragen wir unsere rechte Hand stets unter dem Waffenrock zwischen zwei Knöpfen. Bis jetzt hat uns deswegen auch noch keiner angehalten. Der Feldweibel will unsere Namen und Lazarett wissen. Wir laden ihn ein, mitzukommen. Im Lazarett wollen wir ihm sagen, wie wir heissen. Schon stehen etwa zwanzig Personen um uns herum, die sofort für uns Partei ergreifen. Der Feldweibel zieht es vor, zu verduften, ohne unsere Namen erfahren zu haben.

Ich helfe Jahn ins Bett. Währenddem erzählt mir einer, dass sie zur Besichtigung einer Brauerei eingeladen seien, ob ich mitkomme.

«Klar, Mensch. Wer ist noch mit von der Partie?»

Er zählt zwölf Namen auf. In Begleitung eines Unteroffiziers, der für Ruhe und Ordnung sorgen soll (der Bock als Gärtner!) zotteln wir über eine Brücke auf die andere Seite des Mains, wo die Brauerei sein soll. Und wir finden sie; für was haben wir auch

einen Unteroffizier bei uns, der geborener Bayer ist? Für so was hat Korporal Michlauer eine feine Nase.

«Hier runter müssen wir, jetzt rechts um die Ecke; das dort muss das Kamin der Brauerei sein.»

«Ich sehe schon die Kühlanlagen,» ruft einer.

«Michlauer, warst du schon mal hier?»

«Naa, aber ich werd doch noch a Brauerei z' finden wissen.»

Der Portier am Eingangstor telephonierte: «Vierzehn Feldgraue hier.»

Ein dicker Bierbauch empfängt uns mit den Worten: «Treibt's nicht zu stark,» und gibt jedem zwei Marken für zwei Mass Bier.

Beim Weitergehen lacht Michlauer: «Oans, zwoa, was mittn drin is, zählt nit.» Und seine Rechnung war richtig. Wir konnten Bier kippen, soviel wir nur wollten, und wir kippten zwei Moass und ungezählte, von einer drallen Dirn uns zugeschobene Flascherln.

«Oa, das is an Bier,» rülpsst lachend unser Michlauer.

Den Herweg hat unser Schutzengel gefunden, aber den Rückweg weiss er nicht mehr. Wir schwanken am Main entlang, bis wir zu einer Brücke kommen.

Auf der Brücke wird Michlauer wieder lebendig. Er stellt sich vor uns hin und grölt: «Ich werd doch den Weg noch findn, ös besoffne Saubande, nehems mal Haltung an. Achtung! Stihill est—»

Wir quittieren mit Lachsalven.

«Vorwärts —» Das «marsch» vergisst er, dafür sagt er: «Singen.» Er dreht sich schwankend um, setzt steif einen Fuss vor den andern und singt:

«Die Sehe—eie schwingt sich hi—himmelwä—härts wohl in das bla—haue Fi—hirmament.»

Das Letzte – und das ist der Schluss, was ich von dem Tage noch weiss – ist, dass wir uns am Mainufer von einem Schnellphotographen abnehmen liessen. Werden schöne Bilder abgegeben haben, ich hab' keine davon zu Gesicht gekriegt.

Ich erwache mit einem Kopf, in dem ein Maschinengewehr Serienfeuer abgibt.

Um neun Uhr kommt der Arzt.

«Unteroffizier Michlauer! Bringen Sie mal Ihre zwölf Mann von gestern hierher!»

Wir stehen in einer Reihe. Der Arzt bleibt vor einem jeden Einzelnen einen Augenblick stehen und geht dann zum nächsten; er sagt nichts, schüttelt nur den Kopf.

Jetzt macht er den Mund auf, sagt nur: «Für euch ist's Zeit.»

Alfred Jahn teilte mir mit, dass er heute Mittag vierzehn Tage nach seiner Heimat auf Urlaub fährt.

Donnerwetter, wenn ich nun wegen des Streiches keinen Urlaub kriege? – Meine Genesung schreitet jetzt nach zweieinhalb Monaten rasch vorwärts. Ich kann das Knie schon fast wieder normal bewegen, nur beim Gehen fühle ich immer noch etwas Schmerzen. Ich weiss, dass meine Zeit hier bald abgelaufen sein wird. Es wäre doch abscheulich, wenn ich wieder ins Feld müsste, ohne meine nur zwei Schnellzugsstunden entfernte Heimat und meine Lieben mal wieder gesehen zu haben. Mutter war ja schon zweimal hier, aber ich will auch mal wieder jemand anders sehen, und zwar eine gewisse Jemand aus der Schweiz!

Alfred gibt mir zwei von seinen berühmten Aspirinpillen ab, die ich auf einmal verschlucke. Nun hört doch endlich das verdammte Kopfweg auf. Am Mittag begleite ich ihn zur Bahn, wozu ich den Doktor erst fragen muss. Wir haben nämlich bis auf Weiteres Ausgangsverbot; um halb vier Uhr muss ich wieder zurück sein.

Alfred ist munter und voller Freude. Er erzählt mir, dass er zwei Tage in Berlin bei seiner Schwester Hermine, die dort bei einem Arzt in Stellung ist, bleiben werde; die übrige Zeit wird er in seinem Heimatdorf Gollnow zubringen. Er will mir mal eine Karte schreiben und pommerschen Speck schicken.

«Hoffentlich bist du noch hier, wenn ich zurückkomme,» sagt er, in den Wagen steigend.

«Fraglich, Fred. – Wiedersehen, Fred. Mach's gut!»

«Mach's auch gut! Wiedersehen!»

Der Zug dampft ab.

Zwei Tage lang passiert nichts. Ich grüble ständig darüber nach, wie ich's dem Arzt auf gute Manier beibringen kann, dass ich auf Urlaub fahren darf. Seit der Saufgeschichte ist der Mann nicht mehr gut auf uns zu sprechen. Am dritten Tag, während er mich in seinem Zimmer untersucht, raffte ich allen Mut zusammen und bitte ihn um Urlaub. Er sieht mich einen Augenblick an, dann legt er mir die Hand auf die Schulter und sagt: «Na ja, weil Sie von H... und auch sonst grad kein übler Mensch sind, will ich Ihnen das gestatten, machen Sie sich auf morgen bereit.»

Halleluja! Das ist der prächtigste Mensch, der mir je unter die Finger gekommen ist! Telegramme nach H... und der Schweiz gehen ab. Das nach der Schweiz bittet um sofortige Abreise nach Deutschland. Ich freue mich wie ein Kind, die Militärkleider abzuziehen und wieder mal richtiges Zivilzeug anlegen zu können.

Die Nacht über finde ich wenig Schlaf. Ich schmiede Pläne. Für jeden Tag nehme ich etwas anderes in das Urlaubsprogramm auf. Am andern Morgen stehe ich schon lange, bevor der Zug einfährt, auf dem Bahnsteig. Zwei Kameraden, die mich ansprechen, schüttle ich nach kurzer Zeit wieder ab. Ich kann mich jetzt mit niemand unterhalten. M'ne Gedanken sind ganz auf den grossen Moment des Wiedersehens eingestellt.

In einem Wagen dritter Klasse – für mich ist es heute erste – finde ich einen stillen Eckplatz.

Die Bahnhofhalle verschwindet. Der Zug fährt immer schneller, und die Räder unter mir summen:

Valleri, jetzt geht's zur Heimat,
Valleri, jetzt geht's nach Haus!